

REBEKKA PAX

WHISPERS
OF
SHADOW
AND
SILK

Die Prophezeiung

KARIBU

REBEKKA PAX
WHISPERS OF SHADOW AND SILK
Die Prophezeiung

REBEKKA PAX

WHISPERS
OF
SHADOW
AND
SILK

Die Prophezeiung

KARIBU

*Für meine Lektorin und gute Freundin
Sarah Heidelberger.
Danke für die vielen Jahre »Elfenstaub«*

Dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte in Form von Gewalt, schweren Verletzungen und Tod. Gehe bitte behutsam mit dir um, und sprich mit jemandem darüber, falls es dir während des Lesens nicht gut geht.



NORÉY

Noréys Herz raste so heftig, dass ihr von dem lauten Dröhnen und Pochen ganz schwindelig wurde.

Sie hatte sich ins Stofflager der elterlichen Weberei zurückgezogen und kauerte nun im hintersten Winkel, wohin sich sonst kaum jemand verirrte. Staub lag auf dem Boden und unter den Regalen, einzig Katzenpfoten hatten hier in letzter Zeit ihre Spuren hinterlassen. Katzen auf der Jagd nach Mäusen – und wie eine ängstliche Maus, so versteckte auch Noréy sich im Zwielficht.

Aber das würde ab heute vorbei sein. Sie wollte endlich keine Angst mehr haben müssen. In den vergangenen Tagen hatte sie jeden Tempel der neun Götter besucht und jedem eine Kerze angezündet oder eine kleine Gabe im Feuer verbrannt. Mit ihrem Beistand musste es gelingen.

Noréy hatte die Hand zur Faust geschlossen, und es war gar nicht so leicht, sie nun wieder zu öffnen. Als sie die verkrampften Finger löste, glänzte der glatte, bohngroße Gran-Stein schwarz in ihrer Hand.

Eigentlich hätte er schon vor vier Jahren in ihrem Magen verschwunden sein und sie von dort aus bis an ihr Lebensende vor dem

Bösen beschützen sollen, das in jedem einzelnen Menschen Abreliens lauerte und ihm nach dem Leben trachtete. Jedes Kind musste im Alter von sechs Jahren den Stein im Rahmen einer festlichen Zeremonie schlucken und konnte sich fortan frei bewegen.

Auch Noréy hatte das Arnas-Fest gefeiert und vor versammelten Verwandten und Freunden den Gran-Stein geschluckt. Doch in der Nacht darauf, als alle schliefen, war sie von einem schrecklichen Krampf geweckt worden. Und dann geschah etwas Unvorstellbares: Wie ein harter Käfer kroch der Stein durch ihre Kehle wieder hinaus. Sie würgte und würgte, hatte das Gefühl zu ersticken. Seitdem trug sie den Stein immer so nah wie möglich am Körper – aber eben nicht darin.

Wohl ein Dutzend Male hatte sie es seitdem wieder versucht, mit dem immer gleichen Ergebnis.

Heute musste es endlich klappen, denn es war wieder Arnas-Tag, an dem sämtliche Sechsjährige auf dem ganzen abrelischen Kontinent den Stein schluckten.

Noréy saß mit dem Rücken an ein Regal gelehnt und starrte den Stein an, der so ganz klein und harmlos in ihrer Handfläche lag. »Bitte, bitte, ihr Götter!«, wisperte sie.

Keine Angst mehr. Keine Angst vor den Schatten! Gleich hast du es geschafft, versprach sie sich und wischte mit der anderen Hand durch den gräulichen Schemen, der sich fast konturlos auf ihrer lichtabgewandten Seite über den glatten Holzboden streckte. Dies war das Übel. Hier, genau hier. Auf ewig mit ihr verbunden. Die Gefahr lauerte in ihrem eigenen Schatten, der sie wie jeden anderen Menschen auch immer und überall begleitete.

Noréy setzte das mitgebrachte Wasserglas an die Lippen, trank und schluckte dann hastig den Gran-Stein hinunter. Langsam glitt er durch ihre Kehle abwärts, sie spürte ihn die ganze Zeit. Dann, als sie noch einen Schluck trank, verschwand das Gefühl endlich.

Geschafft!



Noréy drückte ihren Rücken gegen den Balken des Holzregals, bis sich die Kanten schmerzhaft hineingruben. Die Zeit floss unendlich langsam. Wie lange würde sie warten müssen, um sicher zu sein?

Sie sah wieder auf ihren Schatten und zog mit der Fingerspitze seine verwaschene Kontur nach. So viel Elend, so viel Furcht brachten sie über die Menschen. Was mussten die Völker Abreliens nur angerichtet haben, um derart von den Göttern verflucht worden zu sein?

In der Schule lernten sie über den Großen Krieg, der vor fast einhundert Jahren dazu geführt hatte, dass der Kontinent entzweigespalten worden war. Nicht durch eine Grenze oder eine Mauer, sondern durch wilde, unbeherrschbare Magie, entfacht durch die Menschen.

Seitdem zürnten die Götter mit Abreliens. Seitdem waren die Schatten keine leblosen stummen Begleiter oder konnten von magiebegabten Menschen genutzt werden. Nein, sie waren ihnen allen zum Feind geworden. Jedem einzelnen.

Man konnte nicht gegen sie kämpfen, man konnte ihnen nicht davonlaufen. Den besten Schutz bot der Gran-Stein, der die Macht des Schattens schwächte, zusammen mit dem Zwielicht.

Im Dämmerlicht gab es keine scharfen Grenzen zwischen Hell und Dunkel. Schatten zerfaserten und wurden schwach.

Ab heute würde auch Noréy endlich keine Angst mehr haben müssen. »Danke, Geedal«, wisperte sie zur Göttin hinauf.

Sie hatte es kaum ausgesprochen, da lief ein erster Krampf durch ihre Eingeweide. »Nein, nein, bitte nicht!«

Es war doch schon so viel Zeit vergangen, seit sie ihn geschluckt hatte! Jetzt durfte es nicht mehr schiefgehen!

Sie zog die Beine an den Körper und klammerte die Arme darum. Presste mit aller Kraft, als könnte sie den Stein so zwingen, in ihrem Bauch zu bleiben. Doch die Krämpfe wurden immer schlimmer. Sie kippte zur Seite, während es in ihr wütete. Die Pein war ein



wildes Zerren und Reißen. Etwas in ihr wehrte sich, kämpfte mit Klauen und Zähnen gegen die Macht des Steins und schien dabei ihr Inneres zu zerfetzen.

Noréy wand sich und schrie. Presste sich erschrocken die Hand auf den Mund und konnte sich doch nicht zum Schweigen bringen, dafür tat es zu weh.

»Noréy? Noréy! Wo bist du, mein Mädchen? Ist etwas passiert?«

Bei den Göttern, ihre Mutter durfte sie nicht so sehen! »Es ist nichts«, rief Noréy, dann überrollte sie der nächste Krampf, und ihre Worte zerfaserten zu einem Schrei.

Sie lag auf der Seite, die Arme um die Mitte gepresst, als der Saum der langen Tunika ihrer Mutter vor ihrem verschwommenen Blick auftauchte. »Kind, bist du gestürzt?«

»Nein«, stöhnte Noréy gequält. In ihrem Hals begann ein schmerzhaftes Kratzen, die Krämpfe kamen nun in Wellen.

»Ich schicke jemanden nach einem Arzt!«

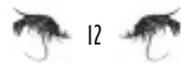
»Nein! Bleib bei mir, bitte«, wimmerte sie. Dieses Mal würde er nicht herauskommen. Dieses Mal würde der Stein sie zerreißen. So fühlte es sich zumindest an.

Ihre Mutter sank neben sie und presste sie an sich. »Was ist nur passiert? Elandaja, verschone mein Mädchen!«

Sie hatte es kaum ausgesprochen, als Noréy zu würgen begann. Es war ein Kampf, den sie nur verlieren konnte, ganz gleich, wie sehr sie sich dagegen auflehnte. Mit dem ersten Schwall kamen Wasser und Magensäure. Ein weiterer Krampf, dann schoss der Stein heraus und kullerte über den Boden.

Noréy sackte in den Armen ihrer Mutter zusammen, und der Schmerz war schlagartig fort. Vertraute Berührungen zogen sie aus dem Abgrund, in den sie beinahe gestürzt wäre. Kalter Schweiß klebte ihr die Kleidung an den Leib.

»Das ... Das ist der Gran-Stein«, sagte ihre Mutter beinahe tonlos und klaubte ihn vom Boden auf. »Schluck ihn wieder, sofort.«



Noréy richtete sich auf. »Das habe ich versucht, so oft schon. Aber er bleibt einfach nicht drin.«

Sie berichtete ihrer Mutter, dass sie ihn seit dem Fest nie länger als einige Momente im Körper behalten hatte.

Ihre Mutter hörte sich alles mit ernstem Gesicht an. Noréy erwartete Vorwürfe, doch die kamen nicht. Ihre Mutter sah ihr nur fest in die Augen und hielt sie im Arm. »Es ist schlimmer als in meinen düstersten Träumen. Kannst du aufstehen?«

»Ja, ich denke schon.«

Sie drückte Noréy den Stein in die Hand und half ihr hoch. »Pass gut darauf auf. Komm, wir müssen reden. Aber nicht hier, hier ist es nicht sicher.«

Noréy fühlte sich von der Reaktion ihrer Mutter völlig überwältigt. Sie hatte Vorwürfe erwartet, vielleicht eine Standpauke, aber nicht, schweigend in die Gemächer ihrer Mutter zu gehen, wo sie die Tür abschloss und sich mit ihr auf eine Bank setzte, die mit weichen Kissen ausgelegt war.

»Ich hatte gehofft, dass wir dieses Gespräch erst sehr viel später oder mit der Gnade der Götter sogar niemals führen müssten.«

»Was für ein Gespräch, Mama?«

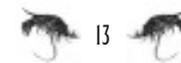
Sie nahm Noréys Hände in ihre und sah ihr ernst in die Augen, die genauso blau waren wie ihre eigenen. Ihre Mutter sah aus wie ein älteres Spiegelbild ihrer selbst, ebenso schmal, mit ebenso langem, schwarzem Haar.

»Du bist nicht die Erste, die den Stein nicht bei sich behalten kann, Noréy.«

Vor Schreck vergaß sie fast zu atmen. So etwas hörte sie heute zum allerersten Mal. Weder auf der Straße noch in der Schule gab es Geschichten oder Gerüchte dieser Art.

»Wer?«, war das einzige Wort, was sie herausbrachte.

Ihre Mutter senkte die Stimme noch etwas weiter. »Meine Schwester. Und der Vater deines Vaters.«



»Was haben sie getan?« Noréry rutschte aufgeregt auf dem Kissen hin und her. Wie dumm sie gewesen war! Sie hätte sich ihrer Mutter viel eher anvertrauen sollen. Tief in ihrem Herzen wusste sie doch, dass sie alles für ihre Kinder tat und sie über ihr eigenes Leben liebte. Wie hatte sie ihr nur so wenig vertrauen können? Hoffnung breitete sich wie ein angenehmes Glühen in ihr aus. Sicher wusste sie eine Lösung.

»Sie haben die Steine Tag und Nacht ganz dicht am Körper getragen. Es mag nicht so viel Schutz geben, aber es hat gereicht. Ihre Schatten sind nie erwacht.«

Noréry nickte enttäuscht. Es gab also nichts Besseres als das, was sie eh schon getan hatte. »Aber ich will keine Angst mehr haben müssen.«

»Du musst nur etwas vorsichtiger sein als andere. Versprich mir das.« Ihre Mutter strich ihr zärtlich über die Wange.

»Es ist unser Geheimnis, nur deines und meines. Dein Vater darf es nicht erfahren, er würde dich aus lauter Sorge ins Haus verbannen, als wärst du ein kleines Kind.«

»O nein, bitte nicht.«

»Kopf hoch, Noréry. Manche Geheimnisse sind es wert, bewahrt zu werden. Du weißt von meinen Träumen, und ich vertraue dir. Vielleicht senden die Götter mir ja ein Zeichen, wenn wir besonders vorsichtig sein müssen. Darum wollen wir Elandaja, die Glanzäugige, bitten.«

Wieder nickte Noréry mit leisem Zweifel. Die Götter anzurufen, hatte ihr bei dem Stein auch nicht geholfen.

»Kennst du andere, bei denen es so ist?«

»Nein, so etwas wird im Verborgenen gehalten. Was ich dir sagen kann, ist, dass meine Familie und die deines Vaters die Götter in der Vergangenheit scheinbar besonders erzürnt haben. Denn in uns ist die Macht der Schatten stark, und wir müssen alle Kraft aufbringen, um sie zu überwinden.«

»Was für eine Schuld, Mama?«

Sie schüttelte den Kopf. »Dafür bist du zu jung, Noréry.«

»Aber ich will es wissen.«

»Alles hat seine Zeit, Tochter.«

Nur widerwillig ließ Noréry sich in die Arme ihrer Mutter ziehen. Denn sie wusste, dass sie mit ihrer Neugier allein bleiben würde.



NORÉY

Sie war von einem Schatten verschlungen worden!

Noréy stand an ihrem Webstuhl und ließ das Schiffchen ein wenig verkrampft von einer Seite zur anderen gleiten. Der wiederkehrende Albtraum war vergangene Nacht besonders schlimm gewesen. Ob es ein Zeichen war? Ob sie nun genauso hellsichtige Träume bekäme wie ihre Mutter? Nein, bestimmt nicht. Das Unglück mit dem Gran-Stein war wirklich genug.

In einer unbewussten Bewegung strich sie über das kleine Stoffbeutelchen, das sie sich um die Mitte gebunden hatte. Der Stein war da, wie er immer da war, und er beschützte sie.

Aber warum dann der Traum? Noréy war so vertieft in ihre Gedanken, dass sie nur am Rande bemerkte, wie die anderen in die Mittagspause gingen. Wenn ihre Arbeit nur nicht so viel Raum zum Grübeln gelassen hätte!

Ohne auf das flauere Hungergefühl in ihrem Magen zu achten, trat sie mit dem Fuß einen Hebel und führte das Schiffchen dann in einer komplexen Abfolge mal vor und mal hinter den Kettfäden hindurch. Mit jeder Reihe, die sie schuf und sorgfältig festklopfte, entstand ein winziges Bruchstück mehr von dem komplizier-

ten Muster, das sie eigenhändig für den Auftraggeber entworfen hatte.

Es waren silberweiße Weidenblätter, gekreuzte Stäbe und ein blutroter Kelch auf dunkelblauem Grund. Die Symbole standen für die Tätigkeiten und Traditionen der Heilerfamilie Widehart, von der sie den Auftrag erhalten hatte.

Meister Widehart hatte ausdrücklich nach Noréy verlangt und nicht nach ihrem Vater oder ihrem älteren Bruder Reyto, die beide bekannte Weber und Färber waren. Schon mit ihren achtzehn Jahren hatte sich Noréy einen Namen gemacht. Sie war stolz darauf, und sie wollte ihre Arbeit perfekt machen, ohne sich von irgendwelchen Ängsten ablenken zu lassen!

Noréy liebte es zu weben, sich neue Ornamente auszudenken oder mit den Farben zu experimentieren. Das Blau für die Schärpe der Wideharts hatte sie eigens für den Auftrag angemischt.

Noréy trat zurück und musterte ihr Werk. Keine einzige Fehlstelle war zu entdecken, alle Schlaufen lagen gleichmäßig. Der Stoff war gut gelungen, und nun fehlte nur noch eine Handbreit.

Doch es war an der Zeit, eine Pause zu machen, denn ihre Konzentration ließ nach. Sie streckte sich und trank Wasser aus einem kleinen Tonkrug.

Die Werkstatt, ein weiter, von Säulen gestützter Raum, lag verlassen da. Die steinernen Wände waren weiß getüncht. Sie wurden einmal im Jahr gestrichen, um ihren ebenen, perfekten Zustand zu erhalten.

Durch schmale, hohe Fenster fiel Helligkeit hinein. An jeder Säule hing zusätzlich eine silberne Laterne, um Licht in jeden Winkel zu tragen. Hier gab es keine schwarzen Schatten, nur diese besondere Art weicher Helligkeit, die verhinderte, dass scharfe Grenzen zwischen Licht und Dunkel entstanden.

In einer flüchtigen Bewegung, die zu ihr gehörte wie ihr lack-schwarzes, langes Haar und die wenigen Sommersprossen auf ihrer

Nase, berührte Noréy den Gran-Stein in seiner kleinen eingenähten Tasche. *Geedal, lichte Lohe, schütze mich vor den Schatten*, formulierte sie in Gedanken.

Eine rote Katze sprang aus einem der Regale an der Ostwand, in denen die Garne aufbewahrt wurden, und trabte zwischen der Doppelreihe von zwölf Webstühlen auf sie zu. Noréy streichelte ihren Kopf, und die Katze rieb sich an ihren Beinen. Heute war es so warm, dass Noréy unter ihrer langen rostfarbenen Tunika keine Hosen trug. Das Fell strich seidenweich über ihre bloße Haut.

»Noréy!« Ihre Mutter stand in der Tür, die Hände in die Hüften gestützt. Auch heute trug sie wie so oft eine fast bodenlange braune Tunika mit einer breiten Schärpe. Ihre Gestalt war anmutig wie die eines jungen Mädchens, das nie Kinder geboren hatte. Doch ihr Haar, einst rabenschwarz wie Noréys, schimmerte von zahlreichen Silberfäden durchwirkt, und Lachfältchen umkränzten die Augen.

An sich war sie eine herzensgute, fröhliche Frau, doch jetzt drückte ihr Gesicht Strenge aus. »Wo bleibst du denn? Die Arbeiter sind schon fast fertig mit dem Essen. Sollen dein Vater und dein Bruder hungrig bleiben?«

»Nein, natürlich nicht.« Noréy eilte zu ihr.

Beinahe hätte sie ihre Aufgabe vergessen. Wie an jedem Markttag war es an ihr, das Mittagessen zum Stand zu bringen. Was hätte sie nur dafür gegeben, selbst dort stehen und mit den Kunden verhandeln zu können. Doch das war unmöglich. Die Gefahr, dass ihr Schatten in der langen Zeit im Freien erwachte, war viel zu groß. Vater hätte sie gerne dort gehabt, doch er durfte nicht von ihrem Geheimnis wissen, und so hatte sie gemeinsam mit ihrer Mutter allerlei Ausflüchte erdacht, warum sie nicht dort sein konnte.

Der kurze Spaziergang durch die Stadt, um ihrem Vater und Reyto das Essen zu bringen, war eine willkommene Abwechslung, die ihren Tag bereicherte, denn es gab stets etwas zu sehen und zu entdecken. Und nun war sie spät dran!

In der Küche saßen die angestellten Weber und Lehrlinge an einer langen Tafel und aßen schlichten Eintopf und frisches Brot. Es duftete nach Fleisch und scharfen Gewürzen, die in der Nase kitzelten. Noréry riss sich ein Stück Fladenbrot ab und hängte sich dann die vorbereitete Tasche mit dem Essen um. Ihre eigene Mahlzeit würde warten müssen. Hastig schlang sie den Brotbissen hinunter, trank einen Schluck und verließ dann das Haus.

»Noréry?«

Sie blieb stehen und ging noch einmal zu ihrer Mutter zurück, die sie prüfend ansah.

»Was ist denn, Mutter?«

»Pass auf dich auf, mein Mädchen, ja?« Sie sah besorgt zum Himmel auf, doch es war nebelig, wie jeden Tag im Jahr. Genau, wie es sein sollte.

»Mach ich doch immer.«

Ihre Mutter verzog den Mund zu einem zähen Lächeln, das ihre Sorge nicht verbergen konnte. Ihre blauen Augen blickten ernst. »Ich weiß, dass du dir gerne etwas Zeit lässt, aber trödele heute nicht.«

»Hattest du wieder einen Traum?«, erkundigte sich Noréry, die Stimme zu einem Flüstern gesenkt.

Ihre Mutter wurde blass.

Das war ihr Antwort genug. »Ich beeile mich«, sagte sie und ging mit großen Schritten los.

Die Träume ihrer Mutter waren ein Geheimnis. Sie hätte sie niemals vor den Angestellten danach fragen dürfen. Warum hatte sie sich nur verplappert?

In Gedanken versunken grübelte sie darüber nach, was ihre Mutter geträumt haben könnte. Es musste unheilvoll gewesen sein. Ihre Gabe, vielleicht auch ein Fluch, zeigte ihr selten genaue Bilder. Es waren eher Gefühle, Stimmungen. Doch so vage sie auch sein mochten – sie hatten noch nie getrogen. Zusammen mit Norérys eigenem Albtraum stand der Tag unter einem schlechten Zeichen.

Noréry nahm sich vor, das Essen so schnell wie möglich abzuliefern und dann mit ihrer Mutter zu reden, um sich für den Ausrutscher zu entschuldigen. Würde ihr geheimes Talent je öffentlich, musste sie fürchten, als Hexe gerichtet zu werden. Außerdem wollte Noréry den Traum erfahren und versuchen, ihn gemeinsam mit ihr zu deuten.

In die Luft, die immer etwas feucht und erdig roch, was vom ewigen Nebel herrührte, mischte sich ein beißender Unterton.

Noréry rümpfte die Nase und beschleunigte ihre Schritte noch weiter, denn vor ihr lag das Gerberviertel der Stadt, in dem fast nur Leute aus dem Volk der Ebene wohnten. Menschen, die vor dem Großen Krieg die weiten Steppen durchwandert und die Handelswege durch die Wüsten beherrscht hatten. Sie waren ein stolzes Volk, das einst Paläste an den Oasen errichtet und sagemumwobene Reichtümer angehäuft hatte.

Heute wohnten sie wie alle anderen Menschen eingepfercht in den Städten hinter hohen Mauern, im Zwilicht künstlichen Nebels.

Nur ihre walnussbraune Haut und das schwarze Haar sowie ihre oft gelbe oder sandfarbene, weite Kleidung kündete noch davon, dass sie unter einer strahlenden Sonne und einem weiten Himmel gelebt hatten.

Noréry wollte das Gerberviertel auf schnellstem Wege durchqueren. Am liebsten hätte sie sich die Nase zugehalten, so sehr stank es, doch sie wollte die Menschen, die hier lebten und arbeiteten, nicht beleidigen.

Nicht jeder hatte wie sie das Glück, in eine Weberfamilie geboren zu werden.

Noréry huschte an einem offenen Hof vorbei und schenkte den Arbeitern, die dort auf dem Boden hockten, kaum Beachtung. Mit großen Messern schabten sie fauliges Fleisch und Fett von rohen Häuten und warfen die Fetzen in kleine Holzeimer.

Bedauerlicherweise musste sie jeden Markttag durch dieses Viertel. Das Waldvolk-Viertel der Weber, in dem sie mit ihren Eltern lebte, lag so, dass die üblen Dünste der Gerber von ihnen fortgeweht wurden, was aber auch mit sich brachte, dass Noréy auf dem Weg zum Markt immer hier entlanggehen musste.

Die Gasse machte eine Kurve.

Die meisten Werkstätten und Armenhütten lagen nun hinter ihr. In diesem Bereich wohnten die freien Gerber, und jeder Straßenzug war einer anderen Nation zugeteilt. Ihre Häuser sahen nicht besser oder schlechter aus als viele andere in Arboressea. Weiß getünchte Wände, auf denen sich kaum ein Schatten halten konnte, und schmale Fenster, die nur Zwielight hineinließen, denn auch das gefiel den Schatten nicht.

Solange sie sich erinnern konnte, war Noréy die Furcht vor den schwärzlichen Fetzen eingebläut worden, die jedes Wesen und jedes Ding verfolgt wie Dämonen. Und es war mit den Jahren nur schlimmer geworden, weil sie den Stein nicht schlucken konnte.

Sie sah sich um. Ja, auch an ihren eigenen Fersen haftete wie immer ein gräulicher Schemen mit verschwommenen Konturen. Doch durch den künstlichen Nebel über Arboressea war er nur blass und damit ungefährlich.

Angeblich soll es in der Vorzeit heilige Männer und Frauen gegeben haben, denen es gelungen war, so rein zu werden, dass sie ihre Schatten gänzlich abschütteln konnten. Doch jene Zeiten waren längst vorbei. Damals im Großen Krieg, der sogar die Ränder der Welt bis in ihre Grundfesten erschütterte, hatte jede Sippe so viel Schuld auf sich geladen, dass es reichte, um zwölf Generationen zu verderben.

Noréy gehörte der vierten Generation an. Für sie bestand keine Chance auf Reinheit oder Erlösung von ihrem dunklen Begleiter. Besonders, wenn es stimmte, dass ihre Familie überdurchschnittlich schwer betroffen war.

Ein Windhauch fuhr in die Gasse und wirbelte Staub auf. Es wurde heller. Die Böe hatte eine Lücke in den Nebel gerissen, und das schützende Halblicht wich schlagartig gleißender Helligkeit.

Noréy unterdrückte einen Aufschrei und huschte unter ein Vordach aus altem Leder. Mit leiser Furcht strich sie über den Granstein und sah auf ihren Schatten hinab. Gut so, er war nur einen Hauch dunkler und nach wie vor nicht mehr als ein Schemen. Nichts an seinem Verhalten war ungewöhnlich. Oh, wie sie die ständige Angst verabscheute. Sie hätte alles getan, um sie loszuwerden, wirklich alles!

Einige Segeleichen, die sich unter dem Vordach versteckt hatten, zischten sie empört an. Die harmlosen Tiere wurden lang wie ein Unterarm und besaßen ein grünliches Schuppenkleid. Im Gerberviertel wimmelte es von ihnen, denn durch die Arbeit der Handwerker mit rohen Häuten gab es hier mehr als genug Fliegen, von denen sie sich ernährten.

Nun musterten sie Noréy aus ihren gelborangen Augen und spannten drohend die bunten Häute auf, die aus ihren verlängerten Rippen wuchsen und mit deren Hilfe sie vortrefflich gleiten konnten.

»Ihr unverschämten kleinen Biester«, murmelte Noréy und ließ die linke Hand nach oben schnellen. Sofort flüchteten sie. Eine Echse nach der anderen ließ sich fallen, spannte die Segel und flog zum nächsten Gebäude, wo sie sich auf einer gekalkten Wand niederließen und aufgeregt mit den Kiefern klapperten.

Voller Unbehagen sah Noréy auf die staubige Gasse hinaus, die noch immer in blendendem Sonnenlicht dalag. Ihre Nervosität wuchs. Unauffällig fummelte sie das Stoffbeutelchen mit dem Stein unter dem Kamarband hervor und barg den kleinen, glatten Kristall in der Hand. Seit jenem verhängnisvollen Tag, an dem ihre Mutter sie krampfend gefunden hatte, versuchte sie nicht mehr, ihn zu schlucken.

Sie starrte ihn einen Moment lang an und schob ihn schließlich zurück in das Beutelchen. Es war aus dem gleichen Stoff wie ihre Tunika, die sie mit höchster Sorgfalt selbst gefärbt hatte.

Wie bei den Mitgliedern der Waldvolk-Webergilde üblich, hatte sich Noréy eine üppige Borte um die Mitte geschlungen. Das handbreite Kamarband trug die herrlichsten Farben und kunstfertigsten Webmuster zur Schau, die in der Werkstatt ihrer Eltern Verwendung fanden. Noréy hatte das Band selbst entworfen und auch ihre Ärmelsäume mit denselben Ornamenten geschmückt. Der Anblick der feinen Arbeit beruhigte sie.

Endlich schloss sich der nebelige Dunst wieder über der Stadt, und Noréy atmete auf. Jetzt schnell, ihr Bruder und ihr Vater würden sicher schon ungeduldig auf ihr Essen warten.

Sie huschte zurück auf die Gasse und drängte sich an anderen Menschen und kleinen Karren vorbei. Einen Ärmel über Mund und Nase gepresst, passierte sie mehrere Fässer, in denen gesammelter Urin gäerte. Fliegen schwirrten über der Flüssigkeit in den offenen Behältern. Nur die Gerber durften in der Stadt Urinale betreiben, denn sie brauchten die Hinterlassenschaften der anderen Bürger, um damit die Häute zu weichem Leder zu verarbeiten.

Gardisten in blauen Uniformen standen vor dem Tor bereit, das die Vorstadt vom Zentrum trennte. Sie trugen lederne Brustharnische, in die das Stadtwappen und zwei Stiere geprägt waren. An einem breiten, mit Bronzescheiben verzierten Gurt hingen ein Knüppel und ein langes Messer.

Die erste Lichtmauer umschloss den Kern Arboresseas kreisrund und war höher als die höchsten Häuser und Türme. Sie bestand aus weißen Marmorblöcken, in die kleine Kristalle eingeschlossen waren. Diese warfen einfallendes Sonnenlicht in alle Richtungen und vertrieben auf diese Weise auch das letzte Dunkel aus den benachbarten Gassen. So schuf die Mauer eine weiche Helligkeit und schützte zugleich vor direktem Licht, wenn die Sonne morgens und

abends so tief stand, dass sie hin und wieder unter der Dunstdecke hindurchschien.

Längst war die Bevölkerung so weit angewachsen, dass die zweite Lichtmauer gebaut worden war, um den Menschen in den äußeren Siedlungsringen ein sicheres Heim zu geben, und nun war sogar eine dritte geplant.

Der Wall des goldenen Fortschritts, wie er von den Räten prahlerisch genannt wurde, wuchs jeden Tag um eine Handspanne in die Höhe.

Noréy wählte eine Abkürzung. Sie führte auf dem Kronenweg der inneren Lichtmauer entlang statt durch die verwinkelten und stets verstopften Gassen, in denen es von fliegenden Händlern und Fuhrwerken nur so wimmelte.

Der lange Aufstieg über die Außentreppe war mühsam, aber dafür wurde man mit einer großartigen Aussicht belohnt. Über vergoldete Turmspitzen, Ziegeldächer und weiße Kuppeln hinweg konnte Noréy bis in die Ebene blicken.

Außerhalb Arboresseas gab es in Sichtweite keine weiteren Siedlungen. Nur Weideland und lichte Wälder von Eichen und knorri-gen Kastanien. Dahinter schloss das Nemerosa-Grasmeer an, eine schier endlose Steppe aus dürrem Gras und Salbei. Sehnsüchtig sah Noréy hinaus. Was hätte sie nur dafür gegeben, die Landschaften dort draußen einmal aus der Nähe zu sehen. Unter den großen Bäumen zu wandeln oder über die struppigen Wiesen zu gehen. Dort weideten Pferde und Vieh unberührt von den Schatten. Unschuldig, wie sie waren, traf der Fluch der Götter sie nicht. Diese Last blieb den Menschen vorbehalten.

Noréy seufzte. Sie hatte die Hauptstadt Arboressea kein einziges Mal im Leben verlassen. Das war womöglich ein noch viel größeres Unglück als der Schattenfluch selbst. Doch mit diesem Schicksal war sie nicht allein. Seit dem Großen Krieg lebte kein Mensch aus keinem Volk mehr so wie zuvor. Alle waren sie Gefangene ihres

eigenen Schicksals, das von ihren Vorfahren festgeschrieben worden war. Die Vorstellung war seltsam tröstlich und ließ Noréy die unbestimmte Sehnsucht nach den Heimatwäldern ihres Volkes besser ertragen.

In Richtung der Drakenrait-Berge schlossen sich im Norden und Osten Elandajas Gärten an. Terrassenfelder, die vom Schmelzwasser gespeist wurden und geradezu unverschämt grün aussahen. Die zugehörigen Bauern lebten in Höhlen und kamen nur nachts heraus, um ihre Felder zu bewirtschaften.

Ganz weit im Westen flimmerte an manchen Tagen die Luft. Dort lag er, der Wilde Rand der Welt. Von dort kam die Gefahr, die nach dem Großen Krieg alle drei Völker zu einer Zweckgemeinschaft zusammengezwungen hatte.

Ein lauter Gong dröhnte bis zu ihrem luftigen Weg hinauf. Die Geedalspriester riefen zum Mittagsgebet. Nun würden die Schmiede und Köche kleine Opfertgaben in ihre Feuer werfen.

»Geedals Lohe, steter Schein«, betete Noréy, während sie weiterhetzte. Sie hing dem Kult zwar nicht an, doch es war bestimmt nicht falsch, allen Göttern des neuen Pantheons Respekt zu zollen.

Plötzlich rollte ein tiefes Grollen vom Wilden Rand im Westen über die Ebene. Es echote in Noréys Mitte, und sie fuhr im Lauf erschrocken herum.

Im nächsten Moment stieß sie mit jemandem zusammen, stolperte und wurde aufgefangen. Mit einer blitzschnellen Bewegung bekam der Fremde auch ihre Tasche mit dem Essen zu fassen, gerade rechtzeitig, bevor sie auf dem Boden aufkam und der Tontopf entzweigebrochen wäre.

Noréy blinzelte ungläubig. Noch nie hatte sie gesehen, wie sich jemand derart schnell bewegte.

»Du hast es wohl sehr eilig«, sagte der junge Mann.

Der Schreck saß ihr noch in den Gliedern. »Verzeiht, Herr.« Noréy hatte den Kopf gesenkt und sah nun zögernd auf.

»Herr?«, fragte ihr Gegenüber spöttisch. Er überragte sie ein gutes Stück und musterte sie aus jadegrünen Augen, in denen der Schalk funkelte. Dunkle Brauen verliehen ihnen etwas Geheimnisvolles, und die leichte Adlernase machte sein Gesicht interessant. Seine Haut besaß einen warmen Honigton, und das kurze Haar war braun, wellig und dicht. Er musste zu den Seeleuten gehören. Sein besticktes schwarzes Wams aus feinem Wildleder ließ keinen Zweifel daran, dass er aus einem wohlhabenden Haus stammte. Der große Dolch, den er am Gürtel trug, steckte in einer prächtigen Silberscheide. Reich war er, das hatte sie gleich gesehen, doch vor allem waren es seine lebhaften grünen Augen und die beiden winzigen Grübchen, die dafür sorgten, dass Noréy nicht mehr wusste, wohin sie schauen sollte. Zum Glück schien er ähnlich irritiert zu sein.

Er hielt sie noch immer am Arm gefasst und musterte sie nun, wo er sie genauer angesehen hatte, ungläubig. »Du ... Du bist echt?«, stotterte er.

»Natürlich bin ich echt!«, erwiderte sie verwundert. Was war das denn für eine Frage? Was sollte sie sonst sein? Ein Hirngespinnst? Hatte er so früh am Tag schon zu viel Feigenwein getrunken? Sie unterzog ihn einer erneuten Musterung. Nein, betrunken war er nicht. Aber das machte sein Verhalten nur umso merkwürdiger.

Vielleicht hatte ihre Mutter ja von ihm geträumt – von einem verwirrten jungen Mann, der ihrer Tochter zu nahe kam. Noréy machte sich dazu bereit, ihn mit einem kräftigen Tritt auf die Zehen in seine Schranken zu weisen. Da war es ihr auch egal, ob er reich und vornehm war wie sonst was. Wer sich danebenbenahm, musste mit Konsequenzen rechnen.

»Wie heißt du?« Sein Blick gewann an Intensität und wurde ihr beinahe unangenehm. Auch wenn er hübsche Augen hatte, ließ die Art, wie er ihr scheinbar bis in die Seele sah, wo sich all ihre Geheimnisse verbargen, ihr Herz rasen.

Ruckartig entzog sie sich seiner Berührung. Warum wollte er

ihren Namen wissen? Sie hatte doch nichts Unrechtes getan, außer einen Moment lang nicht aufzupassen und ihn anzurempeln.

Als sie weiter beharrlich schwieg, legte er fragend seinen Kopf schief, als merkte er erst jetzt, wie seltsam er sich ihr gegenüber verhielt. »Ich bin Maigar Legiën.«

Na also, er wusste doch, was sich gehörte. Dann konnte sie ihm auch ihren Namen nennen. »Noréy. Noréy Incelo.«

»Noréy«, sagte er gedehnt und sprach ihren Namen aus, als wäre er etwas ganz Besonderes. »Du brauchst dich nicht vor dem Wilden Rand zu fürchten, Noréy. Ganz gleich, was du hörst oder siehst. Die großen Wirker schützen die Stadt. Auch in diesem Moment arbeitet ein Dutzend von ihnen für unsere Sicherheit. Gleich dort oben in der Sonnenfeste.«

Er wies hinter sich auf einen schmucklosen, weißen Turm, der alle anderen Gebäude überragte. Man konnte von außen nichts Ungewöhnliches erkennen, doch jedes Kind wusste, dass darin die Wirker arbeiteten, die Arboressea und seine Menschen mithilfe von Magie vor den Schatten schützten.

»Ja, ich weiß, ich habe mich nur kurz erschreckt, nicht schlimm,« sagte sie schnell. Er schien viel über die Wirker und ihre geheimen Kräfte zu wissen. Kräfte, die nach dem Großen Krieg nur noch sie ausüben durften.

Soweit Noréy wusste, waren Wasserleute wie er am häufigsten mit diesen Fähigkeiten gesegnet. Ihr Vater sagte allerdings, die ehemaligen Seefahrer wären ein Volk von machtgierigen Gaunern, die sich auch nach einhundert Jahren an Land noch immer benahmen wie Piraten. Was vermutlich der Grund dafür war, dass er ihnen auf dem Markt stets besonders viel Geld abknöpfte. Seeleute zahlten bei Vinge Incelo grundsätzlich ein Drittel mehr.

Maigar lächelte zögerlich und berührte ein Amulett. »Eines Tages werde ich selbst ein großer Wirker sein und auf Menschen wie dich aufpassen.«

»Menschen wie *mich?*«, wiederholte sie empört.

»Entschuldige, das kam falsch rüber.«

Er war also doch nicht so überheblich, wie seine Worte geklungen hatten. Scheinbar war die herablassende Art nur eine Fassade, um seine Unsicherheit zu verbergen. Nun huschte auch noch ein Hauch von Röte über seine Wangen.

Bei dem Anblick breitete sich ein ganz und gar unvernünftiges, aufgeregtes Kribbeln in Noréys Bauchgegend aus – dabei hatte er doch gar nichts Charmantes gesagt, ganz im Gegenteil! Es klang vielmehr, als würde er Seeleute wie sich selbst für etwas Besseres halten. Als könnten die Menschen aus Wald und Ebene nicht allein auf sich aufpassen.

Noréy konzentrierte sich auf diesen Gedanken. Sonst würde sie am Ende noch bis zum nächsten Glockenschlag hier stehen und auf seinen hübschen Mund starren, während er weiter hochtrabenden Unsinn erzählte.

Sie sollte jetzt wirklich, wirklich gehen, auch wenn Maigar etwas an sich hatte, das sie zu ihm zog wie süßer Nektar eine Biene. Zugleich waren da aber auch ihr eigener Albtraum und Mutters Warnung, und zumindest Letztere sollte sie nicht auf die leichte Schulter nehmen. Dass Maigar sie ansah, als wäre sie eine Erscheinung, machte diese Begegnung zusätzlich seltsam. »Ich habe es eilig, Maigar.«

Ernüchtert hielt er ihr die Tasche mit dem Essen hin. »Hier, die brauchst du wohl noch.« Als sie danach griff, berührten sich ihre Hände. Seine waren groß und kräftiger als erwartet.

»Da...danke«, stotterte Noréy. Ihre Wangen wurden heiß.

»Bist du häufiger hier?« Er streifte sich durch das Haar, doch die dunklen Locken sprangen sofort zurück, als führten sie ein Eigenleben.

Sie wusste, dass sie jetzt besser den Mund halten und einfach verschwinden sollte. Doch ihre Füße waren wie festgewurzelt. »Jeden Markttag«, presste sie heraus.

»Dann werde ich nach dir Ausschau halten.«

»Ja ...« Was sagte sie da nur? Hatte sie jetzt völlig den Verstand verloren? Sich mehr oder weniger mit einem vermutlich Adligen aus dem Seevolk zu verabreden, war ... nun ja, dafür gab es eigentlich keine netten Worte.

Endlich gab sie sich einen Ruck und wandte sich der Treppe zu.

Maigar sah sie mit plötzlich gehetztem Blick an. »Noréy, warte, bitte. Da ist etwas ... Ich ...« Er stotterte. Schien über jedes Wort zu straucheln. »Bevor du davonläufst, versprich mir, auf dich achtzugeben. Die Welt ... *Deine* Welt ist dunkel.«

Irritiert lief sie weiter. Dort, wo seine Hand sie gestreift hatte, kribbelte ihre Haut noch immer.

Als sie zurücksah, war er fort. Als hätte ihre Begegnung gar nicht stattgefunden. Seine Warnung hallte in ihrem Kopf nach. Was meinte er damit, ihre Welt sei dunkel? Was für ein ausgemachter Unsinn! Sie war doch Weberin und Färberin, ihre Welt war bunt! Oder meinte er die Schatten? Hatte er irgendwie geahnt, dass etwas mit ihr nicht richtig war? Konnte er es gar spüren? Schließlich waren die Wasserleute besonders magiebegabt und er anscheinend ein zukünftiger Wirker! Oh, sie hätte wirklich besser aufpassen sollen und Mutters Warnung ernster nehmen. Sobald sie wieder daheim wäre, würde sie ihr von der Begegnung erzählen und herausfinden, wie groß der angerichtete Schaden wirklich war.

Auf keinen Fall aber durfte sie Maigar noch einmal über den Weg laufen. Vater und Reyto würden die nächsten Tage ohne eine warme Mahlzeit auskommen müssen, und wenn es bedeutete, dass sie vortäuschen musste, krank zu sein. Mutter würde ihr helfen, ganz gewiss.

Nun mischte sich auch noch Bedauern hinzu. Noréy hätte ihn wirklich gerne wiedergetroffen, auch wenn klar war, dass es zwischen Wald und See eigentlich nicht einmal Freundschaft geben durfte, geschweige denn mehr. Maigar hatte ihr mit seinen wald-

grünen Augen und der weichen Stimme auf eine merkwürdige Art gefallen. Sie hätte ihm sicher ewig zuhören können, ohne dass es langweilig wurde. Sie hätte ihn über die Magie der Wirker ausgefragt und wäre dabei an seiner Seite über die Lichtmauer spaziert, den Blick in die Ferne gerichtet.

Einer wie er, der war sicher auch schon mal aus der Stadt herausgekommen oder teilte ihre Sehnsucht danach.

Ach, all das Träumen nutzte nichts. Denn sie würde ihn nicht wiedersehen.

MAIGAR

Maigar sah ihr nach.

Das Mädchen namens Noréy eilte mit fliegenden Schritten die Stufen hinab. Das Haar fiel ihr wie eine schwarze Flut über den Rücken, der Wind spielte mit den leichten Wellen darin, als führe er in ein Fass voller Tinte.

Noch immer mochte er nicht ganz glauben, dass die Begegnung gerade wirklich stattgefunden hatte. Oder wie sie stattgefunden hatte. Unmöglich hatte er sich verhalten! Sein Benehmen war keines Mannes seiner Familie würdig. Gestammelt hatte er wie ein Dummkopf, und rot war er auch noch geworden. Das war ihm bislang bei noch keinem Mädchen passiert.

Seitdem er in diese Stadt gekommen war, um bei seiner Tante Raluca in der Magie unterrichtet zu werden, suchte er unbewusst nach Noréy.

Noch bestanden die Übungen zwar nur darin, die richtige Konzentration zu erlernen und die Grundlagen zu festigen. Doch jedes Mal, wenn es ihm gelang, sich in Trance zu versetzen, sah er sie. Das

Mädchen, dessen Namen er soeben erfahren hatte. Noréy Incelo, die wirklich existierte und kein Hirngespinnst war.

In der wiederkehrenden Vision stand sie still da. Ihre Haut bleich wie Marmor, die Handflächen erhoben, als wollte sie zeigen, dass sie unbewaffnet war. Die blauen Augen blickten starr geradeaus. Dann erwachte ihr Schatten und wuchs, bis er das gesamte Blickfeld füllte. Sie schien es gar nicht zu merken.

Meist endete die Vision an dieser Stelle, weil Maigar zu schreien begann, bis er davon aus der Konzentration gerissen wurde. Schaffte er es, länger durchzuhalten, versuchte er, sie zu warnen. Doch es war jedes Mal vergeblich. Er konnte sie nicht retten.

Wenn er auch dann noch nicht erwachte, endete die Szene damit, dass der Schatten über ihr zusammenbrach und sie verschlang wie ein brodelndes Meer aus Tinte.

Bei dem Gedanken lief es ihm frostig den Rücken hinunter. Vielleicht hätte diese Begegnung besser nicht stattgefunden. Zu wissen, dass sie tatsächlich hier war, bedeutete auch, dass sie tatsächlich in Gefahr schwebte.

Dabei hatte sich ihre Begegnung so richtig und selbstverständlich angefühlt, als fügte sich der Schlüssel ins Schloss. Sein Herz zog ihn zu ihr, so sehr er sich auch dagegen auflehnte. Das war schon in den Visionen so gewesen und hatte nun dafür gesorgt, dass er rot anlief und plapperte wie ein Sperling.

All das konnte doch kein Zufall sein! Maigar glaubte nicht an Zufälle. Nein, die Götter mussten dafür gesorgt haben, dass sich ihre Wege kreuzten und sie im wahrsten Sinne des Wortes aufeinanderstießen.

Die Art, wie sie ihn angesehen hatte ... da war etwas geschehen zwischen ihnen, ganz bestimmt!

Und nun war Noréy fort. Aber nur bis zum nächsten Markttag. Er würde auf sie warten und der Sache auf den Grund gehen. Dieses merkwürdige Kribbeln in ihrer Nähe erforschen.

Es hatte in seinem Inneren widergehallt, beinahe wie ein Anflug von Magie. Nein. Wie ein Misston in der Magie – so hatte es sich angefühlt.

Er wandte sich ab und ging zügig die Mauerkrone entlang, ohne sich noch einmal umzusehen. Er musste nachdenken und dann vielleicht mit seiner Tante sprechen, was dies alles zu bedeuten hatte.

Womöglich war das, was er in seinen Visionen sah, wichtig. Womöglich spielte dieses Mädchen eine große Rolle für die Zukunft Arboressesas und des ganzen Reiches. Womöglich war Noréy Incelo besonders von den Göttern gesegnet – oder verflucht. Oder einfach nur sein eigenes, ganz persönliches Unglück. Er würde es herausfinden.



NORÉY

Noréy raste die Treppen zum Markt hinunter und drückte dabei den Beutel mit dem Essen fest an sich. Gleich dort vorn, unter dem rot-grünen Baldachin, war der Verkaufsstand ihrer Familie.

Ihr Vater war ein großer Mann, so wie viele aus dem Waldvolk. Er überragte die meisten Leute in diesem Viertel, in dem sonst fast nur Wasserleute lebten, um einen halben Kopf.

Doch auch die aus dem Wasservolk mussten Tuche für ihre Kleidung kaufen und Leinen, um an Tagen ohne Nebel die Fenster zu verhängen.

Schon seit zwei Generationen besaßen die Incelos das Privileg, auf diesem Markt ihre Waren feilzubieten.

Noréy musste einem schwer beladenen Muli ausweichen und stieß dabei mit einem Mann in purpurner Robe zusammen. Dieses Mal verlor sie nicht das Gleichgewicht, obwohl der Ellenbogen des Fremden sie schmerzhaft in die Seite traf. Sie keuchte erschrocken auf. »Entschuldigung.«

Der Fremde wandte sich ihr zu. »Du siehst mich nicht«, sagte er mit einer Stimme wie aus Grabestiefen. Sie schüttelte den Schauer ab, den der Klang seiner Worte auf ihrer Haut hinterließ.

Natürlich sehe ich dich aufgeblasenen Kerl. Aber ich musste nun mal dem Packtier ausweichen, dachte Noréy zornig, zwang sich aber, den Fluch, der ihr auf den Lippen brannte, herunterzuschlucken. Sie wollte den Rempler zumindest wütend anschauen, doch etwas an seinem Gesicht war merkwürdig. Sie konnte keine Konturen ausmachen. Als wäre alles verschwommen. Wie eine nur roh vorgeformte Lehmplastik. Vielleicht eine alte Brandverletzung.

Es wäre ungehörig gewesen, ihn anzustarren, und so beließ sie es bei einem Blick aus dem Augenwinkel, doch er hatte sich bereits wieder abgewandt.

»Noréy, endlich! Ich bin halb verhungert!«, erklang die Stimme ihres Bruders Reyto. Er besaß genauso schwarzes Haar wie sie und war wie ihr Vater von schmaler, sehniger Statur, die von der perfekt geschnittenen dunkelgrünen Tunika noch unterstrichen wurde. Auf seinem Kopf saß eine bestickte Filzkappe, darunter quollen lockige Haare hervor. Er fasste Noréy am Arm und zog sie die letzten Schritte zum Stand.

Sein Auftauchen hatte Noréy so überrascht, dass sie schon nach dem kleinen Dolch greifen wollte, den sie immer unter ihrem Kamarband verborgen trug. Nun ließ sie die Hand wieder sinken und machte gute Miene, als sie den Stand betrat. »Guten Tag, Vater, die Götter mögen deine Geschäfte segnen«, begrüßte sie das Oberhaupt der Incelo-Sippe und deutete eine Verbeugung an.

Vinge Incelo legte großen Wert darauf, dass seine Familie ihm in der Öffentlichkeit den gebührenden Respekt zollte. Daheim gingen sie weniger förmlich miteinander um.

»Du hast lange gebraucht«, brummte er und trat einen Schritt zurück, um sie vorbeizulassen. Dabei sah er sie liebevoll an.

Zwischen den gefüllten Tischen und Auslagen, auf denen sich Ballen um Ballen feinsten Tuche stapelten, war es eng. Für zwei Personen war es nur unbequem, zu dritt aber war es kaum möglich, sich zu bewegen.

Der Stand präsentierte eine große Auswahl verschiedener Webarten und Farben sowie Beispiele für Sonderaufträge, falls ein Kunde ein Muster entworfen haben wollte, das nur ihm oder seiner Familie vorbehalten wäre.

»Es tut mir leid, die Straßen waren überfüllt«, sagte Noréy. Schuldbewusst dachte sie an ihre Begegnung mit dem rätselhaften Maigar zurück und versuchte erfolglos, ihn aus ihrem Kopf zu verbannen. Wenn sie sich beeilte, wäre er gleich vielleicht noch oben auf der Mauer. Ihr Vorhaben, ihn zu meiden, bröckelte wie morsches Holz. Nein, vielleicht war es nicht sinnvoll, die Begegnung zu ignorieren. Sie musste herausfinden, was er mit seiner rätselhaften Warnung gemeint hatte. Das wäre doch nur richtig und vernünftig, oder?

Sein eindringlicher Blick schien sie selbst hier noch zu erreichen, als könnte er auf magische Weise weiter sehen als normale Leute.

Ihr Vater ließ ihre Begründung für die Verspätung nicht gelten. »Voll wie immer um diese Zeit. Du hättest eher losgehen sollen.«

Da hatte er wohl recht. Aber Noréy wollte ihrem Vater nicht von ihrer Begegnung erzählen, und noch viel weniger, dass sie sich vor dem grellen Licht und damit vor den Schatten versteckt hatte. Nur kleine Kinder versteckten sich, bis sie alt genug waren, den Kristall zu schlucken. Und Noréy war schon lange kein Kind mehr.

Reyto zupfte ihr am Haar, dessen schwarze Flut sie mit einigen Bändern lose zusammengefasst hatte. Er wollte sie necken und wusste genau, wie wenig sie das leiden konnte.

»Lass das«, fuhr sie ihn an.

Er zog einen Schmollmund. »Was hast du uns heute Gutes mitgebracht?«

»Sieh doch selbst nach«, gab sie zurück und schob ihn mit der Hüfte zur Seite, um etwas mehr Platz zu haben.

Leise lachend überließ er ihr das Feld. Eigentlich waren Reyto

und sie ein Herz und eine Seele, doch manchmal konnte er schrecklich nervig sein.

Noréy nahm zwei Gefäße aus ihrer Tasche. Das erste bestand aus geflochtenem Bast und enthielt gekochte Saaten, das zweite bestand aus Ton und war bis zum Rand mit scharf gewürztem Fleisch und Gemüse gefüllt. Beides dampfte noch. Also war sie schnell genug gelaufen, und auch der Zusammenstoß mit Maigar war glimpflich ausgegangen.

Während Noréy das Essen für Vater und Bruder auf zwei tönernen Teller verteilte, kehrte der kalte Schauer zurück, der sie nach dem Zusammenstoß mit dem Mann in der Purpurrobe erfasst hatte.

Vorsichtig sah sie sich um.

Tatsächlich, dort war er. Beim Brunnen, genau in der Mitte des Marktplatzes. Immer wieder wurde er von Passanten verdeckt. Diese schienen ihn tatsächlich nicht wahrzunehmen. Ganz anders als Noréy, die den Eindruck hatte, er würde wie ein Leuchtfeuer in der Dunkelheit aus dem Menschenstrom hervorstechen. Dieser Tag wurde immer merkwürdiger.

»Was ist denn?«, fragte Reyto, beugte sich zu ihr und sah ebenfalls zwischen den zwei Stoffbahnen hindurch, aus denen die Seitenwände des Verkaufsstands bestanden.

»Ach, nur der Mann dort am Brunnen, der in der purpurnen Robe. Ich bin im Gedränge mit ihm zusammengestoßen.«

»Wo? Wem soll ich eine Lektion erteilen?«

Noréy seufzte. »Niemandem natürlich, außerdem kann ich das sehr gut selber. Iss lieber, bevor es noch kälter wird.«

Doch nun war Reyto's Neugier geweckt. Sie hätte es wissen müssen. Das Essen war vergessen. Er schob den Spalt zwischen den langen Stoffbahnen etwas weiter auf und sah mit gerunzelter Stirn hinaus.

In diesem Moment begann der Fremde am Brunnen, seltsame Gesten zu vollführen. In seinem verschwommenen Gesicht regte

sich etwas, wie Wellen auf einer Wasseroberfläche. Die Schatten unter seiner Robe wurden tiefer. Tintenschwarz. Kohlschwarz.

»Du musst dich irren, Schwester. Dort ist niemand, weder in Purpur noch in Violett gekleidet. Wusste ich's doch, dass du mich zum Narren halten willst, um mich abzulenken. Hast *du* heute gekocht? Ist es so mies geworden?«

Doch Noréy war nicht nach Lachen zumute. »Blöder Kerl. Du siehst ihn wirklich nicht?«

»Nein, wenn ich es doch sage!«

Das konnte nur bedeuten, dass sie wieder einmal ihrer eigenen Angst aufsaß. Wo ungefährliche Schatten waren, die keiner Seele etwas zuleide taten, sah sie das nächste Unglück. Und alles nur, weil sie den verdammten Stein nicht herunterbekam. Was hätte sie dafür gegeben, einfach so zu sein wie alle anderen! Sie wollte nicht mehr schreckhaft sein, wollte keine Geheimnisse mehr haben müssen. Und niemand sollte sie mehr damit aufziehen, wenn sie sich nervös umsah oder es nicht wagte, sich durch grellen Sonnenschein zu bewegen.

Reyto griff nach seinem Teller, lehnte sich an einen der Pfeiler, die das Standdach stützten, und begann, gierig zu essen. »Schmeckt doch gut«, nuschte er zwischen zwei Bissen. »Von Mutter?«

Noréy nickte geistesabwesend und packte die nun geleerten Gefäße zurück in ihre Umhängetasche. Reyto neigte sich noch einmal zu ihr. »Schwesterchen, kannst du mich in zwei Tagen nicht ausnahmsweise hier vertreten?«, flüsterte er.

Noréy schluckte. »Du weißt, das geht nicht. Ich kann nicht.«

»So schlimm kann dein Kopfweh nicht sein, bitte.«

Sie würde ja so gerne. Er konnte ja nicht ahnen, wie sehr! »Warum kannst du denn nicht?«

Durch seinen Blick flackerte Unsicherheit. »Sabelas Geburtstag. Ich möchte sie überraschen.«

Ihr Bruder ging seit dem Herbstfest mit einem Mädchen aus,

wovon ihre Eltern bislang aber noch nichts wussten. Noréy hätte ihm so gern geholfen, doch besonders jetzt, mit Mutters Traum und all den seltsamen Vorzeichen, die ihren Weg zeichneten, wollte sie nichts riskieren.

»Wir reden heute Abend«, sagte sie ausweichend, dann verabschiedete sie sich von Vater und Bruder. Sie musste dringend mit Mutter sprechen. Und dann war da noch die Arbeit. Sie wollte den Auftraggeber damit überraschen, drei Tage eher fertig zu sein, und so ihren Ruf noch weiter verbessern.

Also schlängelte sie sich wieder an den flanierenden Wasserleuten vorbei, an Jungen mit Bauchläden, übellaunigen Eseln und Mägden, die den Einkauf für ihre Herrschaft vor allem zum Austausch von Klatsch und Tratsch nutzten.

Ein Bäcker pries lautstark seine Waren an. Der säuerliche, weiche Duft des frischen Hefebrottes war verführerisch, aber Noréy blieb stur auf ihrem Weg. Am Brunnen mit dem gesichtslosen Mann vorbei, der nun seine Hände ins Wasser tauchte, als würde er sich kurz erfrischen wollen.

Das unangenehme Kribbeln, das sie vorhin schon in seiner Nähe empfunden hatte, nahm zu. Es fühlte sich an, als würden ihr Dornen aus der Haut wachsen. Noréy rannte beinahe, um aus seinem Einflussbereich zu fliehen. Kurz überlegte sie, Reyto und Vater zu warnen, doch die schienen den Fremden weder sehen noch spüren zu können. Ihre Steine schienen sie zu beschützen, während sie selbst nicht sagen konnte, ob sie sich alles nur einbildete oder der eigene Schatten ihr unheimliche Illusionen schickte.

Wahrscheinlich war er nichts weiter als ein ganz normaler Mann, und ihre Fantasie spielte ihr, verstärkt von Maigars rätselhafter Warnung und dem fehlenden Schutz des Steins, nur wieder einen Streich.

An diesem Abend würde sie noch einmal versuchen, den verdammten Kristall zu schlucken. Auch wenn das am Ende vermut-

lich nichts weiter bewirken würde, als dass sie ihr Essen von sich gab und würgte, bis ihr Säure in die Nase stieg und sie sich ganz krank fühlte.

Endlich lagen die Treppen zur Mauerkrone vor ihr, und sie konnte dem Hexenkessel, dem der Markt um die Mittagszeit glich, entfliehen. Die hohen Wände der inneren Lichtmauer warfen das Stimmengewirr zurück und steigerten es zu einer Kakophonie aus Worten, Geräuschen und dem lang gezogenen Geschrei eines Esels.

Nur langsam ebte der Lärm ab.

Noréy meinte, mit jedem Schritt hinauf etwas freier atmen zu können. Auch der unheimliche Einfluss des Purpurnannes schwand. Endlich!

Sobald sie die Mauerkrone erreicht hatte, fuhr ihr der Wind ins Haar. Er kam aus der weiten Ebene und trug den Geruch von Heu, wildem Salbei und sonnendurchglühter Erde mit sich. Sehnsüchtig atmete sie den herrlichen Duft ein und sah sich um.

Maigar war nicht mehr da. Warum hatte sie angenommen, er wäre noch hier? Zu ihrer eigenen Überraschung empfand sie mehr als nur eine leise Enttäuschung, ihn nicht anzutreffen.

Noréy gönnte sich eine kurze Rast und sah hinab auf die zahlreichen Stände mit ihren bunten Stoffdächern, auf die Gemüse- und Schmuckhändler mit ihren ordentlichen Warenauslagen.

Und den Brunnen.

Das Wasser spiegelte den blaugrauen Himmel wie ein Auge, das von der Erde hinauf zu den Göttern schaute.

Der unheimliche Fremde schien verschwunden. Sie atmete auf. Ihr Bauchgefühl hatte ihr also doch nur einen Streich gespielt. Aber nein, es stimmte nicht! Sie hatte ihn nur in dem Gedränge nicht gleich entdeckt! Er war von Menschen umringt.

Noréy strich ein eisiger Schauer über den Rücken. Von hier oben war sein Einfluss besonders deutlich zu sehen. Wie von einem Mag-

netstein angezogen, bewegten sich die Menschen auf ihn zu. Fliegende Händler gingen, ohne es zu merken, schrittweise rückwärts, bis sie mit dem Rücken zum Brunnen standen. Zwei Mägde unterhielten sich und liefen über den Platz. Aber statt dort entlangzugehen, wo die Leute weniger dicht standen, krümmte sich auch ihr Weg hin zur Mitte, wo der Fremde stand.

Noréy hätte ihren Heimweg längst fortsetzen sollen, doch sie konnte nicht. Ihre Beine fühlten sich bleiern an, als wären sie am Boden befestigt. Mit wachsendem Entsetzen beobachtete sie das Schauspiel, das sich viele Schritte unter ihr entfaltete.

Als sie meinte, die Menschen könnten ihn nicht mehr enger umstehen, öffnete der Fremde seine Purpurrobe. Aus den Schatten darunter ergoss sich etwas in den Brunnen und brachte das Wasser zum Brodeln. Es war nun nicht mehr blaugrau. Schwarze Fetzen ringelten sich um zwei Wasser speiende Löwen aus Bronze. Kurz darauf versagten die Skulpturen ihren Dienst, als wären sie verstopft. Statt des steten Plätschens erklang ein Gurgeln und Würgen, Knirschen und Knacken, als würden die dunklen Schemen das Metall zerdrücken.

Die Schwärze gebar knisternde Blitze, die durch das Wasser zuckten, dann wandte sich der Fremde auf einmal ab und verschwand hastigen Schrittes zwischen den Ständen und Buden in Richtung Westtor. Die lebendige Schwärze aber hatte er zurückgelassen.

Noréy bekam eine fürchterliche Ahnung. Dies war kein Schatten, sondern eine lebendige Kreatur aus dem Wilden Rand! Ein blutrünstiges Ungeheuer, wie sie nur in Legenden existierten. Denn niemand konnte sich von seinem Schatten trennen, oder doch?

»Reyto, Vater!«, rief sie aus Leibeskräften, doch es war zu spät. Im gleichen Moment begannen die Menschen unten auf dem Markt zu schreien. Jetzt endlich sahen sie die Kreatur, die binnen eines Augenblicks auf mehrere Schritt Höhe anwuchs.

Der Himmel über dem Platz war plötzlich wolkenlos. Genau das

hatte der Fremde geplant. Die grellen Sonnenstrahlen verliehen dem Schattenwesen noch mehr Macht.

Wie Gitternetze breitete es Verzweigungen aus. Ästen von Bäumen gleich reckten sie sich nach oben und peitschten auf die panisch umherlaufenden Menschen herunter. Das Wesen machte keinen Unterschied. Männer und Frauen wurden einfach entzwei-gerissen. Überall Blut. Fangarme aus vollkommener Dunkelheit packten Lasttiere und schleuderten sie hoch empor.

Starr vor Entsetzen sah Noréy zu, wie ein Muli direkt unter ihr gegen die innere Lichtmauer geschleudert wurde.

Jetzt wich sie doch zurück. Nach zwei Schritten versagten ihre Beine, und sie sackte in sich zusammen.

Unter ihr ging das Reißen, Fetzen und Morden weiter. Das Schattenwesen bäumte sich auf und bildete Flügel aus Schwärze, mit denen es die Fliehenden niederriss.

Noréy kroch auf allen vieren zum Rand der Mauer und zwang sich hinabzusehen. Sie musste wissen, was mit ihrem Vater und Reyto war.

Auf dem weißen Marmor des Marktplatzes nahm sich das blutige Grellrot zeretzter Leiber seltsam künstlich und falsch aus.

Dort! Dort waren sie!

Reyto und Vater kauerten hinter ihrem Tisch, der restliche Stand war nur noch Trümmer.

Die Kreatur verließ nun den Brunnen, schien einen Augenblick lang verschwunden und blockierte dann das Westtor, wohin sich die meisten Überlebenden geflüchtet hatten. Ein Netzwerk aus Schatten wuchs dort empor, wo ein Fallgitter heruntergelassen werden konnte. Der Fluchtweg war versperrt. Es gab kein Entkommen.

Die Kreatur sog die Menschen in einen riesigen Schlund und spie sie dann wieder aus, jeder einzelne Knochen im Körper der Toten gebrochen. Sie lagen wie Stoffpuppen übereinander, weich und verrenkt.

Schließlich drangen kaum noch Schreie zu Noréy empor. Weil kaum noch jemand da war, der schreien konnte.

Wie ein riesiger, stacheliger Wurm glitt das Schattenwesen umher. Es schien nach Überlebenden zu schnüffeln, mit dornigen Fühlern nach ihnen zu tasten.

Wo es sie fand, brachen Schädel und wurden Körper bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt.

»Nein, nein, bitte, ihr Götter, verschont sie«, flehte Noréy. Ihre Stimme war nicht mehr als ein Wispern.

Die lebendige Schwärze dort unten raschelte, als wären ihr harte Schuppen gewachsen. Sie kroch genau auf Reyto zu.

»Lauft, lauft weg!«

Ihr Bruder hörte sie. Er wandte den Kopf in Noréys Richtung, riss den Vater am Arm auf die Beine und zerrte ihn mit sich.

Sie hetzten in Richtung Treppe.

Noréy überwand ihre Angst, dachte einfach nicht darüber nach, was dort unten lauerte, und rannte ihnen einige Stufen entgegen. Vater war verletzt und humpelte schwer. Sie musste Reyto helfen, sonst hatten die beiden keine Chance. Vielleicht hatten sie die auch so nicht, aber versuchen musste sie es.

Der Schatten holte auf.

Nun wuchs ihm ein Arm aus dem Leib, verzweigte sich und bildete Enden wie Blätter an einem Ast.

Bald hing er über Reyto und Vater, die soeben die unterste Stufe erklommen.

Dann geschah es.

Der Schattenarm fuhr auf sie nieder. Er traf Noréys Vater am Kopf und spaltete ihm die Stirn. Vinge Incelo starb ohne einen Schmerzenslaut.

»Verswinde von hier, Noréy! Rette dich!«, schrie Reyto nun, doch sie war wie erstarrt.

Er zog seinen Dolch und hieb nach der Schwärze. Doch es war

aussichtslos. Der Schatten umschlang ihn und zog sich eng um seine Brust zusammen.

Reyto rührte sich nicht mehr.

Noréy sah nicht mehr, wie die Kreatur auch die letzten Menschen tötete.

Ihre Angst hatte alle anderen Sinne niedergerungen, und sie kannte nur noch einen Wunsch: Fort! Fort von dem Grauen, fort aus der blutigen Hölle, irgendwohin, wo das Wesen sie nicht finden würde. Mit Reytos Tod war auch ihre Erstarrung gewichen. Sie konnte niemandem mehr helfen, niemanden retten. Außer sich selbst.

Sie lief auf der Krone der Lichtmauer entlang. Verblüfft stellte sie fest, dass auch hier oben Tote lagen. Zuerst dachte sie, die Leute wären emporgeschleudert worden, doch ihre Leichen sahen anders aus, heiler.

Ein Schrei und ein dumpfer Aufprall ließen sie herumfahren. Dort standen Männer und Frauen der Stadtgarde mit blutigen Messern. Zu ihren Füßen lag ein Junge mit einem Bauchladen.

Bevor Noréy sich der ganzen Tragweite des Gesehenen bewusst wurde, huschte sie an ihnen vorbei.

»Hey, du, bleib stehen! Ich kenne dich doch, Noréy Incelo. Stehen bleiben!«

Das war Berek, einer der Gardisten, die fast jeden Tag am Westtor Wache hielten, durch das sie den Markt normalerweise auf dem Heimweg verließ. Er kannte sie wirklich.

Noréy sah über die Schulter zurück. Der Gardist lief ihr nach, während sein Kamerad bei den Toten stehen blieb und die Klinge seines langen Messers sauber wischte.

Jetzt endlich knüpfte ihr Verstand die einzig logische Verbindung. Die Gardisten hatten die Menschen auf der Lichtmauer ermordet. *Und sie wusste es.*

»Bleib stehen, Mädchen!«, rief ihr Verfolger.

Doch sie würde nicht stehen bleiben. Wenn sie es tat, würde sie genauso tot sein wie alle anderen. Sie musste laufen. Laufen und niemals wieder stehen bleiben.

Noréy begriff nicht, warum die Gardisten zu Mördern geworden waren, statt den Menschen auf dem Markt beizustehen. Standen sie mit dem Schattenwesen in Verbindung?

Ihre Gedanken zerfaserten, die Angst trieb sie auseinander wie eine Vogelschar, in die sich ein Falke stürzte. Sie fühlte sich, als müsste sie jeden Moment ohnmächtig werden, und wünschte zugleich, jemand würde sie aus dem Albtraum wecken. Sie an der Schulter fassen und so lange schütteln, bis sie erwachte.

Aber es geschah nicht. Die Wachen verfolgten sie noch immer, blutige Waffen in den Händen. Noréy war nun eine Zeugin, die beseitigt werden musste.

Die Flucht über die Mauern und durch verwinkelte Gassen war ihr vorgekommen wie ein niemals enden wollender Albtraum. Die Schreie der Menschen hatten sich genauso in ihren Kopf eingebrannt wie der letzte Anblick ihres Vaters und ihres Bruders. All das Blut! Sie würde es nie vergessen, und doch konnte sie nicht weinen. Als hätte sie jemand betäubt.

In ihrem Kopf war nur Platz für einen einzigen Gedanken: ihr eigenes Überleben.

Nun kauerte Noréy in einem Abwasserkanal nicht weit von ihrem Viertel. Sie zitterte am ganzen Körper, alles tat ihr weh. Ihr Atem ging stoßweise und war viel zu laut. Aus Angst, jemand könnte sie hören, presste sie sich einen Ärmel über Mund und Nase. Auch die gedämpften Geräusche echoten noch durch die gemauerte Röhre, von der Rundung verstärkt wie in einem hehren Tempel.

Noréy hoffte, das leise Plätschern der stinkenden Brühe, die an der Sohle des Kanals floss, würde den Rest übertönen.

Die grünbraunen Bänder und Ablagerungen an den Wänden zeigten deutlich, dass es dieses Versteck im Winter nicht gegeben hätte. Dann waren die Tunnel und Kanäle bis oben mit Regenwasser gefüllt.

Jetzt, im Sommer, floss nur ein kleines Rinnsal hindurch.

Irgendwo quiekten Ratten. Noréy zuckte zusammen und schlang die Arme fest um die angezogenen Knie. In ihrer linken Hand lag glatt und warm der Kristall. Sie wusste selbst nicht, warum sie ihn noch immer bei sich trug.

All die Menschen auf dem Marktplatz hatten ihren Stein mit Sicherheit in ihrer Kindheit geschluckt. Doch das hatte sie nicht vor der Schattenkreatur gerettet. Dabei war es doch das, was man ihnen versprochen hatte! Und nun hatte ausgerechnet sie überlebt. *Einzig* sie, weil die Gardisten alle anderen ermordet hatten. Noréy dachte fieberhaft nach. Was sollte sie jetzt tun? Sich für die nächsten Wochen in den Kanälen verstecken, bis die Gardisten nicht mehr nach ihr suchten?

Das wäre das Sinnvollste, denn aus Arboressea zu verschwinden, war nicht möglich. Sie kannte sich in der Welt da draußen nicht aus, wusste nicht, wie sie sich verhalten, geschweige denn schützen und ernähren sollte. Nein, ihre einzige Rettung lag in der Stadt.

Sie könnte durch die Hintergassen und dann durch die Geheimtür ins Haus und sich dort mit Proviant versorgen. Außerdem musste sie mit ihrer Mutter sprechen. Sie musste! Mama sollte nicht von Fremden erfahren, dass sie Mann und Sohn verloren hatte. Nicht am Ende glauben, dass auch ihre Tochter unter den Toten war. Das würde sie nicht ertragen. Noréy wusste ja schon jetzt nicht, wie sie selbst weiter existieren sollte, mit diesem gewaltigen Loch in ihrer Seele. Nur dass es besser auszuhalten wäre, wenn sie ihre Mutter bei sich wüsste. Mit ihr zu reden, bedeutete allerdings auch, einer anderen Wahrheit ins Auge sehen zu müssen: ihrer eigenen Feigheit.

Noréy ballte die Hand zur Faust, hielt den Stein ganz fest.

Wie soll ich ihr sagen, dass ich die beiden nicht gewarnt habe, nachdem ich den geheimnisvollen Mann bemerkte? Sie könnten noch leben, wenn ich nicht alles darauf geschoben hätte, es mir nur einzubilden. Wenn sie in Gedanken nicht bei Maigar gewesen wäre, was ihr im Nachhinein vorkam, als hätte ein Gott ein böses Spiel mit ihr gespielt.

Bittere Schuldgefühle fraßen sich in ihr Herz, als hätte sie Glascherben in der Brust, die mit jedem Atemzug gegeneinanderrieben. Ihrer Kehle entrang sich ein trockener Schluchzer.

Ich habe sie im Stich gelassen! Sie könnten noch am Leben sein! Ich hätte die Vorzeichen sehen müssen!

Noréy wiegte sich vor und zurück, vor und zurück. Die stete Bewegung vermochte sie nicht zu beruhigen. In ihrem Kopf wechselten sich die immer gleichen Bilder ab. Der Purpurmann, das Schattenwesen und dann das viele Blut. Reyto Mut, sich dem Monstrum mit einem kleinen Messer entgegenzustellen, und der verzweifelte Blick ihres Vaters, bevor der Schattenarm seinen Kopf spaltete.

Und ich bin schuld. Ich hätte es verhindern können.

Auf den Straßen über ihr herrschte große Unruhe. Rhythmisch dröhnte der Marschschritt der Gardisten zu ihr herunter. Reiter hetzten ihre Pferde im Galopp durch die Gassen. Kutschen rumpelten über den getrockneten Schlamm der Wege. Jeder hatte es eilig, nach Hause zu kommen und sich hinter den Wänden seines Heims vor einer Bedrohung zu verstecken, die überall lauern konnte.

Nachdem sie das Ungeheuer gesehen hatte, bezweifelte Noréy, dass sich ein Schattenwesen von dünnen Hauswänden aufhalten ließ. Das Geschöpf, das dieses Blutbad angerichtet hatte, schien unbesiegbar. Es konnte seine Form beliebig verändern und so auch durch die kleinsten Ritzen schlüpfen. Sein Körper war mal scharf wie Messer gewesen, mal dick und hart wie Keulen. Es hatte Krallen besessen und Zähne, Dornen und Zacken.

Beständig hallte der Gong des Geedal-Tempels über die Stadt. Doch sein tröstlicher Klang drang heute nicht zu Noréy durch.

Nicht weit von ihrem Versteck erhob sich ein anderer Prachtbau. Ganz aus Holz gefügt, war er zu Ehren der Fruchtbarkeitsgöttin Elandaja errichtet worden. Die Lichtäugige liebte Musik, und so erklang auch jetzt zum Trost der Gläubigen mehrstimmiger Chorgesang, der Noréy zittern ließ. Was waren das für Götter, die so etwas zuließen?

Noréy harrte in ihrem Versteck aus, bis es ganz dunkel war. Als es auf den Straßen endlich ruhig wurde, lugte sie durch ein Gewirr von Wurzeln hindurch, die den Eingang des Kanals wie ein Vorhang überwucherten. Sie war dort hineingeklettert, wo er in einen Bach mündete, in dem längst keine Fische mehr schwammen. Stattdessen beförderte er den Unrat aus der Stadt.

Noréy überwand ihren Widerwillen und stieg in die bräunliche Brühe. Sämiger Schaum und ein alter, zerrissener Lederschuh trieben an ihr vorbei.

Sie kroch die Böschung hinauf und verharrte einen Moment. Auf der Gasse war es still geworden. Wenn sie sich anstrengte, konnte sie hören, wie sich die Menschen in den ärmlichen Hütten, die den stinkenden Bach säumten, unterhielten.

Nirgends waren Gardisten zu sehen.

Ganz in der Nähe suchte ein abgemagerter Straßenhund nach Fressbarem. Das rüdiges Tier bellte kurz, als sie ihr Versteck verließ, dann schlich es mit eingezogenem Schwanz davon.

Noréy lief schnell und immer nahe an den Hausfronten entlang. Mehrmals ging sie zwischen zwei Gebäuden in Deckung und harrte in den schmalen Gässchen aus, bis Menschen und Reiter vorbei waren.

Als sie schließlich das Gerberviertel erreichte, fühlte sie sich beinahe schon sicher. Nie zuvor waren ihr die stinkenden Werkstätten so willkommen gewesen wie heute.

Beinahe zu Hause.

Noréy lief immer schneller. Ein vertrautes Brennen setzte in ihrer Kehle ein. Trauer und Tränen. Sie würde ihrer Mutter erzählen müssen, was passiert war. Dabei fiel es ihr schwer, überhaupt daran zu denken. Wie sollte sie es dann in Worte fassen? Zugleich sehnte sich alles in ihr danach, ihre Mutter in den Arm zu nehmen und selbst gehalten zu werden.

Unter einem Vordach entdeckte sie das kleine Rudel Segeleichen, dem sie am Mittag begegnet war. Dicht an dicht drängten sich die Schuppentierchen zum Schutz vor der nächtlichen Kälte aneinander.

Eine Brücke aus brüchigen roten Ziegeln markierte das Ende des Gerberviertels. Hier hing zwar eine Laterne, doch durch die verrußten Glasscheiben strahlte kaum Licht. Unbemerkt huschte Noréy durch den weiten Bogen, der die Straße überspannte – und wäre fast in die Falle gegangen.

Ruckartig blieb sie stehen und versteckte sich im nächsten Moment hinter einem Leiterwagen. Hatten die Gardisten sie gesehen?

Drei Männer und eine Frau in blauen Uniformen standen vor ihrem Elternhaus Wache. Sie hatten ein Feuer gemacht und wärmten sich die Hände an den Flammen, die hinter ihnen unheimliche Reflexe an die Wände warfen. Offensichtlich fürchteten sie die Schatten nicht.

Noréy zweifelte nicht daran, dass die Uniformierten wegen ihr gekommen waren. Um ihrer Mutter die Todesnachricht zu überbringen, hätte ein einzelner Gardist ausgereicht, und er wäre nach Verrichtung seiner Aufgabe auch nicht geblieben. Nein, sie warteten auf jemanden.

Auf mich.

Was sollte sie jetzt nur tun? Sie wollte eigentlich bloß eines: mit ihrer Mutter trauern. Um ihren Vater und Reyto weinen, bis ihr Körper keine Tränen mehr hergab. Doch so weit würde es nicht kommen, wenn sie sich nun zu erkennen gab.

Die Gardisten würden sie unter einem fadenscheinigen Grund abführen, und dann ... Sie mochte gar nicht daran denken. Alle anderen, die gesehen hatten, wie das Ungeheuer wütete, waren tot. Erstochen von den Männern, die einen Eid geschworen hatten, die Bürger von Arboriessea zu schützen. Nicht einmal vor Ben, dem Bauchladenjungen, hatten sie haltgemacht.

Ob die Gardisten vom Hintereingang wussten? Wenn ihre Mutter ahnte, dass Noréy noch lebte, würde sie sie dort erwarten.

Als sie sich gerade von ihrem Versteck hinter dem Leiterwagen zur Hecke des Nachbargrundstücks schleichen wollte, wurde sie grob am Arm gefasst. »Wohin, Mädchen?«

Noréy versuchte sofort, sich loszureißen, doch der Griff des Mannes war eisern. Es war ein bulliger Kerl mit einem weißen, breiten Schnurrbart. Scheinbar ungerührt zerrte er sie auf die Straße.

Noréy kämpfte mit der Kraft der Verzweiflung, trat und schlug um sich, doch es war hoffnungslos. So musste sich ein kleines Insekt in den Fängen einer großen Spinne fühlen.

Jetzt konnten ihr nur noch andere helfen. Nachbarn, Bürger Arboriesseas. So laut sie konnte, schrie Noréy um Hilfe.

»Mach nicht so einen Lärm«, herrschte sie der Gardist an. »Ich hab sie«, verkündete er triumphierend.

Noréys Panik steigerte sich ins Unermessliche. Noch ein letztes Mal bäumte sie sich auf, trat zu und erwischte den Mann am Schienbein. Er fluchte und verpasste ihr eine schallende Ohrfeige, die auf ihrer Wange brannte und ihr Ohr pochen ließ. Ihr Widerstand war für einen Moment gebrochen. Schwindel ließ die Welt verschwimmen. Er schleifte sie weiter.

An ihrem Elternhaus wurde die Tür aufgerissen. »Noréy!« Ihre Mutter sah sich mit der Wildheit einer Löwin um. Einen Moment lang trafen sich ihre Blicke. Trauer und Glück, dass nicht alle verloren waren. Es war, als würde es ihnen beiden neue Kraft geben.

Noréy bäumte sich in den Armen ihres Häschers auf, versuchte sogar, ihn zu beißen.

»Lasst meine Tochter los, ihr Verbrecher!«

Eine Gardistin fing Noréys Mutter ab, als sie gerade losstürmen wollte, und rammte ihr die Faust in den Bauch. Sie strauchelte und kippte vornüber, wurde, bevor sie sich wieder aufrappeln konnte, von der anderen Seite gepackt und konnte sich kaum noch rühren.

Noréy musste zu ihr. Sie wand sich, schlug und trat um sich. Alles umsonst. Ein zweiter Gardist packte sie grob von der anderen Seite, dann wurde sie einfach hochgehoben, als wöge sie nichts.

»Sie nehmen mir meine Tochter weg, seht doch! Tornwald, Narfeen!«, rief sie verzweifelt die Namen der Nachbarn. »Helft uns, helft u...!« Sie schlugen ihr ins Gesicht, dann presste die Gardistin ihr eine Hand auf den Mund und verdrehte ihr den Arm auf den Rücken. Es war vorbei.

Der Blick ihrer Mutter glich dem eines sterbenden Tieres, das jegliche Hoffnung aufgegeben hatte. Nachdem sie Mann und Sohn verloren hatte, nahm man ihr nun auch noch die Tochter.

»Wir werden Ihrem Mädchen nur ein paar Fragen stellen, dann bringen wir es zurück«, sagte die Gardistin nun scheinheilig. »Morgen oder in einigen Tagen bekommen Sie Ihre Tochter wieder. Wenn Sie aber weiterhin die Nachbarschaft in Aufruhr versetzen ... vielleicht nie. Verstanden?«

Mutter nickte gezwungen, und die Gardistin nahm die Hand von ihrem Mund.

»Ich gehe mit ihr, bitte, lasst mich mit ihr gehen.«

Noréy beobachtete, wie ihre Mutter ihre Kraft zusammennahm und sich wieder aufbäumte, aber erneut daran gehindert wurde, zu ihr zu gelangen.

»Ich komme zurück, Mama. Ich schwöre, ich komme zu dir zurück!« Noch einmal lehnte Noréy sich gegen die beiden Männer auf, dann bekam sie plötzlich einen Schlag gegen die Schläfe.



NORÉY

Als Noréy wieder wach wurde, lag sie auf einem Karren, der zügig über eine Straße rumpelte.

Es war noch immer Nacht. Am Himmel leuchteten die Sterne zu zwei breiten Bändern angeordnet, dazwischen lag der Mond waagrecht wie eine Schale. Hinter dem Gefangenentransport ritten vier Gardisten auf Pferden.

Staub wölkte unter den Rädern auf und hüllte die Reiter immer wieder für kurze Zeit ein. Sie wurden zu Schemen im Grau und erinnerten damit auf unheilvolle Weise an die Kreatur vom Markt.

Mensch oder Monster, was macht das schon für einen Unterschied?, dachte Noréy. Sie würde sterben, durch Messer oder Schattenkrallen – das Ergebnis war gleich.

Eine Weile überließ sie sich ihren düsteren Gefühlen, dann rebellierte etwas in ihr. Sie hatte ihrer Mutter versprochen, zu ihr zurückzukehren. Sollten die Gardisten sie tatsächlich verhören, würde sie ihnen alles erzählen, was sie wissen wollten. Vielleicht ließ man sie im Anschluss ja tatsächlich heimkehren, schlicht aus dem Grund, weil ihre Festnahme zu viel Aufsehen erregt hatte und sie nicht auch noch die ganze Nachbarschaft ermorden konnten.

Zwischen Noréys Zähnen knirschte Staub, der mit den Tränen Spuren auf den Wangen Krusten bildete.

Zum ersten Mal in ihrem Leben befand sie sich außerhalb der Stadtmauern. Mühsam drehte sie den Kopf, um mehr von diesem Land aus Weite und Gras zu sehen, dem Land von greller Sonne und tiefstem Schatten. Sie rollte sich auf die Seite, als der Wagen durch ein Schlagloch rumpelte. Es sollte aussehen, als wäre sie noch ohnmächtig und würde durch die unruhige Fahrt hin und her geworfen.

In der neuen Position schmerzten ihre Schultern noch mehr, denn man hatte ihr die Hände auf den Rücken gebunden. Sie fühlten sich trotz der langen Zeit nicht taub an, was nur bedeuten konnte, dass das Seil nicht allzu fest geknotet war. Vorsichtig bewegte Noréy die Finger, ließ die Handgelenke kreisen.

War sie zuvor von der Aussicht auf den baldigen Tod wie gelähmt gewesen, so erschienen ihr die losen Fesseln nun wie ein Funke, der ihren Überlebenswillen erneut entfachte. Vielleicht würde sie sich Verhör und Gefängnis ersparen können! Sie blinzelte sich energisch den Staub aus den Augen.

Vorsichtig drehte sie sich weiter. Immer nur ein kleines bisschen, damit ihre Bewacher nicht merkten, dass sie wach geworden war.

In ihrer Schläfe pochte ein höllischer Schmerz.

Der Wind drückte struppiges, trockenes Gras gegen die Räder des Karrens. Halme wisperten über die Speichen, die leeren Ähren borstig wie kleine Pinsel. Springerbsenschoten brachen auf und verteilten winzige, harte Früchte. Im Schutz ihrer Erdbauten sirrten die Lehmgrillen. Alles deutete darauf hin, dass die Lichtmauern Arboresseas schon eine Weile hinter ihr lagen.

Sie wurde also aus der Stadt gebracht, und sie ahnte auch schon, wohin. Bei Tag konnte man die Gardistenfestung von den Lichtmauern aus gut erkennen. Sie war Arboressea vorgelagert und diente als eine Art Bollwerk gegen mögliche Angriffe von Süden

und Westen. Die Mauern waren glatt und hoch und sahen von Weitem uneinnehmbar aus.

Hier trainierten die jungen Männer und Frauen, bevor sie der Garde beitraten. Auch ihr Bruder hatte die Ausbildung zum Soldaten in einem ähnlichen Posten durchlaufen. Reyto, der nun tot war. Reyto, dem auch sein großes Waffengeschick nicht geholfen hatte.

Vom Himmel schien der Schalenmond hinunter und ließ die Lichtmauern Arboressesas gespenstisch leuchten. Kein Wunder, dass sie den Beinamen *die Leuchtende* trug. Die Stadt lag schon ein gutes Stück hinter ihnen. Noré krümmte den Körper und legte den Kopf in den Nacken, um nach vorne zu blicken. Das Gefährt, auf dem sie lag, besaß eine flache Ladefläche und zwei große Räder mit dünnen Speichen. Einen richtigen Kutschbock gab es nicht, sodass sie einfach an dem Fahrer vorbeiblicken konnte.

Der Karren wurde von zwei Derbanen gezogen, Wüstentieren mit dicken gedrehten Hörnern und schweren Leibern, die von überraschend schlanken Beinen getragen wurden. Die Bullen hatten massige Häuse wie Stiere. Ihr Fell war graubraun und kurz.

Der Kutscher trieb sie mit einem Stock an. Immer wenn er ihn niedersausen ließ, grunzten die Derbane empört und reckten ihre schwarzen Schweife in die Höhe.

Offenbar hatte der Mann es eilig. Viel Zeit würde also nicht mehr bleiben, um einen Fluchtversuch zu wagen. Noré konnte die Festung bereits sehen. Wie ein breiter Zylinder ragte sie aus der hügeligen Landschaft auf. Je weiter sie in die Ebene hinausfuhren, desto staubiger wurden die Straßen. Schon meinte sie, die kleinen Körner überall auf ihrer Haut, der Kleidung und in ihrer Kehle spüren zu können. Sie unterdrückte einen Hustenreiz. Vielleicht würde der Staub am Ende ihre Rettung sein.

Waren anfangs nur vereinzelte Staubfahnen aufgewirbelt worden, konnte sie die Reiter hinter sich nun kaum noch erkennen.

Aus deren Position konnte es nicht viel besser sein. Sie würden ihre Gefangene allenfalls als Schemen wahrnehmen.

Noréys Herz klopfte immer schneller. Sie musste es versuchen, sie *musste* einfach!

Der Wagen rumpelte abwärts auf eine weite Furt zu. Der Fluss Dornwasser, der hier im Winter auf ganzer Breite das Bett durchströmte, bildete nun im Sommer nur ein zwei Schritt schmales Bächlein.

Der Kutscher zog an den Zügeln, und die Derbane wurden langsamer. Sie mussten das Gefährt mit ihren massigen Körpern abbremsen. Die Hufe gruben sich tief in das ausgetrocknete Flussbett. Auf dem Lehm fanden sie an manchen Stellen keinen Halt und rutschten kurze Stücke, was noch mehr Staub aufwirbelte. Der Kutscher hustete und fluchte und zog seinen Umhang über Mund und Nase.

Hinter dem Karren befand sich ein einziger Staubwall.

Als schließlich ein Rad über einen morschen Ast sprang, ließ sich Noré von der Ladefläche fallen, rollte sich ein Stück zur Seite und duckte sich tief hinter einen Wust aus verblichenem Treibholz, den die Winterfluten an einer Kehre aufgetürmt hatten.

Die Reiter trabten an ihrem Versteck vorbei und überholten die staubumhüllte Kutsche in der Furt, um sich an die Spitze zu setzen. Wenn sie Glück hatte, würden sie erst in der Festung merken, dass ihre Gefangene nicht mehr da war. Bis dahin musste Noré so viel Strecke wie möglich zwischen sich und ihre Verfolger bringen. Und sie musste den aufgewirbelten Staub nutzen, solange sie noch konnte. In der Deckung der graubraunen Wolke und einiger stacheliger Mimosen folgte sie einer steinigen Rinne, in der ihre Füße keine Spuren hinterließen. Es war ein schwieriger Untergrund, aber sie kam schneller voran als gedacht. Die Steine waren vom Wasser rund geschliffen. Sie wackelten unter ihren Tritten. Mehrfach wäre Noré beinahe gefallen, weil sie mit gefesselten Händen nur schwer

ihr Gleichgewicht halten konnte. Immer wieder verhedderte sich der Saum ihrer Tunika im Gestrüpp.

Schließlich erreichte sie den Wasserlauf und lief nach kurzem Zögern hinein.

Reyto hatte ihr gerne Geschichten von seinem Militärdienst erzählt. Eine, die er immer wieder hervorgekramt hatte, drehte sich darum, wie er mit seinen Kameraden stundenlang durch Wasser laufen musste, um ihre Spuren zu verwischen. Noréy konnte sich noch genau an den Abend seines Berichts erinnern und wie er gelacht hatte. Seine funkelnden grünen Augen würde sie nun nie wieder sehen. Der Verlustschmerz war noch so frisch, dass er Noréy wie taub machte.

Vorsichtig betrat sie das plätschernde Wasser. Es war angenehm kühl. Sie sank auf die Knie, um etwas zu trinken, und tauchte kurz den ganzen Kopf unter. Erfrischt setzte sie ihren Weg fort. Auch wenn die Muskeln in ihren Beinen brannten und in ihrem Kopf ein Schmerz tobte, als hätte sich dort etwas eingeknistet – sie musste weiter! Für ihre Mutter! Für Reyto und Papa!

Nach und nach schrumpfte die Festung hinter ihr. Das Flussbett wurde schmaler, und das Wasser floss schneller und höher, spülte bis zu ihren Waden hinauf und zog sie vorwärts.

Sandsteinfelsen erhoben sich nun beiderseits des Flusses. Schließlich schluckte das Wasserrauschen alle anderen Nachtgeräusche, und Noréy ahnte, dass sie auf diesem Weg bald nicht mehr weiterkommen würde.

Mondlicht brach sich auf wilden Strudeln.

Vor ihr stürzte der Fluss in eine tiefe Klamm. Diesen Wasserfall konnte sie nicht überwinden.

Ohnehin war sie am Ende ihrer Kräfte. Ohne eine Pause würde sie keinen Schritt mehr weitergehen können.

Noréy verließ das Flussbett und konnte nur hoffen, dass die Spuren bis zum Anbruch des Tages getrocknet sein würden.

Zwischen mehreren Felsen sank sie zu Boden. Mit letzter Kraft

begann sie, ihre Fesseln über ein Stück abgesplitterten Sandstein zu reiben. Morgen würde sie weiterlaufen. Morgen.

Sie hatten sie nicht gefunden!

Als Noréy erwachte, löschten die Vorböten der Dämmerung soeben einen Stern nach dem anderen aus. Sie rappelte sich auf und sah sich im Liegen um. Schütteres Gras wippte über ihr im leichten Wind. Im Norden ragte in der Ferne Arboressea auf wie drei ineinandergesteckte, schneeweiße Zylinder, dahinter erhoben sich die Drakenrait-Berge und im Osten die Terrassenfelder von Elandajas Gärten. Im Westen lag die Gardistenfestung und dahinter Wüste. Also musste sie südwärts, sie hatte keine andere Wahl. Nachdem sie eine Weile gelauscht hatte, erhob sie sich und kehrte zum Fluss zurück, wo sie sich hastig wusch und so viel Wasser trank, wie sie herunterbekam.

Schon von der Lichtmauer aus hatte sie sehen können, dass im Süden weites, karges Land lag. Sie bezweifelte, dass die Steppe viel Wasser führte. Also trank sie, bis ihr übel war, und brach dann auf.

Anfangs war es noch leicht, sich im Schatten großer Dornbüsche fortzubewegen, doch dann verloren sie schleichend an Höhe, und die Sonne stieg auf ihrer Himmelsbahn steiler und steiler hinauf. Der Steppenboden war mal hart, mal sammelte sich Sand in kleinen Senken, doch immer wuchsen dürres Gras und eine Art Distel mit feinen Dornen, die an ihren Beinen kratzten.

Der Schock des Vortags hatte sich in einen steten, beißenden Schmerz gewandelt. Als würde in ihrem Inneren eine Wunde klaffen. Noréy spürte ihn, aber sie ließ nicht zu, dass er sie überwältigte. Ganz im Gegenteil, sie zog eine seltsame Kraft daraus, die an Wahnsinn grenzte. Woher sonst kam die Ausdauer, die sie unermüdlich vorwärtstrieb, weiter und weiter fort von allem, was sie kannte?

Ich verspreche, ich komme zu dir zurück, Mama, echote es in ihrem Kopf. Es fühlte sich an, als wäre sie es den Toten schuldig.

Manchmal verschwamm die gelbliche Steppe vor ihren Augen, und ihr Blick kehrte sich nach innen. Dann stand sie plötzlich an Vaters Seite, wenn er eine besonders komplizierte Brettchenweberei von ihr musterte, und spürte, wie stolz er auf sie war. Schweigsam, wie er war, reichten ein liebevoller Blick und die Art, in der er den Arm um ihre Schultern legte und sie an sich drückte, um ihr seine Gefühle zu vermitteln. »Meine Tochter«, hatte er dann oft einfach gesagt und ihr über die Wange gestrichen, um dann an seinen eigenen Webstuhl zurückzukehren.

Reyto hatte sie gern geneckt, sie *Papas Liebling* und *Vorzeigetochter* genannt. Ihre Webstühle standen gleich nebeneinander, und wenn sie beide daran arbeiteten, neckten sie sich die halbe Zeit. Das würde nun nie wieder so sein.

Noréy wischte sich hektisch über die Augen. »Ich werde ... rausfinden ... wer das war«, keuchte sie und fiel aus dem Dauerlauf zurück in einen zügigen Schritt. »Versprochen.«

Wieder einmal musste sie eine offene Fläche überqueren. Kein Busch mehr weit und breit, nur ein dunkler Streifen am Horizont, der vielleicht ein Wald war, vielleicht aber auch nur ein sehnsuchtsvoller Wunsch nach Schutz.

Sie zögerte kurz. Mittlerweile war das Licht wirklich sehr hell. Zweifelnd drückte sie den Gran-Stein in ihrer Hand. *Lichte Lohe, steter Schein*, bat sie und hoffte, die Götter würden ein Einsehen haben, aber so ganz glaubte sie nicht mehr daran.

Sie begann zu rennen. Sicher wäre es besser, immer von Busch zu Busch zu laufen, aber das war nun nicht mehr möglich.

Bald ging Noréys Atem schwer. Die Steppenluft war trocken und dörrte ihren Hals aus. Es tat bis in die Lunge weh.

Sie strauchelte und fiel der Länge nach hin. Der Gran-Stein rutschte ihr aus der Hand, im gleichen Moment stach etwas schmerzhaft in ihr linkes Bein.

Noréy schlug danach, vergaß den Stich sofort und durchkämmte

mit den Fingern den Sand. Ihre Bewegungen wurden fahrig. Wo war der Stein? Sie musste den Stein finden!

Wieder stach etwas in ihren Knöchel. Dabei gab es weit und breit weder ein Insekt noch Disteln. Noréy schlug erneut danach, verteilte mit der ruckartigen Bewegung eine Ladung Sand und zuckte vor Schreck zusammen.

Da saß etwas Schwarzes auf ihrem Bein. Ihr ... ihr Schatten! »Göttin steh mir bei«, keuchte sie und bekam im gleichen Moment den kleinen, glatten Stein zu fassen. Mit einer verzweifelten Geste drückte sie ihn direkt auf den Schatten, der sich wie schwarze Spinnfäden über ihr Bein zog. Ruckartig fiel er in sich zusammen und sammelte sich wieder als schwarzer Fleck unter ihr.

Noréy rappelte sich auf und begann sofort zu rennen. Wenn sie es nicht bald bis in den Wald schaffte, dessen Saum sie im Süden nun deutlich erkennen konnte, war es aus mit ihr. Sie würde ihr Versprechen an ihre Mutter brechen und in die Unterwelt gehen.

Auf dem Weg zwischen ihr und dem Jenseits stand ihr erwachender Schatten, der sie ganz langsam verschlingen würde. Aber nicht, wenn sie es verhindern konnte. Im Wald würde ihr schon etwas einfallen. Es musste!

Mit der Kraft der Verzweiflung beschleunigte sie noch einmal ihren Lauf.

Rannte und fiel, weil sich kleine Krallen in ihre Knöchel gruben. Der Schatten wollte nicht in waldiges Dämmerdunkel. Er fraß sich am grellen Steppenlicht satt und wuchs!

Schneller! Sie musste schneller rennen, sonst wäre sie verloren.

»Du bekommst mich ... nicht, du hässlicher ... Fleck!«, keuchte Noréy und fuchtelte mit dem Gran-Stein in Richtung Boden.

Für einen Augenblick verkroch sich der Schatten wieder zwischen staubige Erdbrocken und struppiges Gras, dann kratzte er erneut über ihre Knöchel.

Noréys Herz hämmerte in der Brust, sie war erschöpft und über-

hitzt, und ihre Beine waren kraftlos, doch sie musste weiter. Ausgerechnet in Sichtweite des Waldes aufzugeben, kam nicht infrage.

Du bist stark, mein Mädchen, glaubte sie die Stimme ihres Vaters zu hören. Ja, für ihn würde sie es sein!

TORIK

Torik hatte sie schon vor einer Weile bemerkt, die junge Frau, die vor ihrem eigenen Schatten floh wie vor einer hungrigen Bestie. Immer dann, wenn der Schatten nach ihr griff und blutige Striemen in ihre Schenkel kerbte, hörte er sie schreien.

Sie kam von Norden. Dort gab es nur eine Stadt: Arboressea. Im Osten und im Süden standen viele befestigte Ortschaften, doch im Norden befand sich einzig die Hauptstadt mit ihrer alles beherrschende Elite.

Torik rutschte auf dem gelbgoldenen Sandsteinfelsen, den er als Ausguck nutzte, ein Stückchen weiter nach vorn. Jahrzehntlang hatte er hier in den Rossforsten mit ihrem Gewirr aus Hügeln und Höhlen seine Ruhe gehabt. Es wäre besser, wenn er jetzt von hier verschwinden würde. Diejenigen, vor denen die junge Frau davongelief, würden sie nicht einfach so entkommen lassen.

Aber Torik ging nicht, sondern richtete seinen Blick weiterhin auf die Kleine. Es war dumm von ihr, ausgerechnet über die Ebene zu laufen, wo die Sonne ungefiltert herunterbrannte. Jedes Kind dieses Landes wusste doch um die Macht, die das Licht den Schatten gab.

Nur ein Stückchen weiter östlich gab es in einer kleinen Senke Buschland. Unter dem Schutz des Blätterdachs herrschte Zwielicht. Dort hätten die Klauen des Schattens in ihrer Haut nur Kratzer

und keine Schnitte hinterlassen. Zu mehr war ihr dunkler Begleiter sicherlich nicht in der Lage.

Gewöhnliche Menschen besaßen nur schwache, eben *gewöhnliche* Schatten, und dies war ein ganz gewöhnliches Mädchen.

Oder nicht?

Torik kniff die Augen zu Schlitzeln zusammen und rief mit einer schwachen Handbewegung seinen Schatten heran. Sofort füllte die Schwärze die Ritzen des verwitterten Felsens aus, wölbte sich auf und nahm so viel Gestalt an, dass er sie fühlen könnte. Sehnige Muskeln bewegten sich in der Dunkelheit. Torik ertastete Schuppen, dann Flaum wie von Federn.

Leider verfügte er nicht mehr über ausreichend Macht, die veränderliche Gestalt seines Schattens genau zu erkennen. Wenn er seinem Gefährten die Wahl ließ, dann war er groß wie ein junges Rind, geschmeidig wie eine Katze und flink wie eine Segelechse. An den meisten Tagen war sein Körper von glatten Daunen bedeckt, und die Beine endeten in schuppigen Klauenfüßen, die Feinden einen raschen Tod bringen konnten. Und unter den orangeroten Augen des Wesens hatte Torik ein Maul ertastet, das seinen Kopf mühelos im Ganzen verschlingen konnte.

Aber das würde er nicht tun. Toriks Schatten war anders als der des jungen Mädchens, das dort unten durch die Ebene stolperte. Denn er hatte ihn bezwungen und sich zum Getreuen gemacht. Das Einzige, was das Wesen aus Dunkelheit nun noch verschlingen wollte, war die Schattenessenz anderer. Und natürlich Sonnenlicht.

»Schau nur, dieses dumme Menschenkind«, sagte Torik und grub seine Finger tief in die Daunen aus Schwärze.

Der Schatten wand sich unter seiner Berührung und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Fremde, die dem Felsen und damit Toriks Versteck immer näher kam.

Er nahm ein zorniges Beben in der Schwärze wahr, fast als würde sie knurren. Doch eigentlich gaben die Schatten keine Geräusche

von sich. Viel davon entstand nur in der Vorstellung des Bändigers. Die zahlreichen Jahre der Verbundenheit schufen eine Nähe, die eigentlich nicht sein sollte, aber kaum zu verhindern war.

Reiter.

»Bei den neun Göttern, hab ich es doch geahnt!«, fluchte Torik.

Die Gardisten trugen blaue Uniformen. Der erste führte ein Banner mit, das ein goldenes Schlüsselpaar und einen Turm auf blauem Untergrund zeigte. Das Wappen von Arborea. Das Banner ließ keinen Zweifel mehr daran, woher sie kamen.

Sie waren zu sechst.

»Gar nicht gut«, sagte Torik leise.

Die junge Frau hatte den Waldsaum nun fast erreicht. Ihre Tunika war an den Unterschenkeln völlig zerrissen. Das Blut, das an dem Stoffstreifen klebte, konnte er schon von Weitem sehen.

Es war zu spät, um sie in eine andere Richtung zu scheuchen. Wenn sie keine Gardisten im Schlepptau gehabt hätte, würde er sie vielleicht sogar einfach passieren lassen.

Torik machte sich hastig an den Abstieg. Es gab ausgetretene Stufen im Stein, so morsch, dass jeder Schritt eine kleine Sandflut auslöste. Doch er kannte diesen Felsen so gut wie manch anderer sein Elternhaus.

Sein Schatten huschte ihm voran und verschmolz mit dem Zwielicht unter Kastanienbäumen und Ebereschen. Nun konnte er ihn mehr fühlen als sehen, doch er war da. So wie er *immer* da war.

Mit dem Felsen im Rücken näherte sich Torik dem Pfad, den das Mädchen wahrscheinlich nehmen würde.

Vielleicht wäre es das Sinnvollste, sie einfach verschwinden zu lassen, als hätte es sie nie gegeben.

Einen Moment lang gab sich Torik düsteren Gedanken hin. Er hatte schon so viele Menschenleben auf dem Gewissen, dass er aufgehört hatte, sie zu zählen.

Deshalb und nur deshalb lebte er verborgen in diesem Wald.

Weil er zu gut im Töten war. Leute wie er wurden stets gesucht – von solchen, die sich auf das Handwerk nicht so gut verstanden.

Doch er wollte keine Drecksarbeit mehr machen. Eigentlich wollte Torik nur noch eins: seine Ruhe.

Sein Schatten könnte die Fremde zerreißen. Alles, was es dazu brauchte, war ein Gedanke von ihm.

Zu seinen Füßen verdichtete sich die Schwärze. Torik wusste, dass sein Schatten nun die Pranken eines Löwen besaß, gepaart mit der Kraft eines Stieres. Rotgoldene Augen blinzelten ihn an.

Ja, er wollte töten.

Aber wollte Torik das auch?

NORÉY

Noréys Körper fühlte sich an, als würde er in Flammen stehen.

Alles brannte. Ihre Lunge, die Beinmuskulatur, die Schnitte in ihrer Haut, die vom Blut ganz klebrig war.

Sie rannte, obwohl sie längst nicht mehr konnte. Aber was sollte sie sonst tun?

Jetzt aufzugeben, war gleichbedeutend mit dem Tod. Die Reiter hinter ihr würden sie umbringen, ebenso wie ihr eigener Schatten, der begierig darauf wartete, seine neu erwachte Kraft an ihrer Kehle auszuprobieren. Wenn sie fiel, war es aus.

Der Wald war nun ganz nah, und doch schien es mit jedem ihrer rasenden Herzschläge unwahrscheinlicher, dass sie ihn erreichte. Die Sommersonne brannte nur so vom Himmel herab, hatte das kniehohe Gras ausgedorrt und ihren Schatten stärker und stärker werden lassen.

Sie strauchelte und fing ihren Sturz gerade so mit den Händen

ab. Sofort rappelte sie sich wieder auf, doch ihr linker Fuß hing fest, und sie stürzte wieder. Ein eisiger Schauer kroch über ihre Haut. Als sie nun hinsah, entfuhr ihrer ausgetrockneten Kehle ein panischer Schrei.

Der Schatten! Er war wie eine zähe Flüssigkeit über ihren Knöchel gekrochen, bedeckte den Boden darunter, überzog auch die gelbgoldenen Grashalme in der Nähe mit triefender Schwärze.

»Nein, lass mich los! Lass mich los! Du bekommst mich nicht!« Noréy schlug mit der Faust zu und traf doch nur ihren eigenen Knöchel.

Es konnte jetzt nicht enden! Es durfte nicht! Mit einem verzweifelten Schrei drückte sie den Gran-Stein direkt in die teerige Schicht. Das eisige Gefühl verschwand, und im nächsten Augenblick zerriss der Schatten zu Fetzen. »Ha, das hast du nun davon!«

Noréy war sofort wieder auf den Beinen. Zwischen ihr und dem Wald lag ein See aus goldgelbem Gras, durchsetzt von silberviolettem Salbei, der sich im sachten Westwind wog. Aber sie würde sich von der Weite nicht entmutigen lassen. Jetzt nicht mehr.

Noréy stellte sich vor, Reyto würde das letzte Stück zum Wald an ihrer Seite laufen. Sie malte sich aus, wie seine langen Beine durch das Gras pflügten, wie er versuchte, ihren Zopf zu erhaschen, um sie zu ärgern.

Sie sah nicht mehr zurück, sah nicht mehr auf ihre Beine, die vom Schatten gehetzt wurden, der mal auf der einen, mal auf der anderen Seite von ihr auftauchte, als kümmerte ihn der Sonnenstand nicht mehr.

Das Erwachen ihres Schattens war noch viel schlimmer, als sie es sich in ihren dunkelsten Albträumen ausgemalt hatte. In den Träumen war es schmerzlos. Da war auch nicht dieses quälende, frostige Gefühl. Sie wurde einfach verschlungen, und damit hatte es sich.

Donnernde Hufe hinter ihr! Gardisten! Wie konnten sie durch die Sonne reiten, als wären sie unangreifbar? Wie war das möglich?

Keine Zeit. Keine Zeit für solche Gedanken! Das Gras wurde grüner. Dürre Büsche reckten ihre Äste aus dem harten Lehmboden. Noréys Lunge brannte wie verrückt. Sie strauchelte, entriss ihren Knöchel dem angreifenden Schatten und schlug einen Haken. Erstes Zwieliht unter einem Strauch. Sie folgte dem dunklen Mosaik unter den Ästen in Schlangenlinien.

Schon zerrte der Schatten weniger an ihr, während sie mit letzter Kraft zwischen niedrige, locker stehende Bäume rannte. Sie hetzte an hüfthohen Schößlingen und welken Königskerzen vorbei, deren gelbe, vertrocknete Blüten leise raschelten.

Der Untergrund wurde felsiger.

Prompt blieb ihr linker Fuß erneut hängen. Noréy strauchelte und versuchte, sich festzuhalten, doch die biegsamen jungen Bäume boten keinen Halt. Sie drehte sich im Sturz zur Seite und fiel auf ihre Faust, in der sie den Gran-Stein hielt.

Schmerz zuckte wie ein Blitzschlag bis in den Ellenbogen hinauf. Ihre Finger waren taub und hatten sich geöffnet. Die Zähne fest aufeinandergepresst, um nicht vor Schmerzen aufzuschreien, suchte sie nach dem Kristall. Er war ihr aus der Hand gerutscht und lag nun irgendwo zwischen den morschen Sandsteinen, die hier den Boden bedeckten.

Dort war er.

Schnell klaubte Noréy ihn auf und drückte ihn fest an sich. Er musste ihr doch irgendwie helfen können! »Bitte, ihr Götter«, flehte sie keuchend.

Ihr linker Fuß steckte fest. Ihr Schatten war wie ein schmieriges Pilzgeflecht darübergewachsen. Als sie daran riss, bildete er zähe Fäden. Er wollte mit aller Kraft verhindern, dass sie ins Zwieliht unter den Bäumen entkam, wo seine Macht schrumpfen würde.

Noréy rappelte sich auf und drückte erneut den Stein auf die Schwärze. Mit einem gewaltigen Ruck befreite sie sich aus deren

Klauen. Eine Hand in die stechende Seite gedrückt, in der anderen den Stein, taumelte sie tiefer in den Wald.

Es duftete nach Erde und Bäumen.

Unter dem Blätterdach hielt sich nicht nur die Dämmerung, sondern auch ein wenig Feuchtigkeit. Sie machte die Luft dick und trieb Noréy den Schweiß auf die Stirn.

Wohin jetzt?

Der Schatten krallte nach ihrer Wade. Sie machte einige Schritte vorwärts und blieb im Halbdunkel unter einer alten knorrigen Eiche stehen. Sofort hörte ihr Verfolger auf, sie zu attackieren. Er war zu einem blassen Tintenfleck zusammenschmolzen. Als sie auf ihn hinabsah, kräuselte sich die Oberfläche, als würde er empört das Nackenfell sträuben. Die Angriffslust schien dem Schatten vergangen zu sein. Wenigstens diese Geschichte stimmte: Im Zwielicht waren sie schwächer.

Vorerst hatte Noréy also nur noch ein Problem, und das näherte sich auf donnernden Hufen. Schon konnte sie die Gardisten auf ihren Pferden herangeloppieren sehen.

Noréy überlegte fieberhaft. Sie wusste nicht viel über Pferde, aber die Tiere waren groß und würden im Dickicht nicht mehr so schnell vorwärtskommen wie auf der Ebene.

Wo sie sich befand, war der Wald noch licht.

Die uralten, knorrigen Bäume standen weit auseinander wie Säulen in einer Halle. Ihre ausladenden Kronen versperrten mit ihrem dichten Gezweig der Sonne den Weg und ließen so keine jungen Pflanzen nachkommen. Auf dem Boden waren nur Blätter und die Spuren wilder Eber, aber kaum ein Kraut zu sehen.

Weiter südlich sah es anders aus. Dort musste ein Sturm vor vielen Jahren eine Schneise gerissen haben. Zwischen verwitterten, mannshohen Sandsteinfelsen reckten sich junge Esskastanien dicht an dicht. Für Pferde würde es kaum ein Durchkommen geben. Genau dort musste sie hin.

Die Reiter erreichten in diesem Moment den Waldrand. Noréy war noch nicht wieder zu Atem gekommen und hetzte mit letzter Kraft weiter. Ihr geschwächter Schatten folgte ihr beinahe so harmlos, wie er es vor seinem Erwachen getan hätte.

Erste Steinbrocken, dazwischen vertrockneter Farn und Dornenranken. Noréy steckte den Gran-Stein zurück in sein Täschchen und nahm die Hände zu Hilfe, trat morsches Holz nieder oder kroch auf allen vieren unter umgestürzten Stämmen hindurch.

Zwar tat ihr noch immer alles weh, doch als sie jetzt zurücksah, kehrte etwas Hoffnung wieder. Vielleicht würde dies doch nicht ihr letzter Tag auf Erden sein. Denn die Reiter irrten zwischen den Bäumen umher und suchten nach ihren Spuren. Offenbar hatten sie Noréy aus den Augen verloren. Und sie war fest entschlossen, dass es auch so bleiben sollte.

Keuchend zwängte sie sich durch einen schmalen Felsspalt. Sand rieselte aus dem morschen Stein und geriet ihr in die Augen. Sie schob und zerrte, dann war sie auf der anderen Seite.

Den Mann, der neben einem weiteren Felsen kauerte, sah sie zu spät. Sie erstarrte. Der Fremde schien ihr aufgelauert zu haben. Dann geschah alles blitzschnell. Sein Schatten streckte sich kohlschwarz zu gewaltiger Größe und kam wie eine Welle über sie. Noréy wollte schreien, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. In einer hilflosen Abwehrgeste hob sie die Hände. Der Schatten floss um ihre Finger herum, dehnte sich aus und verschlang sie mit einem Bissen. Noréy versuchte zu schreien, doch die pelzige Dunkelheit glitt ihr in Mund und Nase.

Jetzt zerreißt er mich, wie er Vater und Reyto zerrissen hat, dachte Noréy. Ihr Kampf war vorüber ... vorbei. Sie wartete auf die Schmerzen, die nun unweigerlich folgen mussten.

Doch bis auf das Gefühl, keine Luft zu bekommen und nur noch Dunkelheit zu atmen, geschah nichts.

Als Noréy wach wurde, spürte sie zuerst die Steine, die sich schmerzhaft in ihren Rücken bohrten. Etwas berührte ihr Bein. Wärme, die sie verließ. Blut vielleicht?

Sie blinzelte.

Jetzt würde sie also herausfinden, wie das Jenseits aussah. Sie hätte gerne noch eine Weile damit gewartet, noch ein wenig mehr gelebt, mehr von der Welt gesehen als die engen, staubigen Gassen von Arboreseea. Es war seltsam, wie ruhig sie war. Aber vielleicht gab es nach dem Tod ja keine starken Gefühle mehr.

Wenigstens würde sie nun ihrem Vater und Reyto wiederbegeggen und ihr Schuldgefühl vielleicht schwinden. Ob die Priester recht hatten, wenn sie sagten, dass die Seelen einander erkannten, nachdem sie den menschlichen Körper verlassen hatten?

Jemand machte sich an ihrem rechten Bein zu schaffen. Nein, das war nicht das Jenseits. Nun tat es wirklich weh! Es fühlte sich an, als wühlte jemand oder etwas in den Schnitten, die ihr von ihrem eigenen Schatten zugefügt worden waren.

Das ist nicht richtig! Im Jenseits gibt es keinen Schmerz!

»Nun halt schon still«, knurrte eine tiefe Männerstimme. Gleich darauf schloss sich eine schwielige Hand um ihr Knie und drückte es herunter.

Schemen. Sie sah einen Schemen, der nach mehrmaligem Blinzeln eine menschliche Form annahm.

Lag sie etwa noch immer auf dem Waldboden? »Bin ich tot?«

»Nein«, zischte der Mann, »aber wenn du jetzt nicht den Mund hältst und endlich still liegst, wird es nicht mehr lange dauern.«

Das wirkte. Zumindest so lange, bis ihr klar wurde, dass er einen der Schnitte an ihrem Bein weiter aufgerissen hatte und das austretende Blut mit einer kleinen Schale auffing.

Was hatte er vor? Es trinken?

Noréy schrie auf.

»Nun halt endlich den Mund, ich versuche, dein Leben zu retten!

Ich kann es aber auch beenden, wenn dir das lieber ist«, erwiderte der Fremde gepresst und reckte kurz den Kopf, um nach ihren Verfolgen Ausschau zu halten.

Womöglich arbeitete er mit ihnen zusammen. *Wie sonst hätte er mich so schnell aufspüren sollen?* Noréys Gedanken stolperten durcheinander. Er wollte ihr nicht helfen, er wollte sie nur hinhalten, bis die Gardisten kamen! Aber wofür die Schale, wofür ihr Blut?

Noréy nahm alle Kraft zusammen, die noch in ihrem ausgelaugten Körper steckte, und trat nach dem Fremden. Ihr Fuß erwischte ihn an der Schulter und brachte ihn beinahe aus dem Gleichgewicht. Leider aber eben nur beinahe.

Sie schrie erneut, nun eher aus Verzweiflung denn aus der Hoffnung heraus, irgendwer könnte sie hören und ihr zu Hilfe eilen.

Aber was war das? Mit einer Kopfbewegung dirigierte der Fremde einen Fetzen Dunkelheit, der bis dahin zwischen verdorrtem Farn gekauert hatte, zu ihr. Abwehrend hob Noréy die Hände, doch es war zu spät. Die Finsternis legte sich erneut über ihren Mund und drückte ihn zu.

Kein Schrei kam ihr mehr über die Lippen. Sie versuchte, den Schatten wegzustoßen. Er fühlte sich fest an wie ein Körper. Wie Sehnen unter seidigem Pelz. Er war schwer, stark und übermächtig. Noréys Brustkorb hob und senkte sich immer schneller. Sie meinte, keine Luft mehr zu bekommen, dabei drang ihr Atem mühelos aus der Nase. Ihre beginnende Panik kümmerte das jedoch nicht.

»Das reicht«, flüsterte der Fremde nun, stellte die Schale mit ihrem Blut ins Laub und wickelte einen Stoffstreifen um ihren verletzten Unterschenkel. Er stand auf und zog Noréy an einem Arm auf die Beine, als wöge sie nichts.

Sie schätzte den Fremden auf Anfang fünfzig. In dem kurzen Bart auf Kinn und Wangen zeigte sich das erste Grau, wie auch in den halblangen braunen Haaren. Sein Gesicht war wettergegerbt

und von einer langen Narbe auf der Wange gezeichnet, die dunklen Augen musterten sie kritisch.

»Wenn du jetzt den Mund hältst, sag ich ihm, dass er dich freigeben soll.«

Er konnte der Finsternis Befehle erteilen? Noréy mochte es kaum glauben, nickte aber. Sofort konnte sie wieder freier atmen, und auch ihr Hörsinn war besser.

Ganz deutlich waren nun die Rufe der Reiter zu hören. Sie fluchten, während sie ihre Pferde langsam durch das Geröll dirigierten, das den Waldboden bedeckte.

»Komm, stell dich hierher, und dann mach exakt, was ich sage.«

Sie beschloss zu tun, was er von ihr verlangte. Immerhin hatte er – anders als die Gardisten und ihr eigener Schatten – noch nicht versucht, sie umzubringen.

»Gib mir dein Kamarband oder den Ärmelsaum«, forderte er nun.

»Meine Schärpe?«, fragte sie flüsternd. »Aber warum?«

»Weil ich es sage.«

Sie riss den breiten, verzierten Saum vom linken Ärmel und reichte ihm den Stoff nach kurzem Zögern. Verblüfft sah sie zu, wie der Fremde ihn in die Schale mit dem Blut tauchte, bis er an vielen Stellen benetzt war, und das Webstück schließlich auf den Boden legte. Dann verteilte er den Rest ihres Blutes auf Baumstämmen und Felsen, sodass es aussah, als wäre es dorthin gespritzt.

»Mein Schatten wird den Rest erledigen, aber du musst auch noch etwas tun. Schrei, als würde er dich zerreißen«, sagte der Fremde nüchtern. »So, wie ich dich bisher kennengelernt habe, dürfte dir das leichtfallen.« Er fasste sie an der Schulter, zog sie mit sich und hob dann die Hand zu einer Geste.

Die Dunkelheit, die Noréy zuvor zum Schweigen gebracht hatte, erhob sich vom Boden, schwoll an und war bald so groß wie ein Bär.

»Jetzt schrei!«

Noréy holte tief Luft. Es brauchte nicht viel. Beim Anblick der lebendigen Finsternis gefror ihr ohnehin fast das Blut in den Adern. Als der Schatten dann herumzuwirbeln begann wie ein tollwütiger Dämon, schrie sie. Die Angst war echt.

Genau so ein Ding hatte ihren Vater und ihren Bruder auf dem Gewissen und mehrere Dutzend andere Menschen zerfetzt. Die Bilder kehrten zurück und drangen mit neuem Schrecken auf sie ein.

Noréy schrie, während die Schwärze mit langen Klauen Kerben in Baumstämme schlug und den Boden aufriss, schrie, während Blätter und Äste aufgewirbelt wurden und Findlinge umstürzten.

Dann ebte es ab, der Schatten schrumpfte und kauerte nun katzen groß zu Füßen seines Herrn.

Noréy merkte erst, dass sie wimmerte, als sich die Hand des Mannes um ihren Arm schloss und er sie anwies, aufzuhören.

»Nun müssen wir leise sein«, sagte er. »Sie sollen glauben, dass du hier gestorben bist, und die Suche abbrechen.«

Noréy nickte wie betäubt. Tränen rannen über ihre Wangen, während sie versuchte, die Bilder von dem Massaker an ihren Lieben aus dem Kopf zu verbannen. Ihre Knie waren weich, und sie zitterte am ganzen Leib, doch irgendwie fand sie die Stärke, zu stehen und schließlich auch loszugehen.

Noréy folgte dem Fremden wie benommen. Vertrauen würde sie ihm deshalb nicht, aber vorerst schien es die beste Wahl zu sein, mit ihm zu kommen.

Die Reiter mühten sich, ihre Pferde wieder unter Kontrolle zu bringen. Die Tiere hatten sich vor Noréys Schreien und dem Lärm des tobenden Schattens erschrocken.

Sie sollten das Chaos nutzen, um zu verschwinden.

»Hier entlang, halte dich dicht hinter mir«, flüsterte der Fremde. »Und duck dich.«

Noréy krümmte ihren Rücken, bis sie von mannshohem Adlerfarn verdeckt wurde, und schlich hinter dem Fremden her. Dabei

hielt sie immer genügend Abstand zu seinem Schatten, der mal hinter ihm und mal vor ihm über den Boden huschte und sich dabei nicht im Geringsten darum scherte, aus welcher Richtung das Sonnenlicht kam.

Tiefer und tiefer ging es in den Wald hinein. Zuerst folgten sie einer schmalen Rinne, die neben einem Bach in einer Talsohle verlief. Die Hänge stiegen auf beiden Seiten an. Wo zuerst nur Waldboden gewesen war, zeigte sich bald kahler Fels, auf dem nur hier und da noch Moos und einzelne Grasbüschel gediehen.

Der Wildpfad, dem sie folgten, führte stetig bergab. Bis auf das schmale Rinnsal an der Talsohle wurde die Umgebung beständig trockener. Schließlich öffnete sich der Boden zu einem tiefen Schlund.

»Dort hinein«, wies ihr merkwürdiger Begleiter sie an.

»Was ist das?«

»Der Eingang zu einem Höhlensystem. Darin werden sie uns nicht finden.«

»Aber ich dachte, sie glauben jetzt, ich sei tot.«

»Das hoffen wir. Und jetzt los, ich helfe dir beim Abstieg.«

Es widerstrebte ihr zutiefst, ihm die Hand zu reichen, doch was vor ihr lag, sah nach schwieriger Kletterei aus. Nachdem sie in der vergangenen Nacht kaum geschlafen hatte und seit frühestem Morgen auf der Flucht war, wunderte es Noréy, dass sie sich überhaupt noch auf den Beinen halten konnte.

Immer wieder begannen ihre Muskeln zu zittern, dann fühlten sie sich taub an oder schmerzten, als wäre sie in ein Ameisennest gefallen. Der Anblick des steilen Abstiegs ließ ihre Kehle trocken werden.

Vorsichtig tastete sie sich voran.

Auch hier bestand der Fels aus Sandstein. Unter ihrem Gewicht blättern bei jedem Schritt morsche Schichten ab. Mehrere Male verlor sie den Halt und rutschte ein Stück, doch der Fremde hielt sie fest. Sein Griff war eisern.

Warum er im Gegensatz zu ihr so mühelos auf dem Untergrund Halt fand, blieb ihr ein Rätsel.

Endlich erreichten sie die Sohle der Höhle.

Der Mann ließ Noréy los und übernahm wieder die Führung.

Das Höhlensystem war nicht ganz geschlossen. Hier und da gab es Öffnungen in der Decke, durch die Licht hereinfiel und ihren Pfad erhellte, aber nie so viel, dass Noréy Angst bekam, ihr Schatten würde sie wieder angreifen können. Wurzeln, in denen sich Spinnweben und Getier sammelten, hingen wie Girlanden von der Decke. Auf dem Boden raschelte vertrocknetes Laub. Der Fremde schien sich in diesem Gewirr aus Tunneln auszukennen.

Schweigend führte er sie durch große und kleine Höhlen und Schächte, so schmal, dass er mit seinen breiten Schultern nur hindurchpasste, wenn er seitlich ging.

Schließlich weitete sich der Gang. Hier fehlte die Decke völlig und die Oberfläche war nur wenige Schritte weit entfernt. Noréy konnte Teile des Himmels sehen und Äste mit üppigem grünem Laub.

Das eindringende Licht hob die Farben der verschiedenen Sandsteinschichten hervor. Die Felsen sahen aus, als hätte ein Maler sämtliche Töne, die zwischen Blassgelb und Rostrot lagen, darauf ausprobiert und in Linien übereinandergezogen.

Der Fremde blieb stehen. »Nun sind wir weit genug weg.«

»Und jetzt?« Noréy schlang die Arme um ihren Oberkörper und biss die Zähne aufeinander.

»Warten wir ab. Du siehst aus, als könntest du eine Rast gebrauchen.«

»Ich brauche keine Rast«, protestierte sie, erntete von ihm dafür aber nur einen mitleidigen Blick. Schweigend reichte er ihr eine Wasserflasche. Noréy trank sie in einem Zug bis zur Hälfte leer, wischte sich über den Mund und reichte sie ihm mit Dank zurück.

»Wenn die Gardisten fort sind, gehen wir getrennte Wege, und du wirst vergessen, dass wir uns je begegnet sind.«

»Dann bin ich nicht deine Gefangene?«

Er stieß Luft durch die Nase aus, was beinahe nach einem abfälligen Lachen klang. »Nein, was soll ich denn mit dir? Wenn ich dich an die Gardisten verkaufen wollte, hätte ich es längst getan.«

Er setzte sich auf den Boden und lehnte sich gegen den Sandstein. Sein Schatten kauerte neben ihm nieder und schmiegte sich an ihn.

Obwohl sie sich im Zwielflicht befanden und Noréys eigener Schatten kaum zu sehen war, war der des Fremden tintenschwarz und besaß ganz deutliche Konturen.

Noréy war der Anblick unheimlich.

»Wer bist du?«, fragte sie schließlich. Der Mann konnte nicht sein wie sie, auch wenn er die helle Haut und das dunkle Haar des Waldvolks besaß. Etwas an ihm war anders, das spürte sie ganz deutlich.

»Mein Name ist Torik, mehr musst du nicht wissen.«

»Und ich bin Noréy ... Incelo.«

»Also, Noréy, willst du dich nicht setzen?«, fragte er, weil sie noch immer dastand und sich nicht entscheiden konnte, ob sie bleiben oder davonlaufen sollte.

Schließlich setzte sie sich in einigem Abstand zu ihm hin. Der Sandstein war kühl und rau, während ihr Körper noch erhitzt war von der langen Flucht. Sie legte beide Handflächen auf den Untergrund, um sich abzukühlen. Es tat gut.

»Warum konnten mir die Gardisten folgen, ohne von ihren Schatten angegriffen zu werden?«

»Größerer Wille bei den Gardisten und schwächere Schatten vermutlich. Außerdem sind sie sehr schnell geritten. Das hilft.«

»Schwächere Schatten?«

In dem Steinlabyrinth war es so still, dass sie den Wind säuseln hörte, der sich tief in den Felsstrukturen fing.

Sie scheute sich, zu Torik herüberzusehen. Sein Schatten bewegte

sich. Er schien eine feste Oberfläche zu besitzen, und der Mann streichelte ihn wie einen Hund oder ein Pferd. Sie hatte noch nie gehört, dass so etwas möglich war.

Bevor sie den Mut für eine weitere Frage fand, räusperte sich Torik. »Wann ist dein Schatten erwacht? Ich habe gesehen, dass er dich angreift. Wann hast du gemerkt, dass er sich verändert?«

Noréy zuckte mit den Schultern. »Heute Morgen habe ich es zum ersten Mal bemerkt, aber losgegangen ist es vielleicht schon gestern. Was bedeutet das alles?«

Torik brummte etwas, das sie nicht verstand. Einen Fluch vielleicht. »Das weiß ich nicht. Eigentlich sollte es Menschen wie dich nicht geben. Menschen, deren Schatten erwacht. Der große Rat der drei Völker hat Vorkehrungen dafür getroffen. Du gehörst keinem der drei Herrscherhäuser an, vermute ich?«

»Nein. Meine Eltern sind einfache Weber.«

»Und sie haben dich auch nicht adoptiert? Ein Findelkind als ihr eigenes ausgegeben?«

»Nein. Das hätte Reyto mir sicher erzählt.«

»Wer ist das?«

»Mein älterer Bruder.« Noréy wurde die Kehle eng. »Er ist jetzt tot, Vater auch.«

Torik, der mit scheinbarem Desinteresse dagesessen hatte, setzte sich nun auf. »Waren das die Gardisten?«

»Nein, ein Monster«, presste Noréy heraus und schluchzte auf. Sie wollte doch gar nicht weinen! Aber nun, da es einmal angefangen hatte, konnte sie nicht mehr aufhören.



TORIK

Torik ging die Kleine schon jetzt auf die Nerven. Sie war doch schon fast eine Frau, warum benahm sie sich nicht so? Er schätzte sie auf achtzehn Jahre, vielleicht sogar älter. Allerdings ließ ihre Trauer sie kindlich wirken. Wie sie dort mit angezogenen Beinen hockte, den Kopf auf den Knien, und heulte und heulte.

Am liebsten hätte er sie angeschrien, damit sie aufhörte. Doch letztlich wusste er, dass es manchmal besser war, Gefühle einfach herauszulassen. Wie nach einem Sturm, wenn ein Fluss vom Sediment braun verfärbt war. Dann brauchte es eine Weile und eine Menge Wasser, bis er wieder klar fließen konnte.

Er hätte jetzt aufstehen und fortgehen können. Das Mädchen war in diesem System von Schluchten und Kavernen sicher. Die Gardisten waren ausreichend in die Irre geführt. Fast wie in den alten Tagen. Er hatte sogar ein wenig Freude daran gefunden.

Dennoch ging Torik nicht. Etwas, das sie gesagt hatte, bereitete ihm Kopfzerbrechen.

In Arboressea soll ein Monster gewütet haben. Doch die schafften es eigentlich nicht in die Stadt.

Nicht seit drei Generationen. Dafür sorgte der Bund, der nach

dem Großen Krieg geschlossen worden war. Er hielt die Städte frei von Kreaturen aus dem Wilden Rand. Es gab nur eine Möglichkeit, wie das Wesen hereingekommen sein konnte. Jemand hatte es in einen Mantel aus Magie gehüllt, sodass es auch vor den mächtigsten Wirkern verborgen geblieben war. Dann war die Kreatur an einem Ort freigelassen worden, wo sie großen Schaden anrichten konnte. Aber warum? Und wer war mächtig genug, so etwas zu tun?

Eigentlich hatte Torik sich vorgenommen, Arboressea nie wieder zu betreten, und es in den letzten Jahrzehnten auch nicht getan.

In diesem Moment wäre er aber doch gerne wieder durch die Stadt mit ihren Lichtmauern gelaufen und hätte seine alten Kontakteleute ausgefragt.

Es gab noch etwas anderes, das ihm zu denken gab, und das war das Mädchen selbst.

Ihr Schatten hätte niemals erwachen dürfen. Soweit Torik gehört hatte, war das bislang keinem gewöhnlichen Menschen passiert. Einst hatte jeder Bürger der drei Reiche einen lebendigen Schatten besessen. Aber diese Zeiten waren lange vorbei.

Nachdenklich grub er seine Hand in das kohlschwarze Fell seines Begleiters. Er hätte ihn gerne zurate gezogen, doch das war nicht möglich. Schattenwesen sprachen nicht.

Was sollte er nur mit dem Mädchen anstellen?

Wenn er sie zurückließ, würde ihr Schatten sie innerhalb weniger Tage töten. Die Schatten der meisten Menschen waren harmlos und auch im erwachten Zustand ungefährlich, doch ihrer war stark. Sehr stark sogar.

Für all das gab es nur eine sinnvolle Erklärung: Aus irgendeinem Grund war sie eine geborene Schattenbändigerin. Und wenn eine wie sie keinen Meister fand und nicht lernte, ihren schwarzen Begleiter zu zähmen, dann würde sie von ihm vernichtet. Womöglich hatten die Götter ihre Finger mit im Spiel, und sie passte in irgendeinen größeren Plan.

Seit vor achtundneunzig Jahren Abrelien entzweigebrochen war, erwachten kaum noch Schatten. Zumindest nicht in den großen Städten, wo die Wirker der Eliten die Magie kontrollierten und dämpften.

Aber Noréy kam aus dem Herz des Reiches, vom sichersten aller Orte, und dennoch war es geschehen. In diesem Mädchen ruhte kein gewöhnlicher Schatten. Sie war eindeutig zu mehr bestimmt!

In Toriks eigener Kindheit waren es die Eltern gewesen, die ihre Nachkommen unterrichteten. Nur Kinder mit besonders viel Magie im Blut und besonders starken Schatten wurden zu Ausbildern geschickt, die ihrer Kraft besser gewachsen waren.

Torik erinnerte sich noch gut an die kleinen Prozessionen, die nur in bewölkten Nächten oder in abendlichem Zwielflicht reisten und die Kinder mit den neu erwachten Schatten in die Schulen brachten.

Noréys Schatten war erst spät erwacht, dafür aber umso heftiger. Es bestand kein Zweifel, dass die junge Weberin damals, vor all den Jahren, eine große Zukunft vor sich gehabt hätte.

Heutzutage bedeutete ihr Schicksal vor allem Pech, für sie und ihre ganze Sippe. Sie war nutzlos. Verflucht.

Noréy zog die Nase hoch und sah ihn aus rot geheulten Augen an. »Wie machst du das?«, fragte sie und wies mit einer Hand auf den Schatten an seiner Seite.

Dieser streckte sich daraufhin beinahe zu doppelter Größe, was Noréy einen unterdrückten Schrei entlockte. Sie presste sich die Hand auf den Mund.

»Ich bin ein Schattenbändiger ... einer der letzten. Viele sind nicht mehr von uns übrig.«

»Schattenbändiger?«, wiederholte sie. »Die gibt es doch gar nicht mehr.« Sie wischte sich mit den Ärmeln über die tränennassen Wangen und zog die Nase hoch.

Das Mädchen war offenbar fertig mit Weinen. Sie drückte gefasst den Rücken durch.

Vielleicht ist sie doch willensstärker als gedacht, überlegte Torik und ärgerte sich zugleich, dass er so offen mit ihr gesprochen hatte.

»Kannst du mir beibringen, wie auch ich meinen Schatten ...« Sie suchte nach Worten.

»Wie du ihn bändigen, kontrollieren kannst?«, sprang er ihr bei.

»Ja.«

Torik zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Kommt darauf an.«

»Worauf?«

Ob ich Lust dazu habe, dachte er, sprach es aber nicht laut aus. »Wir werden sehen. Was weißt du bisher über Schatten?«

Noréy runzelte angestrengt die Stirn. »Meine Mutter hat nicht gern darüber geredet, aber ich habe hier und da etwas aufgeschnappt. Und das natürlich, was wir in der Schule gelernt haben. Vor dem Großen Krieg wurden die Menschen nicht von ihren Schatten angegriffen. Das ist erst passiert, als die letzte Schlacht die Welt zerrissen hat. Das hat die Götter so erzürnt, dass sie alle Menschen mit lebendigen, bösen Schatten verflucht haben. Sie haben damit allen Völkern die Heimat genommen und den Grund, aus dem sie ursprünglich den Kampf begonnen haben. Der Fluch zwingt uns zusammenzuleben. Und wenn du mich fragst, dann werden die Götter den Fluch erst dann aufheben, wenn wir den Hass überwinden.« Sie seufzte und schien an etwas oder jemand Besonderen zu denken. Als er nicht darauf einging, räusperte sie sich und fuhr fort: »Ich weiß, dass Schatten an Kraft gewinnen, sobald scharfe Grenzen zwischen Hell und Dunkel existieren. Deshalb erschaffen die Wirker jeden Morgen einen künstlichen Nebel. Nachfahren von Menschen, die besonders große Schuld auf sich geladen haben, werden mit stärkeren Schatten bestraft, das sagt zumindest meine Mutter. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass ich für etwas leiden soll, was Generationen zuvor verbrochen wurde.«

»Da kennst du die Götter schlecht.« Torik rieb sich grübelnd

über den Bart. Das passte alles noch nicht so recht zusammen. »Wer regiert derzeit in Arboressea?«

»Die Fürsten von der See sind im siebten Jahr. In zwei Jahren geben sie an die Ebene ab.«

Die Wasserleute waren für ihre Gerissenheit bekannt, aber auch für starke Wirker, die für Schutz sorgten. »Was weißt du noch über Schatten?«

»Nur, was man auf der Straße so redet: Man darf nie in den Schatten eines Menschen treten, den der Schlag getroffen hat, der Schatten einer Eule bringt Seuchen, der Regenbogen ist der Schatten einer Brücke, die ins Reich der Götter führt ...«

»Halt, halt, hör auf. Das ist alles unnützer Aberglaube.«

Ihr zuzuhören, machte ihn wütend. Das war alles, was die Menschen aus dem Großen Krieg gelernt hatten?

Torik spürte, wie sich sein Begleiter bewegte. Er reagierte auf seine Stimmungen wie ein Hund auf die seines Herrn.

Und er wuchs. Torik meinte, Sehnen und Knochen zu spüren, die sich neu anordneten. Das weiche Fell wurde erst struppig, dann verschwand es und machte Dornen und Schuppen Platz.

Torik merkte erst jetzt, dass Noréy ein Stück weiter weggerutscht war und sich ängstlich mit dem Rücken an den Felsen presste.

»Was ist?«, fragte er.

Noréy streckte die linke Hand vor und wies auf den Schatten.

»Da, das sind ... das sind Augen!«, stotterte sie.

Die orange-goldenen Augen waren erst vor einigen Jahren hinzugekommen. Mittlerweile hatte sich Torik daran gewöhnt. Doch für die junge Frau musste es unheimlich sein, dass die Schwärze plötzlich zurückstarrte.

Als der Schatten sich bewegte, reckte Noréy ihre Hand wieder abwehrend vor. Sie hatte sie zur Faust geballt und hielt etwas fest, das sie offenbar beschützen sollte. Vielleicht ein Amulett oder ein kindischer Talisman.

»Was hast du da?«

»Ich hätte ihn schlucken sollen, schon als Kind, aber er kam einfach immer wieder raus.« Sie öffnete die Hand.

Ein schwarzer Kristall blitzte im Zwielflicht auf.

Als Torik klar wurde, worum es sich dabei handelte, vergaß er vor Schreck, zu atmen. Er hatte nie verstanden, wie die drei Häuser es geschafft hatten, dass die Bürger ihres Reiches keine Magie mehr wirken konnten. Nun wurde ihm alles klar.

»Es soll uns vor den Schatten schützen«, erklärte Noréy verunsichert und streichelte den Stein mit einem Finger. »Aber mich haben die Götter wohl bestrafen wollen.«

»Leg ihn hin, auf den Boden«, forderte Torik. Sein Schatten schrumpfte zu einem Flecken konzentrierter Schwärze zusammen. Noréy legte den Kristall vorsichtig auf den felsigen Untergrund.

Als Torik seine Hand darüber schweben ließ, fühlte er nicht nur die schattenschwächende Wirkung, sondern auch die Macht eines Wirkers. Wie ein dünner Spinnenfaden reichte sein Einfluss bis hierher zu ihnen.

Torik sprang auf. »Wirf ihn fort!«

»Was? Nein!«

»Der Kristall schützt dich nicht! Sie können uns damit aufspüren!«

Unschlüssig barg Noréy den Kristall in ihrer Hand, als plötzlich der Klang von Pferdehufen durch die Schlucht hallte. Die Gardisten hatten sie gefunden. Sie mussten direkt über ihnen sein. Wenn sie den breiten Spalt im Boden entdeckten, war das Schicksal des Mädchens besiegelt.

»Wirf den Stein fort«, sagte Torik nun gepresst.

Er hatte sich vorgenommen, nie wieder Menschenblut zu vergießen. Doch heute würde er seinen Eid brechen. Wenn es Noréys Schatten gelungen war, trotz des Steins zu erwachen, dann war das Mädchen nicht irgendeine Unglückliche, sondern zu Höherem

geboren. Vor ihm stand eine mächtige zukünftige Schattenbändigerin, vielleicht mächtiger als alle, denen er zuvor begegnet war. Und er würde alles daransetzen, ihr Schicksal zu formen.

Die Zukunft des Reiches lag plötzlich in seiner Hand.

Sein Schatten wuchs hinter ihm zu einem haushohen Wesen mit Klauen und Zähnen, die feurigen Augen glühend vor Zorn. Beidend wartete er auf Toriks Fingerzeig.

Keiner der Gardisten würde von der Mission heimkehren. Torik würde Familien die Väter und Mütter, Schwestern und Brüder nehmen. Doch ihre Leben galten plötzlich nichts im Vergleich zu Noréys. Sie, nur sie war jetzt noch wichtig.

MAIGAR

Am Vorabend hatte Raluca ihn nicht empfangen wollen. Stattdessen hatten zwei Wachleute Maigar vor ihren Gemächern brüsk abgewiesen, als wäre er nicht ihr Neffe, sondern irgendein jämmerlicher Bittsteller.

Maigar hatte seinen Zorn über diese Beleidigung heruntergeschluckt. Sie konnte nicht erwarten, dass er stundenlang ausharrte, bis er vorgelassen wurde. Stattdessen war er zu dem Zimmer zurückgekehrt, das er im Palast bewohnte. Der Prunk, der jeden Winkel dieser Gemäuer erfüllte, war ihm oft zu viel. All die Wandgemälde, Tapisserien, Mosaike auf den Böden, goldenen Lüster und Kabinette schienen nur darüber hinwegtäuschen zu sollen, wie viel in diesem Palast, ja im Reich im Argen lag.

Maigar selbst stammte zwar aus einem Fürstenhaus, aber die Nordfeste, in der er geboren und aufgewachsen war, ließ sich mit diesem Ort nicht vergleichen. Es war eine alte, trutzige Festung, die

ihren Zweck nicht unter falscher Pracht verstecken musste. Alles an ihr war rau und grob, wie das Land, von dem sie umgeben war: graues Basaltgebirge, durchzogen von Seen und Sümpfen, endlose dunkle Kiefernwälder und wenig Ackerland, das nicht viel Ertrag abwarf. Seine Familie mochte zwar über die Region herrschen, aber wohlhabend waren sie deshalb noch lange nicht. Seine Eltern konnten sich noch nicht einmal einen guten Lehrmeister für ihren jüngsten Spross leisten.

Deshalb lebte Maigar seit zwei Jahren in der Hauptstadt. Er sollte lernen, mit seinem Talent umzugehen. Seine Familie war bekannt dafür, mächtige Wirker hervorzubringen, und so bestand kein Zweifel daran, was aus ihm werden sollte. Denn Maigar war nur der Zweitgeborene.

Sein älterer Bruder Jarno erbte das Land. Er selbst war nur ein überschüssiger Sohn in der Erbfolge. Die Reserve, falls dem ersten etwas zustieße.

Deshalb war er in die Hände seiner Tante Raluca entsandt worden. Niemand hatte Jarno oder ihn gefragt, was sie vom Leben wollten.

Maigars anfängliche Freude, aus dem öden Norden in die aufregende Hauptstadt zu ziehen, war schnell Ernüchterung gewichen. Die Alpträume hatten hier begonnen, und manchmal kam es ihm vor, als könnte er erst dann wieder gut schlafen, wenn er wieder zu Hause war und über ihm der Wind in den Eispappeln sang. Aber wenn er zurückkehrte, würde er ein anderer sein. Jemand, zu dem das Volk von der See aufblickte. Doch dazu musste er zuerst vor seiner Tante bestehen. Sie war diejenige, die er überzeugen musste, ihre Aufmerksamkeit und ihr Engagement wert zu sein. Ohne sie würde es für einen Zweitgeborenen keine Aufstiegschancen geben.

Im Palast hatte den ganzen Nachmittag und Abend über Aufruhr geherrscht. Angeblich war im Zentrum ein Anschlag verübt worden. Aufrührer hatten mit Messern auf einem Markt gewütet,

und nun wurde die Stadt abgeriegelt und nach den Tätern durchsucht.

Womöglich war Raluca deshalb nicht zu sprechen. Schließlich stand sie den Wasserfürsten im Rat der drei vor.

Man brachte Maigar das Essen auf sein Zimmer und hielt ihn an drinnenzubleiben. Jeder, der in Arboressea Rang und Namen hatte, sei angeblich in Gefahr. Maigar war der Meinung, dass weder das eine noch das andere auf ihn zutraf, hielt sich aber lieber trotzdem an die Anweisung der Wachen.

Am Abend trat er auf den Balkon, von dem er auf die Stadt mit ihren kreisrunden Mauern und den dicht gedrängten Häusern dazwischen herabsehen konnte. Überall wurden Lichter entzündet, Laternen und Feuer, fast so zahlreich wie die Sterne am Himmel. Maigar meinte, Trauergesänge zu vernehmen. Den Marschschritt von Gardisten. Und immer wieder mischten sich Glockentöne und hölzerne Gongs aus den Tempeln dazwischen.

Irgendwo dort war auch das Mädchen aus seinen Träumen. »Noréy«, sagte er leise und rollte den Namen auf seiner Zunge. Ob sie in Sicherheit war?

Er wünschte, er hätte die Signatur ihres Steines gekannt. Dann hätte er sie aufspüren können und fühlen, ob alles mit ihr in Ordnung war. Das Attentat musste sich auf dem Markt ereignet haben, in dessen Nähe ihre Begegnung stattgefunden hatte. Waren seine Träume womöglich prophetischer Natur gewesen und er hatte ihren Tod vorausgesehen?

Die andere Möglichkeit war sperrig und wollte nicht in seinen Kopf hinein. *Sie könnte zu den Attentätern gehören.*

Maigar stieß sich von der Balustrade ab und kehrte der Aussicht den Rücken. Sie hatte plötzlich ihren Reiz verloren. Er sollte sich wohl besser seinem Studium widmen, das würde ihn ablenken, bis es Zeit war zu schlafen. Noch stand er recht weit am Anfang seiner Ausbildung, doch sie kam ihm jetzt schon ausgesprochen öde

vor. Aber ein anderer Weg stand einem zweitgeborenen Sohn seiner Sippe nicht offen. Er schuldete es seiner Familie, sein Bestes zu geben, vor allem aber sich selbst.

Seufzend nahm er sich ein Kissen, setzte sich auf den Boden, lehnte den Rücken gegen die noch warme Mauer und schloss die Augen.

Es fiel ihm von Tag zu Tag leichter, zu einem Punkt innerer Ruhe zu gelangen. Er verlangsamte seine Atmung, spürte, wie sein Herzschlag sich anpasste und die Muskulatur die Anspannung verlor.

Wie immer begann er am Palast. Malte sich jedes Detail aus, bis in seinem Kopf eine genaue Karte entstanden war. Dann dehnte er sie aus. Das erste Viertel war noch leicht. Geometrisch angeordnet, mit wenigen Häusern, denn hier wohnten die Wohlhabenden. Jeder Straßenzug dehnte sich wie ein Adernetz. Schindeldächer, Flachdächer, Ziegel, Alleebäume. Er ließ den Kopf kreisen, bis es in seinem Nacken knackte und das Gefühl von Spannung kurz Leichtigkeit Platz machte.

Weißwasserviertel, Weberviertel, Schmiede und Bäcker im Außenring, Gerberviertel ... weiter und weiter spannte er die Karte in seinem Kopf. Häuser, zahllos wie Kammern in einer Bienenwabe. Es wurde anstrengend. Sein Herzschlag beschleunigte, was es an sich zu vermeiden galt, und Maigar begann zu schwitzen.

Er ballte die Fäuste, konzentrierte sich darauf, seinen Puls wieder runterzubringen, und verlor dabei im Kopf das Viertel Eichen-saum. Ein leiser Fluch entwich seinen Lippen. Als er endlich wieder ruhiger war, fehlte ein Drittel der Karte. Er hatte eindeutig schon bessere Tage gehabt.

Als er endlich alles vor seinem geistigen Auge sah, was in den drei Ringen stand, bebte er vor Anstrengung am ganzen Leib. Er hielt an der Karte in seinem Kopf fest. Kreiste darüber wie ein Adler.

Irgendwann würde seine Aufgabe darin bestehen, mittels der Steine einzelne Menschen darin ausfindig zu machen und die Garde

zu den Verbrechern zu führen. Niemand, der nicht zu den Fürstenhäusern gehörte und als Kind den Gran-Stein schluckte, ahnte auch nur, was der kleine schwarze Kristall wirklich vermochte. Sonst hätte es womöglich eine Rebellion gegeben. Fähige Wirker konnten jeden einzelnen Menschen aufspüren und seine Wege wie auf einer Karte verfolgen. Nirgends war man sicher vor dieser Verbindung, weder unter der Erde noch eine Tagesreise weit entfernt. Das war das Geheimnis, warum in den großen Städten jeder Verbrecher schnell gefunden, jeder Aufrührer früher oder später zur Rechenschaft gezogen wurde. Es gab kein Entkommen. Die Steine garantierten den Frieden ebenso, wie sie vor dem Erwachen der Schatten schützten. Ein lebendiger Schatten bedeutete Macht, und Macht in den Händen einfacher Leute war ein Risiko, das es um jeden Preis zu vermeiden galt.

Mit einem Seufzen ließ er das mentale Netz fahren und sank mit dem Rücken wieder gegen den sonnenwarmen Stein der Außenmauer. Es war anstrengend wie eine Stunde Kampftraining bei Meister Antoms. Wie lange würde es wohl noch dauern, bis er endlich die nächste Ausbildungsstufe erreichte?

Er aß, was ihm auf einem Tablett gebracht worden war, trank ein Glas Wein, entschied sich für ein zweites und legte sich dann schlafen.

Doch die Unruhe, die ihn schon seit dem Mittag im Griff hatte, ließ ihn auch in der Nacht nicht los. Er wälzte sich hin und her, bis er schließlich früh am Morgen in einen weiteren Traum von Noréy gesogen wurde.

NORÉY

Der junge Mann namens Maigar stand auf der inneren Lichtmauer Arboressesas. Ungewöhnlich helles Licht betonte die winzigen Grübchen in seinen Wangen und brach sich auf dem Silbergriff seines Dolchs, als würden dort Tausende Sterne funkeln.

Er streckte Noréy die Hand entgegen. Wind aus der Ebene zupfte an seinen braunen Locken.

Dieses Mal hatte sie es nicht eilig. Nein, niemand wartete auf sie. Sie hatten alle Zeit der Welt, um auf der höchsten Mauer der Stadt im Sonnenschein spazieren zu gehen. Seine große Hand umschloss ihre, und sie flog ihm regelrecht entgegen. Als wäre es völlig selbstverständlich, legte sie ihren Arm um seine Mitte. Das hätte sie nicht mal bei einem Jungen gewagt, der ebenfalls aus dem Waldvolk stammte. Doch mit Maigar war es anders. Sie war wie eine Motte, die seinem Licht folgte.

Gleich würde sie die Wahrheit erkennen und sich an seinem Feuer verbrennen ...

Deine Welt ist dunkel, Noréy Incelo. Gib auf dich acht.

Sie zuckte zusammen. Maigar rüttelte an ihrer Schulter. Starrte sie an. Silberfäden krochen aus seinen Händen und stachen ihr schmerzhaft in die Haut.

Doch nein, er war es nicht ...

»He, Mädchen! Mädchen, wach auf, es ist Zeit zu gehen!«

Sie zuckte zusammen. Der Traum von Maigar, von einem Spaziergang im hellen Mittagslicht auf der höchsten Mauer Arboressesas, zerplatzte mit einem Schlag.

Sie setzte sich auf und blickte in das fremde, ernste Gesicht des

Schattenbändigers. Weiches Abendlicht hatte die tiefen Furchen um seine Augen geglättet. Er sah nun jünger aus, aber nicht minder gefährlich.

»Auf die Beine mit dir, vor uns liegt eine lange Nacht.« Er zog sie hoch, als wöge sie nichts. Sofort spürte sie wieder den Schmerz in ihren aufgeschürften Unterschenkeln. Angst bohrte sich einem Stachel gleich in ihr Herz. Der Blick ging nach unten, wo sie ihren Schatten erwartete, der sich wie eine tintenschwarze Wolke zu ihren Füßen ballte. Aber er war gar nicht da, zumindest nicht zu sehen.

Sie hatten in einer schmalen Rinne zwischen haushohen Sandsteinfelsen ausgeharrt, in der vom Wind eine dicke Laubschicht zusammengetragen worden war, weich wie ein Bett. Hier gab es nur Zwielflicht.

Noréy rieb sich die Augen und verstand noch immer nicht, wie es ihr gelungen war, derart tief und fest zu schlafen. Und das sogar, nachdem Torik seinen Schatten bei ihr zurückgelassen hatte, während er durch den Wald streifte.

Er hatte ihn *zurückgelassen!* Als wäre das tintenschwarze Unge-
tüm nichts weiter als ein freundlicher Hund.

Sie verstand gar nichts mehr. Musste sich zusammenreißen, um nicht zu weinen oder zu schreien oder beides zugleich.

Nun zog die Nacht herauf. Zum zweiten Mal, seitdem ihre Welt so brutal entzweigegangen war.

Torik schien das alles nicht zu berühren. Er packte eine Leder-
tasche, die sie zuvor noch nicht gesehen hatte, dann drückte er ihr ein Bündel in die Hand. »Dadrin ist Proviant, wir essen unterwegs. Nun komm.«

Eine Antwort wartete er nicht ab, und sie hatte auch gar keine parat. Sie wollte nicht mit diesem Fremden ziehen, doch eine ener-
gische Stimme in ihr beharrte darauf, dass sie keine Wahl hatte. Es hieß, entweder mitzugehen oder zu sterben. Zerfleischt von ihrem eigenen Schatten.

Doch da war auch noch das Versprechen, das sie gegeben hatte, und es zerrte sie in eine andere Richtung, zurück nach Arboressea.

Sie blieb stehen. »Ich kann nicht.«

»Noréy!«

Unter Toriks Blick fühlte sie sich schrumpfen. »Ich kann nicht. Ich habe meiner Mutter versprochen, dass ich zu ihr zurückkehre. Sie hat doch nur noch mich, und ich habe nur sie.« Ein Schrei kribbelte in ihrer Kehle. Oder waren es Tränen?

Etwas, das wie Mitgefühl aussah, flackerte durch Toriks Blick und war so schnell wieder verschwunden, als hätte sie es sich nur eingebildet. »Und zurückkehren wirst du, aber nicht, solange sie noch nach dir suchen und du deinen Schatten nicht unter Kontrolle hast. Du hast keine Wahl, komm!«

»Aber sie wird glauben, dass ich tot bin!«

»Das wird das Beste sein. Für sie und für dich.«

Noréy schlang die Arme um ihre Mitte, weil sie sich nichts mehr wünschte, als dass sie jemand festhielt und ihr sagte, dass alles wieder gut werden würde. Doch das würde einer wie Torik nicht tun. Und gut werden ... das würde es nie wieder. »Ich kann ihr das nicht antun!«

»Bei den Göttern, Noréy, wenn du jetzt zurückkehrst, wirst du auf jeden Fall sterben! Wir werden dir einen Weg zeigen, wie du leben kannst.« Er fasste sie grob an der Schulter. »Nur wer lebt, kann diejenigen zur Rechenschaft ziehen, die das Blut vergossen haben. Und nun komm, wir haben keine Zeit für so etwas.«

Mit diesen Worten lief er einfach los und ließ sie stehen.

Noréy starrte ihm fassungslos hinterher. Er hatte ihr jede Hoff-
nung genommen und zugleich neue eingepflanzt. Auf ein späte-
res Wiedersehen, auf ein Leben ohne Angst und nicht zuletzt auf Rache. Sie hatte bis zu diesem Augenblick gar nicht gewusst, wie sehr sie sich danach sehnte, den Mann in der Purpurrobe nicht ungestraft davonkommen zu lassen.

Aber um dieses Ziel zu erreichen, musste sie eine andere werden.

Ein letztes Mal sah sie nach Norden, wo Arboressea hinter dem Wald und der Weite der Ebene verborgen lag. »Ich vergesse mein Versprechen nicht, Mama«, sagte sie leise. Dann setzte auch sie sich in Bewegung.

Die Laubschicht ging ihr bis zur Wade und raschelte bei jedem Schritt. Noréy folgte Torik, der, wenn er so vor ihr herging, noch größer und breitschultriger aussah als zuvor. Als würde er den ganzen Tag Holz hacken oder kämpfen. Sie vermutete Letzteres.

Es ging bergauf. Mit jedem Schritt schlug Noréys Herz schneller, pochte bald ängstlich bis in die Kehle hinauf, denn dort oben war Licht. Nicht viel, aber zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie direkt über sich ganz bewusst das Himmelsblau statt dem weichen Grau des künstlichen Nebels. Bei ihrer Flucht über die Ebene hatte sie es kaum wahrgenommen. War nur gerannt, gerannt, gerannt.

Nun war dort oben ein Übergang von tiefem Blau zu goldener Abenddämmerung zu sehen. Es war wunderschön ... und tödlich.

Sofort hielt sie nach ihrem Schatten Ausschau, doch seine blasen Ränder zerfranst harmlos in der Laubschicht.

»Ich hoffe, du kannst wenigstens reiten«, brummte Torik.

»Ich? Nein.«

»Dann wirst du es lernen.«

Wie zur Antwort schnaubte es zwischen den grauen Baumstämmen. Dort standen drei Pferde! Zwei davon erkannte sie sogar wieder, denn sie gehörten zu den Gardisten, die sie verfolgt hatten und nun alle tot waren. Das andere, ein Rappe mit einem breiten weißen Abzeichen auf der Stirn und blauen Augen, musste Torik gehören. Er strich dem Pferd über den Hals, das daraufhin seinen großen Kopf an ihm rieb.

»Nimm den Falben.« Torik wies auf ein sandfarbenes Pferd

mit dichter, schwarzer Mähne. Den Braunen daneben hatte er mit Taschen und Bündeln beladen. Dazwischen würde sie unmöglich noch Platz finden, also trat sie zögernd zu dem hellen Tier und hielt ihm ihre Hand hin. So machte man das doch, oder?

Der Falbe legte die Ohren an, und sein Maul wurde ganz hart und kräuselig. *So viel zur Begrüßung.*

Dann war Torik plötzlich an ihrer Seite. Er zog den Sattelgurt stramm. Der Kopf des Pferdes schnellte herum, doch ehe es zubeißen konnte, bekam es einen Knuff gegen die Nase und stand schlagartig still.

»Rauf da.«

Unbeholfen stieg Noréy in den Sattel und ließ zu, dass Torik die Bügel für sie kürzte und ihre Füße hineinschob, als wäre sie ein hilfloses Kind. In knappen Sätzen erklärte er ihr, wie sie Zügel und Fersen einzusetzen hatte, um die Richtung vorzugeben, dann war sie auf sich gestellt.

»Aber wie soll ich mir das alles merken?«

»Lass ihn einfach. Er wird den anderen hinterherlaufen.«

Torik schwang sich mühelos in den Sattel, justierte das Schwert, das er nun an der Seite trug, und schnalzte.

Kurz darauf ritten sie auf einem Wildpfad durch den Wald westwärts. Die Dämmerung nahm mit jedem verstreichenden Augenblick zu.

Noréy versuchte, gleichzeitig die Zügel festzuhalten und sich an die zwei Riemen zu klammern, mit denen die Satteltaschen festgemacht waren.

Toriks Schatten huschte mal links und mal rechts von seinem Besitzer über den Waldboden und sprang mit scheinbarem Übermut an den weniger werdenden Bäumen empor. Das schwarze Pferd schien es nicht zu stören, während Noréys jedes Mal einen schmerzhaften Satz tat, sobald er etwas näher kam.

Das Gefühl, wie das schwarze Ungetüm ihr Gesicht bedeckte,

Mund und Nase ausfüllte, bis sie sicher war, ersticken zu müssen, würde sie nie wieder vergessen.

Die Pferde schlitterten einen kleinen Abhang aus losem Geröll hinunter, dann lag der Wald endgültig hinter ihnen.

»Beug dich vor und halt dich fest, Noréy. Heute Nacht müssen wir Strecke machen!« Kaum war es gesagt, trieb Torik seinen Rappen an. Gleich darauf rannten alle Pferde los.

Es schaukelte fürchterlich, aber der Galopp war nicht so schlimm wie erwartet, sobald sie sich erst mal an den Rhythmus gewöhnt hatte.

Stunden vergingen.

Torik wechselte beständig von Schritt zu Galopp, gerade so, wie die Pferde es aushielten. Ob Noréy noch konnte, fragte er nicht ein einziges Mal. Schon bald tat ihr alles weh. Die wunden Unterschenkel schleiften an den Steigbügelriemen, und ihre Fußgelenke waren überanstrengt und irgendwie verdreht. Sie hätte Torik zur Ablenkung gerne Fragen gestellt, doch das ließ er nicht zu.

Noréy verstand noch immer nicht, warum er ihr überhaupt half. Sicherlich nicht, weil er ein herzenguter Kerl war, der sich vom Schicksal einer jungen Frau berühren ließ. Er musste etwas davon haben, doch sie verstand nicht, was. Ganz gleich, wie sie es auch drehte und wendete.

Dein Schatten hätte nicht erwachen dürfen, hatte er gesagt. War es das? Sollte sie Teil dieser Schattenbändiger werden? Aber die waren doch nichts als der Stoff für Märchen aus der Zeit vor dem Großen Krieg, oder? Der Gedanke, dass es anders war, fühlte sich sperrig an. Noch vor zwei Tagen hätte sie jeden für verrückt erklärt, der behauptete, sie würde je einem leibhaftigen Schattenbändiger begegnen. Dass Torik einer war, daran bestand kein Zweifel, aber sie selbst?

Der Mann in der Purpurrobe war sicherlich auch einer von

ihnen, und sie ahnte, dass sie werden musste wie diese beiden, wenn sie je eine Chance haben wollte, es mit ihm aufzunehmen oder auch nur nach Arboressea zurückzukehren.

Sie musste wieder an Mutters Worte denken, als sie Noréy vor all den Jahren dabei erwischt hatte, wie sie den Gran-Stein erbrach. Angeblich existierten unter den Ahnen ihrer Eltern Menschen mit ungewöhnlich starken Schatten. Vielleicht war es dieses Erbe, das Torik in ihr sah, vielleicht lag es in ihrem Blut, Schattenbändigerin zu werden.

Zweifellos hatte er einen Plan, und sie war Teil davon. Noréy wünschte nur, er würde ihr auch verraten, welche Rolle sie darin spielen sollte.

Die Angst, vom Pferd zu fallen, schwand mehr und mehr. Während eine gleichförmige, kahle Landschaft aus struppigem Gras und silberglänzenden Salbeisträuchern vorbeirauschte, war in ihrem Kopf plötzlich wieder Raum für Trauer.

Die Tränen kamen wie von allein. Noréy konnte und wollte sie nicht aufhalten. Die Hände in die dichte, dunkle Mähne ihres Pferdes gegraben, sah sie Reyto und ihren Vater erneut sterben, hörte den verzweifelten Schrei ihrer Mutter ... wieder und wieder.

Der Steppenwind trug ihre Tränen davon, riss Tropfen um Tropfen von ihren Wangen. Und dann, als die Nacht am dunkelsten war und die beiden Sternbänder über ihr bereits wieder verblassten, hörte es auf.

Von nun an würde sie nicht mehr weinen.



MAIGAR

Du siehst fürchterlich aus, verehrter Neffe«, urteilte Raluca mit dem leicht nasalen Tonfall, den sie immer dann an den Tag legte, wenn ihr etwas missfiel. Dabei nestelte sie an ihrer strengen Hochsteckfrisur, die ihre harten Züge noch betonte. Dennoch war sie für ihre beinahe fünfzig Jahre eine schöne Frau. Schön und kalt wie Marmor.

Maigar fühlte sich unter ihrem prüfenden Blick nie ganz wohl. Sie fand immer etwas zu verbessern. Und doch hatte er den Eindruck, dass sie ihn auf ihre Weise schätzte, denn sonst hätten sie nicht so oft gemeinsam das Frühstück eingenommen.

Er trug eine tiefblaue Tunika mit dunkelroten Stickereien an den Säumen, passende Hosen und glänzend polierte Stiefel. Sein Haar hatte er eng an den Kopf gezwungen und sich so sorgsam rasiert, als würde seine Tante ihm jede Stoppel bei Entdeckung mit der Pinzette ausreißen. Dennoch waren ihr wohl seine Augenringe nicht entgangen. Nach der letzten Nacht fühlte er sich, als hätte ihn ein Brauereiwagen überfahren.

»Ich hatte wieder diese Träume«, murmelte er, während er sich an die festlich gedeckte und vor Essen überquellende Tafel setzte. Über seine Träume zu sprechen, war sicher nichts, womit er sich

die Aufmerksamkeit erarbeiten konnte, die er sich wünschte. Denn offensichtlich reichte es Raluca nicht, dass er ein fleißiger Schüler und guter Kämpfer war. Sie schien mehr sehen zu wollen, um ihn wirklich zu fördern. Doch er wusste noch immer nicht, was es war, ein Umstand, der ihn manchmal bis zur Weißglut reizte. Schon jetzt bereute er es, den Traum überhaupt erwähnt zu haben. Diese Sache lenkte nur wieder ab.

Eine Dienerin goss ihm Tee ein und zog sich dann auf einen Wink seiner Tante hin zurück.

»Wieder von diesem Mädchen?«, erkundigte sich Raluca und musterte ihn mit dem listigen Blick eines flinken Wiesels.

»Ja. Der Schatten wuchs aus ihr heraus und über sie hinweg, aber dieses Mal hat er sie nicht verschlungen.«

»Nicht?« Sie hörte auf zu kauen und schob das spitze Kinn vor. Nun hatte er ihre volle Aufmerksamkeit. Sollte er ihr sagen, dass er das Mädchen getroffen hatte? Am Vortag war es noch sein fester Plan gewesen. Nun hielt er es aus Gründen, die ihm selbst nicht ganz klar waren, zurück. Seine Tante hatte ihn oft wegen dieses Traums verspottet. Warum sie nun plötzlich Interesse zeigte, war ihm unverständlich.

»Sie brach zusammen, schrie, dann bäumte sie sich auf und warf etwas. Es sah aus wie ein goldenes Netz. Die Schattenkreatur zuckte und krümmte sich. Das Netz hüllte sie ein wie feine Spinnweben. Dann hat das Mädchen seine Hand gekrümmt und den Schatten samt Netz in ihre Handfläche aufgesogen.«

Raluca starrte ihn reglos an. Sie saß kerzengerade auf dem Stuhl, versteinert wie die Skulpturen, mit denen er sie im Geiste immer verglich.

»Was denn? Es war doch nur ein Traum, ein Dumme-Jungen-Traum, wie du immer sagst.«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Nein, diesmal nicht. Du hast gesehen, wie eine Schattenbändigerin geboren wurde.«

»Aber ... die gibt es doch gar nicht«, stotterte er. »Nicht *mehr*.«

Raluca griff über dem Tisch nach seiner linken Hand und hielt sie fest. Ihr Daumen strich über eine Erhebung unter der Haut, auf der eine feine Narbe verlief. Sie zog sie mit dem Fingernagel nach. Es schmerzte. »Die nächste Stufe deiner Ausbildung beginnt noch heute. Wenn du einen schwachen Magen hast, dann bleib beim Tee, Maigar.«

»Was ...« In seinem Kopf rasten die Gedanken durcheinander. Diesem Tag hatte er seit seiner Ankunft in der Hauptstadt entgegengefebert. Endlich würde er die nächste Stufe auf seinem Weg zum Wirker erklimmen dürfen. Dies war es scheinbar, worauf Raluca gewartet hatte. Er fühlte sich zum ersten Mal wirklich gesehen, und in seiner Brust erwachte eine unvernünftig große Portion Stolz.

Raluca hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. »Du weißt, was unter deiner Haut schlummert?«

Natürlich wusste er es. Es war ein offenes Geheimnis. »Der Stein, der mich vor den Schatten schützt.«

»Damit ist es ab heute vorbei. Man wird ihn herauschneiden. Danach wirst du die Welt kennenlernen, wie du sie noch nie gesehen hast. Und nun entschuldige mich, aber dein Traum verändert alles. Ich muss meine Berater zusammenrufen.«

»Inwiefern verändert er alles?«

Doch seine Tante stand ohne ein weiteres Wort auf, ging um den Tisch herum und drückte Maigar kurz die Schulter. Dann war sie verschwunden. Wieder erfuhr er nur einen Bruchteil dessen, was sie bewegte. Doch er ahnte, dass sich das bald ändern würde. Er würde ihr beweisen, dass es sich lohnte, ihn ins Vertrauen zu ziehen.

Maigar blieb zurück, blickte abwechselnd zu dem Rührei auf seinem Teller und dann wieder auf die Narbe auf seinem Handrücken. Verdammte, der Stein war ganz schön lang! Der Schnitt würde nicht knapp ausfallen.

Er entschied, dass er das nicht mit leerem Magen ertragen wollte,

und begann missmutig zu essen. Vielleicht hätte er Tante Raluca doch von Noréy erzählen sollen. Aber sie war nicht minder verschwiegen, schließlich hatte er noch immer keine Ahnung, was auf ihn zukam. Vielleicht war es besser, wenn er sein Wissen noch etwas für sich behielt. So hatte er ein Pfand, das sich eines Tages als nützlich erweisen konnte.

Aber da war noch etwas, das ihn abhielt: Es fühlte sich grundlegend falsch an. Als würde er Noréy dadurch betrügen. Ohnehin löste jede Erinnerung an sie ein verwirrendes Durcheinander von Gefühlen in ihm aus. Und nun glaubte Raluca auch noch, sie wäre eine geborene Schattenbändigerin. Wie absurd war das?

Maigar würde der Sache auf den Grund gehen. Und wenn es bedeutete, dass er in den nächsten Wochen jeden Markttag auf sie wartete, bis sie sich wiedersahen.

Bei dem Gedanken tat sein Herz einen unvernünftigen Satz. Aber Noréy wiedersehen, das musste er!

Nur eine Stunde darauf klopfte es an der Tür seiner Gemächer. Ein Gardist verbeugte sich knapp und hieß ihn dann mitzukommen. Maigar folgte ebenso schweigend. Mittlerweile fühlte sich sein Magen an wie ein kleiner, fester Knoten. »Wohin bringst du mich?«

Er bekam keine Antwort.

Der Palast war groß, und seine runde Geometrie sorgte dafür, dass man schnell die Orientierung verlor. Nach einem geraden Flur betraten sie einen weiteren durch eine Tür, die ihm zuvor nie aufgefallen war und die er auch jetzt nur wahrnahm, weil sie bereits offen stand. Darüber flimmerte die Luft. Die Kanten der hellen Gesteinsblöcke, aus denen alle Wände gefügt waren, wanden und kräuselten sich. Die Tür war ebenso hell, und auch hier befanden sich diese Linien. Es kam ihm vor, als hätte der Durchgang ein Eigenleben und verfolgte ein eigenes Ziel – nämlich, um jeden Preis geschlossen zu bleiben.

Maigar trat hindurch, und die kribbelnde Anspannung wuchs. Dieser Flur war schmal und gewunden und schien in einer Spirale abwärtszuführen. Die Wände hingen voller Gemälde, die Geschichten erzählten. Gerne wäre er stehen geblieben und hätte sich alles in Ruhe angesehen. Der Flur schien auf einen Blick mehr Geheimnisse zu offenbaren, als Raluca ihm im gesamten Verlauf der vergangenen Jahre verraten hatte. Häppchen für Häppchen, als würde sie ihn mit Krumen füttern.

Er sah Menschen gegen schwarze Kreaturen antreten, Armeen zu Pferde, Lichtblitze, die über den Himmel zuckten, und Schatten ohne Zahl, konturlose, scharfkantige und solche in Gestalt fantastischer Wesen.

»Meister Grimus ist kein Mann, den man warten lässt«, sagte sein Führer unwirsch. Maigar riss sich los und folgte ihm, den Blick auf die Füße gerichtet, damit er sich nicht wieder ablenken ließ. So viele Fragen in seinem Kopf. Ein Strudel aus Fragen, der sich genauso im Kreis wand wie dieser Flur.

Sie mussten jetzt schon weit unter der Erde sein. Es wurde merklich kühler, und die Luft bekam diesen speziellen, leicht klammen Charakter. Es roch nach kaltem, feuchtem Stein.

»Hier ist es. Ich werde vor der Tür warten.«

Maigar verbot sich, auch nur zu zögern, und trat durch eine schwere Eichenholztür in einen lichten Raum mit Kuppeldecke und Kreuzstreben. Hier gab es nicht ein einziges Gemälde.

Meister Grimus war groß und schmal. Tiefe Falten durchzogen sein Gesicht wie Narben. Das Kerzenlicht spiegelte sich auf seiner Glatze.

Im ersten Moment wirkte er uralte, doch seine Bewegungen waren geschmeidig und verrieten den Kämpfer. Dieser Mann war gefährlich, das wurde Maigar sofort klar. Er verbeugte sich. »Meister Grimus, meine Tante Raluca schickt mich.«

»Maigar Harun Legián aus der Sippe der Harun von der Nord-

feste. Zweiter Sohn, zum Wirker bestimmt, aber ohne besonderes Talent... *bis heute.*«

Seine Worte stachen fein wie Nadeln. Grimus verwies ihn gleich auf seinen Platz, der in seinen Augen wohl irgendwo zwischen Hunden und Dienern rangierte.

Der Meister schritt langsam um ihn herum und betrachtete ihn von allen Seiten, als beabsichtigte er, ihn zu kaufen. Dann hob er seine großen, langgliedrigen Hände und fuhr mit etwas Abstand über seinen Körper. Dabei murmelte er etwas – eine Art Zauberspruch, der dazu führte, dass Maigar sich fühlte, als würde sein Fleisch an winzigen Fäden in alle Richtungen gezogen. Es war unangenehm, grenzte an Schmerz. Er biss die Zähne aufeinander und ließ es über sich ergehen.

»Wenigstens mit dem Schwert scheinst du gut umgehen zu können, das wird bei deiner neuen Aufgabe nützlich werden. Setz dich hierher, die Hand auf den Tisch.«

Maigar wusste, was jetzt kommen würde, und versuchte, sich die Angst nicht anmerken zu lassen. Er drückte den Rücken gegen die Stuhllehne und versuchte, seine Linke so entspannt wie möglich auf dem glatten Marmor abzulegen. Wie aus dem Nichts erschien in der Hand des Meisters ein kleines, pechschwarzes Messer, nicht mehr als eine Verlängerung seines Fingers. Hatte er es im Ärmel versteckt gehabt? Maigar blinzelte. Seine Erinnerung hatte einen Sprung.

Der Schmerz war scharf und kühl. Er presste die Zähne zusammen und empfand einen Moment lang Stolz, dass er es ohne einen Laut über sich ergehen ließ. Grimus drückte den glatt geschliffenen schwarzen Stein von der Größe eines Daumennagels heraus. Erst als er auf dem Tisch lag, wagte Maigar wieder zu atmen. Er zog seine Hand zurück.

»Halt, es ist noch nicht vorbei.«

Maigar schluckte und presste die Hand zurück auf den Marmor,

der sich kühl anfühlte, während der Schnitt blutete und ordentlich zu brennen begann.

Meister Grimus nahm ein Kästchen aus einer Schublade und öffnete es. Auf einer schwarzen Unterlage lag ein hellblauer Sonnenstein mit einer weißen Linie durchzogen. Auf der Unterseite war er wie eine Gemme geschnitten. Grimus nahm ihn heraus, drehte ihn um und murmelte einige Worte. Die Runen auf der Unterseite glommen in weißem Licht auf, und in dem Stein begannen sich winzige schimmernde Goldpunkte zu zeigen.

»Halt still«, wies Grimus Maigar an, fasste seine Hand und zog den Schnitt unsanft mit zwei Fingern auseinander. Dann drückte er den Sonnenstein hinein.

»Was soll das?«, keuchte Maigar erschrocken. Davon, dass ihm ein neuer Stein eingesetzt wurde, hatte niemand etwas gesagt! Wie gebannt starrte er auf das Licht, das in dem Stein aufflammte und sich zu dünnen Fäden streckte. Sie brachten sein Blut zum Leuchten, begannen zu kriechen, schlüpfen unter seine Haut und in sein Fleisch. Es war wie ein elektrischer Schlag, dann steigerte sich die Pein. Maigar krallte sich mit der freien Hand am Stuhl fest, während Grimus seine Linke flach auf den Tisch drückte.

»Was ist das? Was ist das in meinem Blut?«

Gequält warf er den Kopf nach hinten. Er konnte fühlen, wie etwas tiefer in seinen Körper kroch, den Arm hinauf und in seine Brust. Es tat so weh! Starb er?

»Magie, Junge. Magie ... Lass es zu, wehr dich nicht dagegen.«

Das ließ sich leicht sagen, der Meister musste das ja nicht ertragen!

Als hätte er seine Gedanken gelesen, suchte Grimus seinen Blick. »Ich habe das auch hinter mir. Es wird leichter, wenn du die Muskeln locker lässt.«

Wie das? Sein Körper schien sich mit jeder Faser in wilder Re-

bellion aufzulehnen. Maigar warf den Kopf zurück und schrie. Sein Schmerz brach sich an den Wänden, echote zurück, dann wurde alles schwarz.

NORÉY

Torik ritt auf einen gezackten Flecken zu, der sich beim Näherkommen als dichtes Buschland entpuppte. Wildpfade wanden sich zwischen dornigen Sträuchern hindurch. Torik folgte einem davon unbeirrt in das Herz des grünen Fleckchens, wo sich zu Noréys Erstaunen ein kleiner See ausdehnte. Vom Wind unberührt, schimmerte die Oberfläche metallisch und zäh wie Quecksilber.

»Wo sind wir hier, Torik?«

»Am Schwalbensee. Es ist die einzige Wasserstelle weit und breit auf diesem Weg durch das Nemerosa-Grasmeer.«

Sie zog an den Zügeln, doch der Falbe riss ihr die Lederriemen mit einem Ruck durch die Finger. Unbeirrt lief er an den anderen Pferden vorbei ins Wasser hinein und begann lautstark zu saufen.

Er hörte gar nicht mehr auf.

Torik hatte mehr Kontrolle über seinen blauäugigen Rappen und das Packpferd. Er war erst abgestiegen und führte sie nun ans Ufer.

»Wir rasten hier, du hast es für heute Nacht geschafft.«

»Und wenn die Sonne aufgeht?«

Toriks Wangen wurden kantig. Vermutlich biss er gerade die Zähne zusammen, weil er ihr sonst entgegengeworfen hätte, wie dumm und ängstlich sie war. Stattdessen brach er sein kurzes Schweigen mit einem Seufzen. »Unter den Sträuchern bist du sicher ... und ich habe ein Tuch, das ich aufspannen kann.« Er musterte sie. »Willst du denn nicht absteigen?«

»Doch, doch, natürlich.« Endlich gelang es ihr, den Falben umzudrehen und zurück ans Ufer zu reiten. Sie zog den rechten Fuß aus dem Bügel, schwang ihr Bein über den Pferderücken, bekam den linken Fuß nicht schnell genug hinaus und stürzte. Der Falbe erschrak, schleifte sie ein paar Schritte mit, blieb dann stehen und musterte sie mit scheinbarer Verwunderung.

Torik bekam die Zügel zu fassen und wickelte sie um einen Busch, während Noréy hilflos dalag wie ein auf den Rücken gefallener Käfer.

»Ich würde lachen, wenn ich nicht wüsste, wie weh das tut«, brummte er, während er vorsichtig ihren linken Fuß aus dem Bügel löste, sie unter den Armen fasste und scheinbar mühelos hochhob.

»Oh weh, meine Beine«, stöhnte Noréy. Die Innenseiten ihrer Unterschenkel nässten, das fühlte sie durch den Verband. Das ständige Reiben an Pferd und Sattel ließ nicht zu, dass sich die Kratzer und Schnitte schnell schlossen. Nun brannten sie wie Feuer.

»Morgen wird es nicht besser sein, dann kommt noch Muskelkater dazu. Setz dich, ruh dich aus, ich kümmere mich um die Pferde.«

Noréy hätte gerne geholfen, doch ihr fehlte schlichtweg die Kraft. Sie reichte gerade noch, um Wasser aus dem See zu trinken und sich mit dem angenehm kühlen Nass das Gesicht zu waschen, dann streckte sie sich an einer leicht erhöhten Stelle auf dem Sand aus.

Über ihr verblasste der Himmel. In Arboressea würde nun der künstliche Nebel entstehen. Dazu stieg aus vier riesigen Schloten Wasserdampf auf, den die Wirker mit ihren magischen Fähigkeiten über die Stadt lenkten und dort hielten. Manchmal konnte man in der Dämmerung gemeinsam mit dem Dunst feine silbrige Gespinste aufsteigen sehen. Noréy stellte sich dann immer vor, dass die Magie den Nebel verdichtete und feststopfte, als würde lose Wolle mit einer dicken Nadel bearbeitet. Sie hätte zu gern einmal aus der Nähe gesehen, wie sie es machten.

Unweigerlich kam ihr erneut Maigar in den Sinn.

Sie malte sich aus, wie er auf der Krone der Lichtmauer stand, die Hände feierlich erhoben. Aus seinen Fingern stießen Silberfäden in den Himmel.

... um Leute wie dich zu beschützen, hatte er gesagt.

Und nun war sie hier unter einem nackten Himmel und er weit fort. »Du kannst mich nicht beschützen«, wisperte sie.

Ob er gewusst hatte, was auf dem Marktplatz geschehen würde? Oder wurde er von ähnlichen Visionen heimgesucht wie ihre Mutter? Ersteres konnte sie nicht glauben. Allerdings schienen ihr inzwischen in viel mehr Bürgern Abreliens besondere Fähigkeiten zu schlummern, als die Obrigkeit sie wissen lassen wollte.

»Hast du etwas gesagt?« Torik ließ die Satteltaschen neben Noréy fallen, dabei sprang sein Schatten aufgeregt um ihn herum wie ein junger Hund. Er war gerade nicht größer als ein Wasserschlauch und hinterließ zu ihrem Erstaunen Dellen im Sand, als besäße er ein eigenes Gewicht.

»Nein, ich habe nichts gesagt.«

Torik schob mit den Händen Sand zur Seite und entzündete in der entstandenen Kuhle ein Feuerchen, das rasch an Kraft gewann. Noréy bekam einen Stapel klein gebrochener Äste gereicht, die sie schweigend auf die Flammen stapelte, während er mit anderem beschäftigt war. Vom Ufer brachte Torik einen Stein, ganz flach und glatt, der nun in den entstehenden Kohlen heiß wurde.

Die Flammen zuckten und tanzten. Ihre Wärme auf dem Gesicht zu spüren, vertrieb die Angst vor den Schatten, und Noréy merkte, wie sie ruhiger wurde. Mittlerweile war sie sicher, dass ihr schweigsamer Begleiter ihr nichts Böses wollte, sondern aus unerklärlichen Gründen sogar bereit war, sie zu beschützen.

Dennoch schien ihn ihre Anwesenheit auf gewisse Weise zu stören, als nähme er sich ihrer nur widerwillig an. Mittlerweile hatte er einen kleinen Kessel zutage gefördert, in dem nun Zwiebeln, Getreide und ein fettiges Stück Fleisch garten. Er knetete Teig aus

Maismehl und Wasser, formte kleine Kugeln und drückte sie flach. Auf zwei Spießsen brutzelte noch mehr Fleisch.

»Lebst du immer so?«, brach Noréy das Schweigen, das mit wenigen Pausen seit ihrem Aufbruch angedauert hatte.

»Ich hatte eine Hütte. Nicht weit von dort, wo wir uns begegnet sind.«

»Und dort konnten wir nicht bleiben?«

Er schüttelte den Kopf. »Es ist nicht der richtige Ort für dich.«

»Und was *ist* der richtige Ort für mich?«

Er seufzte und rieb sich mit den Händen über das braun gebrannte Gesicht. »Einer, den ich niemals wiedersehen wollte. Aber diese Entscheidung ist mir genommen worden. Du weißt gar nicht, was für eine Kraft in dir wohnt, Noréy Incelo.«

Was redete er denn da? Kraft? Sie war schwach, das sah man doch allein schon an ihrem Schatten, der sich auf sie gestürzt hatte.

Noréy stocherte in den Flammen, bis die Funken in den heller werdenden Himmel stoben. »Ich habe mein ganzes Leben lang Angst gehabt. Ich bin nicht stark.«

»Versteh doch, Mädchen. Auch wenn du den schwarzen Kristall nicht geschluckt hast, hätte dein Schatten nie erwachen dürfen. Dass er es trotzdem konnte, bedeutet, dass dir gewaltige Kräfte innewohnen. Mit den richtigen Lehrern kannst du eine der mächtigsten Schattenbändigerinnen werden, die in den letzten einhundert Jahren über diese Erde gewandelt sind.«

»Was sagst du? Ausgerechnet ich?« Noréy hatte zwar jedes einzelne Wort verstanden, aber das hieß noch lange nicht, dass sie es auch gänzlich begriff. Das konnte nicht sein, oder? Ausgerechnet in ihr sollte solche Macht wohnen? War es das, was Mutter in der Nacht vor dem Unglück gesehen hatte? Wovor Maigar sie warnen wollte? Noréy sah wieder die Kreatur aus geballter Finsternis vor sich, die ihr Bruder und Vater genommen hatte, und schüttelte heftig den Kopf. »Ich will das nicht!«

In Toriks dunklen Augen blitzte plötzlicher Zorn. »Dann geh doch! Geh ins Licht und lass dich zerreißen!« Er wies auf den schmalen Sandstreifen am Seeufer, wo die Sonne ungehindert schien. Und als hätte er jedes Wort verstanden, wechselte der gräuliche Schemen neben ihr plötzlich auf die andere Seite, wo eigentlich kein Schatten sein sollte, und strich über ihre Haut. Er fühlte sich an wie Samt. Samt, unter dem etwas Dorniges verborgen war.

»Da!« Torik wies triumphierend auf ihren dunklen Begleiter.

Noréy schlang die Arme um die angezogenen Knie. »Aber ich will nicht werden wie du oder der Purpurmann.«

»Das musst du auch nicht. Dieser Kerl in der Purpurrobe war abgrundtief böse. Was du da gesehen hast, war vermutlich nicht einmal ein Schatten, sondern eine Kreatur aus dem Rand, nur dass die sich normalerweise niemandem unterwerfen und sich erst recht nicht in eine Stadt schmuggeln lassen.«

»Kein Schatten also?«

Er schüttelte mit einem Seufzen den Kopf. »Nein, ein lebendiges Wesen aus Schatten und wilder Magie. Sie entstehen in dem Riss, der durch Abrelien verläuft. Niemand weiß genau, wie. Manchmal sehen sie aus wie Tiere oder eine Mischung aus verschiedenen Tieren. Sicher ist, dass sie den Menschen zürnen. Wahrscheinlich sind auch sie eine Strafe für das Unrecht des Großen Krieges. Normalerweise betreten sie die Reiche der Menschen nicht, aber wenn doch, dann greifen sie an. Arboresseas Wirker halten Tag und Nacht eine Art unsichtbaren magischen Wall aufrecht, der die Kreaturen fernhält. Dein sogenannter Purpurmann muss das Schattenwesen daher irgendwie in die Stadt gebracht haben. Zu welchem Zweck, das frage ich mich noch immer. Dass es schlicht die Tat eines Wahnsinnigen ist, ist eine zu einfache Erklärung. Dahinter steckt mehr, und ich werde herausfinden, was. Dazu muss ich wissen, wem solch ein Blutbad nutzt.«

Noréy horchte auf. »Du willst die Mörder meiner Verwandten suchen?«

»Im übertragenen Sinne, ja.«

»Das will ich auch.« Sie setzte sich gerader hin und fühlte sich plötzlich nicht mehr ganz so müde und erschlagen.

»Dafür musst du aber erst einmal deine Kräfte beherrschen lernen, sonst bist du zu nichts nütze.« Sie hob zu einer Erwiderung an, doch Torik schnitt ihr mit einer ruppigen Handbewegung das Wort ab. »Genug jetzt. Nur eines noch, Noréy. Ein Schatten muss keine Waffe sein.« Er reichte ihr einen der Spieße, die verführerisch dufteten. »Iss, dann zeige ich dir, wie ihr miteinander vertraut werdet.«

In ihr brodelten tausend weitere Fragen wie in einem überkochenden Kessel, doch sie sah Torik an, dass sie jetzt keine Antwort bekommen würde, wie sehr sie auch auf ihn eindrang. Also versuchte sie, ihre Neugier zu besänftigen, und konzentrierte sich auf das Essen, denn hungrig war sie.

Vorsichtig zupfte sie ein Stückchen Fleisch ab und schob es sich in den Mund. Es schmeckte ungewohnt würzig. »Was ist das?«

»Pferd.«

Ihr Blick zuckte sofort zu den drei Tieren, die ininigem Abstand seelenruhig von der Vegetation fraßen. Der Bissen in ihrem Mund war plötzlich zäh und zu groß, um ihn zu schlucken.

»Denk nicht drüber nach. Es ist im Kampf gefallen.«

Noréy nickte schnell. Sie hatte sich schon gewundert, was mit den anderen Tieren der Gardisten geschehen war, nachdem Torik seinen Schatten auf sie gehetzt hatte.

Ihrem Magen entstieg ein leises Knurren. Sie sah noch einmal zu dem Falben, der nun ihr Pferd war, und biss dann mit einem leisen Schuldgefühl in den Speiß.

TORIK

Er hatte das Mädchen erst einmal schlafen lassen, weil der Kleinen nach dem Essen ständig die Augen zugefallen waren. Nun, am späten Nachmittag, war sie von allein wach geworden und wirkte zum ersten Mal halbwegs beisammen.

Der Tag war noch immer blendend hell, der blaue Himmel strahlte wie blank geputzt.

Noréy schlich in Deckung der Dornensträucher umher. Erst um sich zu erleichtern, dann um sich am See zu waschen. Auch wenn er sie nicht sah, wusste er immer, wo sie war, denn ihr entfuhr ein steter Strom deftiger Flüche. Wie vorsichtig sie sich auch bewegte, die Dornen verfangen sich in ihrer Kleidung und kratzten über ihre Haut.

»Willst du lernen, deinen Schatten zu zügeln, oder weiterhin wie eine Ratte durchs Gestrüpp huschen?«, rief er ihr zu.

Sie tauchte zwischen zwei jungen Bäumen auf und richtete sich auf. Gertenschlank war sie, das schwarze Haar fiel ihr als fester schwarzer Zopf bis zur Hüfte hinab. Wie alle vom Waldvolk hatte sie blasse Haut, die sie sich in den nächsten Tagen vermutlich verbrennen würde.

Sie stemmte die Hände in die Hüften und ließ sie gleich darauf wieder sinken, als fühlte sich die energische Geste nicht richtig an ... noch nicht.

»Meinst du wirklich?«

»Ja, es ist Zeit.«

Ihre Anwesenheit beschwor eine Zeit herauf, die so lange zurücklag, dass er es beinahe vergessen hatte. Und doch traten nun, da er sie benötigte, Einzelheiten wie Geister aus dem Nebel. Er

wusste noch genau, wie die Eltern seine eigenen ersten wackeligen Schritte in die Welt der Schatten begleitet hatten. Genau auf die gleiche Weise würde nun auch Noréy lernen, was in ihr steckte. Kurz wünschte er sich die Geduld seiner Mutter, dann widmete er sich seiner Schülerin. »Streck deine Hand aus. Mein Schatten wird zu dir kommen. Fühle ihn mit allen Sinnen. Er wird dir nichts tun.«

Sein dunkler Begleiter kräuselte sich wie eine windbewegte Wasseroberfläche, kroch bis zu ihren Füßen und wuchs dann bis zu ihrer Hand hinauf. Noréy wich nicht zurück. Das war mutig. Ihre Muskeln zitterten vor Anstrengung, so sehr kämpfte sie gegen den Drang davonzulaufen.

»Ganz weich, wie Fell!«, rief sie schließlich überrascht.

Torik hatte gehofft, dass sich sein Schatten als Erstes für diese Gestalt entschied, doch zwingen konnte er ihn nicht.

Die Tintenschwärze schob sich an Noréys Fingern vorbei wie eine übergroße Katze. Er konnte dem Mädchen ansehen, dass sich die Oberfläche plötzlich änderte. Vielleicht war sie nun warm und schuppig. Oder eisig und voller Dornen.

Noréy schloss langsam die Augen und nahm die zweite Hand zu Hilfe, um noch mehr zu spüren. Ganz langsam wuchs ein Lächeln in ihrem Gesicht.

»Präge es dir genau ein, denn später musst du deinem Schatten vermitteln, dass er diesen Weg einschlagen soll, statt sich mit Klauen und Nadeln Aufmerksamkeit zu verschaffen.«

Sie nickte langsam und andächtig, während an Torik die Unruhe fraß. Er wollte weiter. Fühlte sich wie ein Getriebener und fand keinen Grund dafür. Denn eigentlich gab es keinen Ort, von dem er sich weiter fortwünschte als von dem kleinen Sel Nedara mit seiner Schule und der eingeschworenen Gemeinschaft der letzten Schattenkrieger.

Aurora war dort. Aurora, die er einst geliebt und ausgerechnet an eine Frau verloren hatte.

»Ich will es selbst versuchen!« Noréys plötzlicher Ausruf katapultierte ihn aus den schmerzhaften Bildern der Vergangenheit zurück in die Gegenwart.

»Dann setz dich so hin, dass du selbst im Schatten bist, aber eine Hand ins Licht strecken kannst.« Er räusperte sich. »Und stell dich darauf ein, dass es wehtut.«

»Mir tut eh schon alles weh«, erwiderte sie mutig.

Er wollte etwas erwidern, presste dann aber seine Zähne aufeinander. Sie würde es schon selbst herausfinden.



NORÉY

Es kostete sie einige Überwindung, ihren vorlauten Worten Taten folgen zu lassen. Sie hatte nicht gelogen, ihr tat wirklich alles weh. Die Flucht, gefolgt von der Nacht im Sattel, ließ jeden einzelnen Muskel schmerzen. Auch solche, von denen sie nicht einmal gewusst hatte, dass sie sie besaß.

Torik stand vor ihr und sah auf sie hinab. Sein Blick war stehend.

Alles, was sie tat, schien er als eine Art Prüfung zu verstehen. Sein Schatten war nun wieder bei ihm und kauerte wie ein treuer Hund zu seinen Füßen. Auch er beobachtete sie genau. Sie spürte es, obwohl die orangen Augen derzeit nicht zu sehen waren.

Noréy setzte sich im Schneidersitz neben das heruntergebrannte Feuer. Die Sonne stand tief, die halbhohen Büsche boten guten Schutz, den sie nun ganz bewusst verlassen würde.

»Streck die Hand dicht über dem Boden in die Sonne. Und dann stell dir genau vor, wie es sich anfühlen soll, wenn du ihn berührst.«

Gespannt hielt sie die Luft an, schob ihre Finger Stückchen für Stückchen ins Licht und starrte wie gebannt auf die pechschwarze Fläche, die sich zwischen ihrer Handfläche und dem sandigen

Boden erstreckte. Sonnenwärme stieg aus dem feinkörnigen Untergrund. »Nichts«, murmelte sie.

»Dann weiter.«

Noréy rutschte näher zum Licht und reckte den Arm bis zum Ellenbogen hinein. Es tat nicht sofort weh. Sie konnte die Luft nicht länger anhalten und atmete mit einem Keuchen aus.

»Schließ die Augen, Noréy, und denk daran, wie es sich angefühlt hat.«

Sie zwang sich, die Lider fest zuzudrücken, und dachte an schwarzen Samt, weich wie Katzenfell.

Da! War dort ein flirrendes Zittern in ihrer Handfläche? Sie krümmte die Finger, doch festhalten ließ sich diese Ahnung einer Berührung nicht.

Enttäuscht flachte sie die Hand ab. Da war es wieder.

Fest, er sollte fest sein und glatt.

Wie eine ängstliche Maus huschte etwas unter ihre Hand. Winzige Berührungen. Dann blieb der Schatten plötzlich an einem Fleck. Er kugelte sich zusammen, wurde glatt und fest wie ein vom Fluss polierter Kiesel. Noréy legte stolz ihre Hand darauf und öffnete die Augen, nur um in Toriks ernstes Gesicht zu sehen, der in einer Art gespannter Erwartung auf die feste schwarze Kugel unter ihrer Hand starrte, als wartete er auf etwas.

»Ich habe es gescha...« Der Schatten explodierte zu einem Ball aus Nadeln, und Noréy schrie gellend auf.

Mit der verbundenen Hand war es noch schwieriger, die Zügel festzuhalten, aber es musste gehen.

Noch immer saß die Enttäuschung tief. Trotzdem würde sie den Moment, in dem ihr eigener Schatten zum ersten Mal einen festen Körper besessen und sich friedlich verhalten hatte, wohl nie vergessen.

Während sie erneut durch eine weite, steppenartige Landschaft

ritten, fragte sich Noréy, was sie falsch gemacht hatte. Es lag nicht an der Angst, die war in jenem magischen Moment vollständig der Faszination gewichen.

Wir könnten genauso sein wie Torik und sein Schatten... uns gegenseitig helfen!, richtete sie in Gedanken das Wort an ihren stetigen Begleiter. Sie verstand noch immer nicht genau, wie man mit etwas kommunizieren sollte, das eigentlich nicht viel mehr war als die Abwesenheit von Licht.

Sie hatte es nach dem Angriff gleich noch einmal probieren wollen, doch Torik verbot es. Sie sollte ihre wenigen Kräfte für die Reise aufsparen. In der Schule würden sie ihr schon alles Nötige beibringen, sagte er. Er hatte ihre blutende Hand verbunden und sich noch einmal ihre zerkratzten Beine angesehen, dann hatten sie gegessen und waren, sobald die Abenddämmerung weit genug vorangeschritten war, wieder in die Sättel gestiegen.

Noréys Pferd steckte der ausdauernde Ritt der letzten Nacht wohl auch noch in den Knochen, denn der Wallach war lammfromm und gab ihr das Gefühl, auf seinem Rücken sicher zu sein.

»Sind das Berge dort hinten?«, rief Noréy, als Torik wieder einmal aus dem Galopp in den Schritt durchparierte.

»Ja. Das sind Gralis' Zinnen. Sie ziehen sich vom Westen aus wie eine Perlenschnur nordwärts. Unser Ziel liegt im Tal zwischen den beiden südlichsten Erhebungen. Links der Buckelkopf, rechts Gralis' Dorn.«

Hinter dem zackigen, schwarzen Scherenschnitt der Berge flirrte der Himmel. Dort, wo eigentlich Sterne sein sollten, waren nur helle Schemen zu erkennen, als würde man Lichtpunkte durch schlechtes, welliges Glas betrachten. Noréy wusste, was dort lag: der Wilde Rand. Jener aus Krieg und Chaos geborene Riss, der den Kontinent zerteilt und die Menschen zur Waffenruhe gezwungen hatte.

Noch vor vier Tagen hätte sie sich nicht vorstellen können, Arbo-

ressea je zu verlassen, geschweige denn, genau dorthin zu reisen, wo es in der gesamten bekannten Welt am gefährlichsten war.

»Torik, ich weiß nicht ... Der Wilde Rand ...«

»Er wird dich schützen. Niemand aus der Hauptstadt wird sich dorthin wagen.«

»Ist das der Ort, an dem die letzte Schlacht im Großen Krieg stattgefunden hat? Die Ebene von Ber Glanden?«

»Die liegt weiter im Norden, ungefähr da«, sagte er mit unwilliger Miene und wies mit dem Arm mitten in die Berge.

»Dann muss es dort noch viel schlimmer zugehen als dort, wo wir hinreiten, richtig?« Noréy klopfte mit den Fersen gegen den Bauch ihres Pferdes, bis es schneller lief und sie neben Torik ritt.

Dessen Gesicht war so kalt, als wäre es aus grobem Stein gemeißelt. »Es ist überall gleich schlimm. Der Rand mag auf Ber Glanden angefangen haben, aber er hat sich blitzschnell ausgebreitet und Abrelien geteilt. Die Wirker und Schattenbändiger von damals haben all ihre Kraft in den einen Zauber gelegt, der die Schlacht entscheiden sollte. Aber den Göttern war es genug mit dem Blutvergießen. Sie waren vorher schon einzelnen Fürsten erschienen und haben sie angehalten, Frieden zu schließen, aber niemand wollte hören. Der Wilde Rand, das ist das, was man bekommt, wenn man die Götter durch Grausamkeit und Überheblichkeit erzürnt.«

Torik berichtete so lebhaft, als wäre er dabei gewesen. Vielleicht war ihm die Geschichte ja von seinem Großvater erzählt worden, und der hatte tatsächlich an der Schlacht teilgenommen.

In der Schule hatte sie die Stunden über den Krieg immer langweilig gefunden, weil das Geschehen wieder und wieder gleich erzählt wurde. »Dann sind die Götter tatsächlich nach Abrelien gekommen?«

»Nicht alle. Orrothan blieb fern, denn er liebt den Krieg, wie du weißt. Aber die himmlischen Zwillinge Neltor und Neljanna, die Göttin des Schmiedefeuers Geedal und die Göttin der Fruchtbar-

keit Elandaja. Vielleicht auch noch mehr. Das Schlachtfeld war so gewaltig, dass du einen Tag gebraucht hättest, es von einer Seite zur anderen zu durchschreiten. Wenn auch andere Götter anwesend waren, dann womöglich am anderen Ende. Elandaja sprach den Fluch aus, denn sie schmerzte das Blutvergießen am meisten. Doch wenn du mich fragst, haben sie es alle gemeinsam ausgeheckt.«

»Und was geschah dann?«

»Dann erwachten die Schatten der gewöhnlichen Leute und trieben die Menschen in die Nacht. Der lodernde Rand gebar Schattenkreaturen wie jene, die deinen Vater und deinen Bruder getötet hat. Sie machten Jagd auf die Soldaten. Und nur Tage später spielte es keine Rolle mehr, wer zu welchem Volk gehörte, da kämpfte nur noch Mensch gegen Kreatur. Die Leute fanden sich in gemischten Gruppen zusammen, um sich zu verteidigen, und die Fürsten wurden gezwungen, Frieden zu schließen. Elandajas letzte Tat war die Gründung des Rates der drei Völker, wie er heute noch in Arboressea herrscht. Aber die Stadt liegt nun hinter dir. In Sel Nedara wird man dir alles beibringen, was du wissen musst. Und der Wilde Rand? Seine Nähe wird dich schützen. Du wirst sehen ...«

Sie würde sehen ... Was das heißen sollte, war ihr zwei Tage später, als sie die ersten Ausläufer des faltigen Gebirges erreichten, noch immer nicht ganz klar.

Schon seit einem Tag war die Natur merklich grüner geworden. Wilde Derbane zogen durch hüfthohes Gras. Es gab schilfgesäumte Flussläufe, in denen trübes Wasser über Geröll sprang. Und das kühle Nass roch ganz fremd, anders als die kleinen Wasserreservoirs und Teiche, die es hier und da in Arboressea gab. Statt erdig und teils etwas schlammig, dufteten die Flüsse mineralisch ... und kalt.

Beinahe unvermittelt erhoben sich graugelbe Felsen aus der flachen Steppe, und hier zeigten sich seit Langem auch wieder die ersten Bäume.

Knorrig waren sie und bestimmt uralte. Anfangs kaum die Köpfe von Reiter und Pferd überragend, nahmen sie schnell an Höhe zu. Steter Wind entlockte den Nadeln eine singende, schwirrende Melodie. Die Stämme standen nun dicht an dicht, knorrige Wurzeln überzogen den Boden wie ein Adernetz, teils tückisch unter einer dicken Laubschicht verborgen. Die Pferde stolperten oft, und jedes Mal fuhr Noréy der Schreck bis ins Herz. Mittlerweile hielt sie sich immer mit einer Hand in der dichten schwarzen Mähne ihres Pferdes fest.

Torik war schweigsam wie immer. Er folgte einem gewundenen Waldpfad, auf dem Noréy alte Hufabdrücke zu erahnen meinte. Sie waren seit einer ganzen Weile das erste Lebenszeichen von anderen Menschen. Doch war das gut oder schlecht?

»Torik, da sind andere vor uns langgekommen, oder?«

Er räusperte sich. »Sicher, so ein Weg macht sich nicht von allein.«

»So weit war ich auch schon«, erwiderte sie bissig, doch er ging nicht weiter darauf ein und überließ Noréy damit erneut ihrer Gedankenspirale, die sie wieder und wieder das schreckliche Massaker auf dem Markt durchleben ließ. Es war, als wäre etwas in ihr zersplittert, und die entstandenen Scherben bewegten sich nun in ihrer Seele hin und her und zerfetzten alles, was von ihr geblieben war – ein andauernder Schmerz, der auf- und abschwoll wie die Brandung. Ein Teil davon bestand aus Schuld. Sie hätte sie warnen müssen, hätte ...

»Halt!«

Ihr Wallach stieß beinahe mit Toriks Rapphengst zusammen und bekam den Schweif um die Ohren gepeitscht. Sein plötzliches Scheuen riss Noréy zurück ins Hier und Jetzt. Hektisch wischte sie sich eine einzelne Träne aus dem Augenwinkel. »Warum haben wir angehalten?«

Die Pferde atmeten laut und schnell von der Anstrengung, stetig

bergauf zu gehen. Erst jetzt merkte Noréy, wie hoch sie mittlerweile waren. Wenn sie sich im Sattel drehte, konnte sie die weite Ebene als bläuliche Fläche erkennen, die sich wie ein glattes Tuch unter dem Sternenhimmel spannte. Vor ihnen lag nur noch ein kurzer, felsiger Abschnitt, dann hätten sie eine Art Pass erreicht.

Torik schnalzte und ritt weiter. Mondlicht blitzte auf seinem Schwert, das er gezogen hatte, während sie sich nichts ahnend die Landschaft ansah.

Noréy nahm die Zügel kürzer und in beide Hände, was ihr Pferd sofort mit angelegten Ohren quittierte.

Ein Wiehern von der anderen Seite des Passes ... Da war jemand!

»Bleib hier!« Torik trabte an.

Mit jagendem Herzen versuchte Noréy, ihr Pferd davon zu überzeugen, zu warten. Es schlug mit dem Kopf und stieg kurz auf die Hinterbeine. Dabei trat es Steine los, die hinter ihnen den Hang hinabpolterten. Dann war kein Halten mehr, und Noréy war schneller wieder bei Torik, als sie für möglich gehalten hatte.

Anschleichen können würde der Krieger sich jetzt nicht mehr.

»He, wer da!«, rief plötzlich jemand.

Wie aus dem Nichts war eine Gestalt aus dem Fels gewachsen, die Silhouette von Mondlicht umrissen.

»Torik ren Hulme. Ich bringe Noréy Incelo, eine neue Schülerin, nach Sel Nedara.«

»Torik? *Der* Torik ren Hulme?«, fragte der Fremde verblüfft. Er rannte den Fels hinab, als wäre er kein Mensch, sondern ein Eichhörnchen, und blieb neben ihnen stehen. Was Noréy für einen gefährlichen Widersacher gehalten hatte, entpuppte sich als offensichtlich unbewaffneter junger Mann, nur ein, zwei Jahre älter als sie. Er war groß und drahtig wie ein Windhund, mit einem schmalen, scharf geschnittenen Gesicht und großen Augen von undefinierbarer Farbe. Sein Haar jedoch war das Seltsamste an seiner gesamten Erscheinung. Denn es schimmerte silbrig.

Ehrfürchtig sah er zu Torik auf. »Der große Schattenkrieger! Du musst ein Zeitalter gelebt haben.«

»Nennst du mich alt, Junge? Pass auf, was du sagst, sonst mach ich dich einen Kopf kürzer.«

»Nein, nein, natürlich nicht.«

Torik lachte. Noréy hatte ihn noch nie lachen gehört, doch jetzt schien ihm der Schrecken im Gesicht des Fremden merklich gute Laune zu bereiten.

»Und wer bist du?«, fragte Noréy und ließ ihr Pferd vortreten, was es auch brav tat. Nur das Anhalten gelang nicht, und so ritt sie den jungen Mann beinahe um.

»Jahor Sarevil«, sagte er und musterte sie unverhohlen. Da war eine Feindseligkeit in seinem Blick, deren Grund sie nicht verstand. Jetzt aus der Nähe konnte sie zwei lange Narben ausmachen, die sich wie feine Linien vom linken Wangenknochen bis zum Kiefer zogen, dann auf der rechten Seite von der Stirn bis in die Braue. Es sah aus, als wäre er vor langer Zeit mit einem Messer geohrfeigt worden. Dennoch war er einer der schönsten Männer, die sie je gesehen hatte.

Doch das war es nicht, was sie dazu bewegte, ihn immer weiter ansehen zu müssen. Es war die Art, wie er sie musterte. Wie sein anfangs fast schon herablassender Blick bei ihren Augen hängen blieb und er etwas darin zu erkennen schien, das ihn innehalten ließ. Aus irgendeinem Grund zog dieser Blick, der plötzlich ganz warm wirkte, ihre Trauer weiter an die Oberfläche und ließ den Verlust gleichzeitig weniger schmerzen.

Nur einen Wimpernschlag später sah er weg und nahm wieder seine anfängliche anmaßende Haltung an. »Genug gestarrt?«

»Entschuldige«, murmelte Noréy. Das Blut schoss ihr in die Wangen, und am liebsten wäre sie weitergeritten, und zwar im Galopp. Doch ihr Pferd würde das nicht mitmachen.

»Bist du ein Schüler, Jahor?«

»Ja, Meister Torik.«

»Dann vertraue ich dir Noréy an. Bring sie sicher zur Herrin Aurora, ich komme später nach.« Er gab seinem Pferd die Sporen, und Jahor griff Noréy gerade noch rechtzeitig in die Zügel, um zu verhindern, dass ihr Wallach dem Rappen und dem Packpferd folgte. Es dauerte, bis das Tier seine Versuche aufgab. Währenddessen war Noréy vor allem damit beschäftigt, im Sattel zu bleiben. Als sie wieder zu atmen wagte, war Torik längst auf und davon.

»Jetzt bin ich dein Klotz am Bein, es ... es tut mir leid.«

Jahor rieb ihrem Pferd beruhigend über den Hals, bis der Falbe still stand. Als er dann zu ihr auf sah, musste sie dem Drang widerstehen, den Kopf abzuwenden. Denn da war sie wieder, diese merkwürdige Wärme in seinem Blick, die ihre mühsam aufrechterhaltene Fassung ins Wanken brachte. Er schien ihre Trauer zu erkennen, ihr zerrissenes Herz und dass sie sich nur noch aufrecht hielt, weil ihr keine andere Wahl blieb. Seine geheimnisvollen grauen Augen schienen dunkler zu werden, als würde er ihren Schmerz anerkennen. »Du musst einiges hinter dir haben«, sagte er leise.

»Ja.«

Er nickte und schien zu spüren, dass sie nicht darüber reden konnte. Also tat er so, als hätte er nichts gemerkt, und führte ihr Pferd am Zügel über den Pass zu einer kleinen Senke, wo ein zotiger Brauner an den Büschen rupfte. Das Pferd passte so wenig zu ihm, dass sie lächeln musste. Einer wie Jahor, der hatte ein edles Wüstenross verdient, keinen Ackergaul. Groß und sehnig wie er sollte es sein und schnell wie der Wind. Der Braune brummelte freudig, als Jahor ihn losband und sich mit einem Blick versicherte, dass Noréy nicht mehr geführt werden musste.

»Ist nicht mehr weit«, sagte er und stieg in den Sattel. Der Wind blies ihm das Haar aus der hohen Stirn und betonte sein edel geschnittenes Gesicht.

»Was hast du hier überhaupt mitten in der Nacht auf dem Pass

gemacht? Musstest du Wache halten, oder hast du irgendwie gewusst, das wir kommen?«

»Ich bin kein Hellsseher.«

»Und was dann?«

»Schattenbändiger. Wie du.«

»Wohl eher nicht wie ich. Mein Schatten würde mich umbringen, wenn er könnte.«

»Oh, kein Zweifel, das kann er«, entgegnete Jahor nüchtern.

Noréy wartete darauf, dass er seinen Worten mit einem Lachen die Schärfe nahm, doch das tat er nicht. Tatsächlich schien dieser seltsame Junge überhaupt keine Freude in sich zu tragen. Als wäre sie ihm vor langer Zeit gestohlen worden. Vielleicht auf ähnliche Weise wie ihr an jenem Tag auf dem Markt, der keine Woche zurücklag und doch Jahre her zu sein schien.

»Wann hast du gelernt, deinen Schatten zu beherrschen?«

»Noch nie ... und immer. Ich beherrsche ihn nicht. Wir sind eins.«

Jahor streckte die Hand aus. Aus der Innenfläche wuchs eine nebelgraue Kugel, die von zackigen, bläulichen Adern durchzogen wurde. Sie pulsierte und sandte Noréy einen frostigen Schauer über den Rücken.

»Das ist doch kein Schatten!«, protestierte sie.

»Doch, es ist *mein* Schatten.« Er ließ ihn verschwinden. »Und nun komm.« Er spornte sein Pferd an, das sofort in einen halsbrecherischen Galopp verfiel, weit schneller, als sie so einem schweren Tier je zugetraut hätte.

Der Falbe galoppierte erst hinter und dann neben ihm und trug sie schneller ihrem Ziel entgegen, als Noréy lieb war. Eigentlich fühlte sie sich noch gar nicht bereit dazu, einer ganzen Schule voller Schattenbändiger zu begegnen. Seitdem Torik sie gerettet hatte, war sie keinen Moment mehr allein gewesen, und eigentlich wollte sie nichts anderes als das. Allein sein, um ihren Vater und ihren

Bruder trauern und sich irgendwie wieder aufrappeln. Sie musste sich mit dem Gedanken des Verlusts vertraut machen, zumindest so weit, dass sie nicht gleich bei jeder Frage in Tränen ausbrach. Erst dann könnte sie mit Fremden zusammen sein. Erst dann wäre sie wirklich bereit zu lernen, eine Schattenbändigerin zu werden. Was für eine sperrige Vorstellung ... Doch eine werden, das musste sie, so viel war ihr mittlerweile klar. Nur auf diese Weise konnte sie ihr Versprechen an ihre Mutter halten und nach Arboressa zurückkehren. Nur als Schattenbändigerin konnte sie mit Torik nach dem Täter suchen.

»Ist der Unterricht schwer?«, rief sie Jahor zu.

Er zügelte sein Pferd. »Da musst du die anderen fragen, ich bin eine Art Sonderfall.«

»Sonderfall?«

»Ja. Ich bin in Sel Nedara aufgewachsen. Oft werden mir die Mauern zu eng.« Er sah aus, als hätte er seiner Meinung nach bereits zu viel gesagt.

»Warst du deshalb mitten in der Nacht auf dem Pass?«

»Erwischt.«

Der Pfad wurde schmaler, und Jahor ritt wieder vor sie. Die großen Hufe seines Braunen wirbelten Staub auf, der jede weitere Frage erstickte.

Golden schob sich die Morgenröte über den Horizont, und Noréy kam gar nicht mehr aus dem Staunen heraus. Das Tal weitete sich mit jedem zurückgelegten Stück ein wenig mehr. Hier oben in den Bergen war so viel Wasser, dass alles grünte und blühte. Es duftete nach Gras, Tau und den zartblauen Lilien, die sich nur in der Nacht öffneten.

Jahor ritt mittlerweile in einem zügigen Trab, und endlich konnte sie auch ihr Ziel sehen. Was von Weitem wie ein dicker, flacher Turm ausgesehen hatte, nicht mehr als ein kleiner Wachposten,

der das Tal überschaute, entpuppte sich beim Näherkommen als ein befestigtes Dorf.

Eine glatte, weiß gekalkte Mauer, bestimmt sechs Stockwerke hoch, erhob sich neben einer steilen Felswand. Es schien ein Tor in jede Himmelsrichtung zu geben, und mit jeder Etage wurden die Fenster größer. Unten gab es gar keine, dann kamen Schießscharten und oben weite Balkone, die mit Tüchern verhängen werden konnten. *Was für ein herrlicher Ort*, dachte Noréy. Und sicher wirkte er auch. Bestimmt gab es hier ebenfalls künstlichen Nebel.

»Endlich nicht mehr bei Tag verstecken«, rutschte es ihr heraus.

»Freu dich nicht zu früh, Arboressanerin. Sie werden dich beim ersten Sonnenstrahl aus den Federn holen, und dann gibt es Unterricht von früh bis spät. Kampftraining, Theorie, Schattenlehre, und wie es scheint, brauchst du auch Reitunterricht.«

»Willst du mir Angst machen? Glaub mir, das Schlimmste hab ich schon erlebt.« Sie biss die Zähne aufeinander, damit er nicht merkte, wie es wirklich in ihr aussah.

Dunkelheit huschte durch seinen Blick, und er verzichtete auf eine Erwiderung.

Ja, nun war sie sich ganz sicher: Jahor hatte mit seinen eigenen Dämonen zu kämpfen.

Er parierte durch, dann ging es im Schritt durch das offen stehende östliche Tor.

Im Inneren angelangt, vergaß sie zu atmen. Sel Nedara war so schön und zugleich derart ungewöhnlich, dass sie aus dem Staunen gar nicht mehr herauskam. Sie hatte kleine Häuser erwartet, die sich innen an die hohe Rundmauer schmiegt. Doch stattdessen bestand der Ort aus einem einzigen, gewaltigen Bau.

Das, was sie für eine Mauer gehalten hatte, *war* das Gebäude. Stockwerk um Stockwerk ragte es in die Höhe. Es gab spiralförmige Treppen, Balkone und Laufgänge, die zu den einzelnen Wohnungen auf den Etagen führten. In der Mitte befand sich ein kreisförmiger

Hof, auf dem sich wohl das tägliche Leben abspielte, der so früh am Morgen aber größtenteils verwaist war. Nur in den Ställen wurde bereits gefüttert, und in den Fenstern brannte hier und da Licht.

Im Zentrum des Hofes stand ein Brunnen aus weißem Marmor. Zwei Mädchen, die gerade dabei gewesen waren, Wasser zu schöpfen, hielten mitten in ihrer Arbeit inne und starrten die Neuankömmlinge an. Beide trugen beige Hosen und dunkelrote Tuniken, ganz ähnlich der Kleidung, die auch Jahor anhatte.

Bedeutete es, dass sie Schülerinnen waren? Sie sahen freundlich aus, die Linke mit ihren runden Apfelwangen und den fröhlichen Augen ein wenig mehr als die Rechte. Die stemmte nun die Hände in die Hüften und schoss Jahor einen feindseligen Blick zu. »Wo hast du dich wieder rumgetrieben? Wenn Meisterin Aurora erfährt ...«

Sie brachte ihren Satz nicht zu Ende, denn Noréys Wallach hatte beschlossen, dass ihm all das zu lange dauerte. Er ignorierte Noréys erschrockenes Gezerre an den Zügeln, trottete zum Brunnen und begann, aus dem Eimer zu saufen, den die Mädchen gerade hochgezogen hatten.

»He, das ist mein Waschwasser!«

»Es tut mir leid, ich ...«

»Hast du dein Pferd nicht unter Kontrolle?«

»Wie du siehst, nein«, erwiderte Jahor lakonisch. »Ich muss sie jetzt zu Meisterin Aurora bringen. Los, Noréy, raus aus dem Sattel.«

Sie stieg ab. Das freundlich aussehende Mädchen streckte die Hand nach den Zügeln aus. »Geh mit ihm, ich mach das schon.«

»Danke. Wie heißt du?«

»Inesa. Und das ist Gorda. Früh aufzustehen, macht sie grimmig, aber nach dem Frühstück ist sie die Beste.« Das Mädchen knuffte ihre Freundin in die Seite. Dem Aussehen nach entstammte Inesa mit ihrem braunen Haar und der honigfarbenen Haut den Wasserleuten, und Gorda, ungleich dunkler, dem Steppenvolk. Und sie

waren Freundinnen! Das hätte es in Arboressea nie gegeben. Sie hätten von ihren Eltern was zu hören bekommen, und jeder, der sie auf der Straße zusammen gesehen hätte, hätte nur den Kopf geschüttelt oder sogar ausgespuckt.

Dass die Völker zusammengepfercht zwischen Schutzwällen lebten, bedeutete nicht, dass der Hass verfliegen war. Ganz im Gegenteil, jeder gab den anderen die Schuld am Schattenfluch und dem Bruch Abreliens. Doch hier in Sel Nedara schienen andere Regeln zu gelten, und aus irgendeinem Grund fühlte sich Noréy sofort wohl damit. Vielleicht würde es doch einfacher werden, sich einzuleben, als sie gedacht hatte!

»Noréy«, stellte sie sich vor.

»Willkommen, Noréy«, sagte nun auch Gorda und kippte das restliche Wasser, auf dem eine deutliche Spur Pferdesabber schwamm, auf dem Boden aus.

»Kommst du jetzt?«, rief Jahor.

Hastig rannte sie ihm hinterher. Jeder Schritt tat weh, doch sie biss die Zähne zusammen und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

»Du bringst mich noch in Schwierigkeiten«, grummelte ihr Begleiter, wobei ihm das seltsame silberblonde Haar in die Stirn rutschte und einzelne Fransen seine Augen beschatteten.

»Das will ich nicht. Du kannst mir einfach sagen, wo ich hinmuss«, erwiderte sie und hoffte zugleich inständig, er täte es nicht. Wenn diese Meisterin Aurora schon ihm so viel Respekt einflößte, wollte sie auf keinen Fall alleine vor ihr stehen müssen.

Jahor ging nicht auf ihr Angebot ein, sondern schoss ihr nur einen geheimnisvollen Blick zu, der alles und nichts bedeuten könnte. Dann führte er sie eine schier endlose Wendeltreppe hinauf, die sich langsam aus dem schützenden Schatten des Innenhofes dem lichten Himmelskreis entgegenwand, wo fädige, dottergelbe Wolkenschleier verrieten, dass die Sonne aufgegangen war.

»Wo bleibt denn der Nebel?«

»Was für ein Nebel?« Seine weichen Lederstiefel machten kaum ein Geräusch auf den Metallstufen.

»Über Arboressea liegt immer Nebel, damit die Schatten keine Macht haben.«

»Wie ein Schirm?« Er blieb kurz stehen und grinste dabei unverschämt. Das hatte sie ihm gar nicht zugetraut. Sein Gesicht war wie verwandelt.

»Ja, wie ein Schirm.«

Mit einer zuckenden Handbewegung ließ er einen gräulichen Schemen aus seinem Körper springen, der sich flugs über ihr aufspannte. »Erstes und letztes Mal.«

Stauend streckte Noréy ihre Hand aus.

»Nicht anfassen, sonst ist der Finger ab.«

Sie zuckte zurück. Wollte lieber nicht herausfinden, ob er gescherzt hatte oder nicht. Die Erinnerungen an die Klauen ihres eigenen Schattens waren noch zu präsent.

Es ging nur noch eine Etage weiter hinauf der Sonne entgegen, dann betraten sie das Innere des Turmdorfes durch eine dicke, eisenbeschlagene Holztür. Tiefe Kratzer in den gehobelten Brettern ließen ihr die Kehle eng werden und sie an den Schattendämon vom Marktplatz denken.

»Was war das?«

»Wir sind nahe am Rand«, erwiderte er, als wäre damit alles gesagt. »Kommst du jetzt?«

Sie trat an ihm vorbei, und er schloss die Tür. »Dieses Turmviertel wird von den Meistern und Schülern bewohnt, der Rest von den anderen Leuten Sel Nedaras. Meist sind die Handwerker in der zweiten und dritten Etage, oben die Schlafräume, unten Küchen, Ställe und Kornspeicher.«

»Wie viele Einwohner gibt es?«

»Das weiß ich auch nicht genau, aber bestimmt an die hundert.«

»Es weiß also jeder von der Schule?«

»Jeder in Sel Nedara, ja. Du musst hier nicht verbergen, was du bist. Draußen in der Welt jedoch ...« Sein Blick flackerte. »Die Schule ist die letzte ihrer Art, Noréy. Alle anderen wurden vor langer Zeit aufgelöst, weil die Schattenkrieger verschwanden, oder sie wurden vernichtet. Du musst also vorsichtig sein, wem du von diesem Ort erzählst.«

Vor ihnen tat sich ein weiter Flur mit vielen Türen auf. Öllampen beleuchteten die gekrümmten Wände. Es sah aus, als befänden sie sich im Inneren eines riesigen Schneckenhauses. Aber für lange Betrachtungen hatte Noréy keine Ruhe. Denn die flackernden Öllampen warfen Schatten – zuckende schwarze Schatten! Zu ihren Füßen breitete sich nun ihr eigener so dicht aus wie erhitzter Teer.

Sie sah zu Jahor. Doch wo sein Schatten sein sollte, da war ... nichts! Zwar hatte sie inzwischen gelernt, dass erwachte Schatten auch auf der falschen Seite auftauchen konnten, aber ganz unsichtbar werden, das war nur ohne Licht möglich.

Sie wollte ihn schon danach fragen, als Jahor vor einer Tür stehen blieb. »Hier ist es.« Er klopfte, und Noréys Herz sackte noch ein Stückchen tiefer.

»Warte hier.« Er schlüpfte durch die Tür und ließ sie auf dem Gang zurück. Noréy sah sich um. Es schien, als würden die Wände vor ihr zurückweichen, der Raum größer werden und sie selbst kleiner und kleiner. Sie zwang sich, tief ein- und auszuatmen. Mit der Leiterin der Schule zu reden, das war doch wirklich ein Klacks, verglichen mit dem, was schon hinter ihr lag. Sie schlug den Staub der Reise von ihrer Kleidung, strich sich das Haar zurück, glättete den zerzausten Zopf und wünschte sich von Herzen ein Bad.

Als die Tür schließlich aufschwang, fühlte sie sich beinahe so weit.

»Komm rein«, sagte Jahor ein wenig steif und trat zur Seite, um sie vorbeizulassen.

Noréy hatte einen offiziellen Raum erwartet wie das Geschäftszimmer ihres Vaters, doch sie fand sich eindeutig im Wohnbereich einer vornehmen Dame wieder.

»Sie kommt gleich«, erklärte Jahor. »Ich gehe dann mal.«

»Danke«, erwiderte Noréy verdattert, da fiel bereits die Tür hinter ihm zu.

Große Fenster ließen den weiten Raum vor Helligkeit erstrahlen. Auf den weiß getünchten Wänden waren Gemälde von großer Farbenpracht zu sehen. Es waren friedliche Bilder von Wäldern und Seen, von Reisenden auf weiten Steppenlandschaften. Jedes Möbelstück war exquisit, meisterlich geschnitzt und poliert. In Regalen standen Bücher, mehr als sie je auf einem Fleck gesehen hatte.

Noréy hätte sich gerne weiter umgesehen, doch es schien ihr ungebührlich. Ohnehin fühlte sie sich ein wenig schäbig. Ein Blick auf ihre staubigen Schuhe genügte. Sie stand auf einem dicken, weichen Teppich, der eine solche Behandlung nicht verdient hatte. Gerade machte sie einen Schritt herunter, als sie eine Bewegung wahrnahm.

»Willkommen in Sel Nedara!« Die samtweiche Stimme gehörte zu einer rothaarigen Frau, deren schlanken Leib eine Art Morgenrobe umfloss. Alles an ihr verströmte Macht. Sie hielt sich, als hätte sie nichts und niemanden zu fürchten, und wirkte zugleich, als könnte sie nicht nur mit Magie, sondern auch mit dem Schwert umgehen.

»Ich wollte dich nicht warten lassen, aber dein Besuch kommt doch recht ... überraschend. Ich bin Aurora.«

Noréy verneigte sich und nannte ihren Namen.

»Setzen wir uns, Noréy.«

Sie wies auf einen kleinen Tisch, an dem zwei Stühle standen. Er befand sich genau an einem Fenster. Als Noréy zögerte, zog sie mit einem gutmütigen Lächeln die Vorhänge zu und goss aus einer Karaffe Wasser in zwei Gläser.

»Ich hörte, dass unser Freund Torik dich gefunden hat. Das

ist höchst ungewöhnlich. Aber besser, du erzählst mir deine Geschichte selbst. Wann ist dein Schatten erwacht?«

Noréy schluckte, ihre Hände krampften, und ihre Kehle brachte plötzlich keinen Ton mehr hervor.

Aurora drängte sie nicht. Stattdessen legte sie eine Hand auf ihre und drückte sie sacht. »Es ist schwer, ich weiß, nimm dir Zeit.«

Meisterin Aurora hatte ihr geduldig zugehört und nur hin und wieder Fragen gestellt. Als sie schließlich bei der Begegnung mit Jahor auf dem Pass ankam, fühlte es sich an, als würde sich eine große Last von ihrer Seele heben. »Und nun bin ich hier«, schloss sie. »Aber ich habe kein Geld, um die Ausbildung zu bezahlen.«

»Das wird auch nicht nötig sein, Noréy. Alle, die von den Göttern mit besonderer Kraft gesegnet wurden, sind hier willkommen.«

»Auch ich?«

»Du ganz besonders. Es wird dir leichtfallen, die Grundlagen zu lernen, doch erst einmal richte dich ein. Jeder einzelne Mensch an diesem Ort hat einen lebendigen Schatten, selbst der Schuster und der einfachste Bauer. Bei vielen ist der Schatten nichts Besonderes, nur ein kleiner Funke Magie. Aber wer mehr Talent hat, wer von den Göttern gesegnet wurde, der wird von uns unterrichtet.«

Sie blickte über die Schulter, dann nahm auch Noréy die Schritte wahr. Aus dem Nebenzimmer trat eine weitere Frau, kleiner als Aurora und mit blondem langem Haar, das ihr bis zur Taille hinabfiel.

»Das ist meine Partnerin. Meisterin Eline wird dich in Heil- und Pflanzenkunde unterrichten, während du bei mir Geschichte und Schattenlehre lernst.«

»Willkommen«, sagte Eline schlicht und legte Aurora eine Hand auf die Schulter.

»Unser Freund Torik hat Noréy hergebracht, stell dir vor.«

»Torik?« Elines Gesicht wurde für einen Augenblick hart, als hegte sie in Wahrheit eine Feindschaft mit dem Schattenkrieger.

»Er ist nicht hier.« Auroras Lippen kräuselten sich amüsiert. »Er hat es vorgezogen, Sel Nedara fernzubleiben.«

»Aber er kommt nach«, rutschte es Noréy heraus. »Das hat er mir versprochen.«

MAIGAR

Die Nacht hatte er weitestgehend in der Bibliothek und mit ziellosen Wanderungen durch den Palast verbracht, denn an Schlaf war nicht zu denken.

Der Schmerz ließ es nicht zu. Außerdem geschah etwas mit ihm. Es kam Maigar vor, als würde ihm ein zweiter Satz Nervenbahnen wachsen. Von dem Sonnenstein ausgehend, fraßen sie sich wie Säure durch seinen ganzen Körper. Manchmal war es erträglich, dann brannte es wieder irgendwo, und wenn er einen Ärmel hochschob und genau hinsah, meinte er, feine Würmer aus Licht unter seiner Haut kriechen zu sehen.

Niemand hielt es für nötig zu erklären, was da mit ihm geschah. Nur dass er endlich die erste Stufe zum Wirker besritten hatte. Sobald die Wunde verheilt war, würde er aus der Energie seines unterdrückten Schattens Lichtmagie erschaffen können.

Was geschieht ohne den Gran-Stein mit meinem Schatten?, hatte er Grimus gefragt, als er nach der Prozedur mit ihm die langen Stufen hinaufging.

Dein Schatten hat keinen Willen und wird ihn nie erringen. Er dient dir mit seiner Kraft. Seine Dunkelheit nährt das Licht. Aber sei vorsichtig, Junge. Im Gegensatz zur Dunkelheit ist unser Licht endlich.

Damit hatte er sich verabschiedet, und Maigar war vom Gar-

disten in sein Zimmer zurückgebracht worden. Sechs Tage waren seitdem vergangen.

Er trug ungefärbte Leinenhosen, abgewetzte Schuhe und eine alte, vom vielen Waschen verblichene blaue Tunika, die er sonst nur anzog, wenn er den Schwertkampf übte.

Sein Wirkeramulett hatte er unter dem Stoff versteckt, und anstelle seines prächtigen Silberdolchs steckte ein einfaches Messer in seinem Gürtel.

Er war immer noch eindeutig als Angehöriger des Wasservolks zu erkennen, aber dass er zu einem der Adelhäuser zählte, sah ihm niemand mehr an. Er hoffte, dass Noréy ihn dennoch wiedererkannte.

Er lief zuerst die Lichtmauer entlang. Es war so früh, dass die Wirker soeben erst den künstlichen Nebel über der Stadt verankerten, während im Osten die Sonne als glühend roter Feuerball über den Horizont kroch. Ihr Licht verwandelte die Steppe in ein Wellenmeer aus Gold. Lange Schatten kerbten jede Vertiefung als blauschwarzes Ornament ins Land. Im Norden brach sie sich auf den Terrassenfeldern, die zum Teil mit Schmelzwasser aus den Bergen geflutet waren.

Maigar meinte, einen der gewaltigen Kessel zu hören, in denen der Dampf für den Nebelschild erzeugt wurde. Es war ein brodelndes Rauschen, begleitet von einer Art Knistern, wo Magie auf Dunst traf.

Er trug Handschuhe, die er nun in einem unbeobachteten Moment abnahm. Seine Linke fühlte sich an, als tobte darin ein Fieber. Er scheute sich, genauer hinzusehen, und konnte doch nicht anders. Unter einem Stückchen Verbandsmaterial kam eine dicke Salbenschicht zum Vorschein, die nichts dagegen ausrichten konnte, dass die halb geschlossene Wunde nässte. Nur einige grobe Fäden verhinderten, dass der Sonnenstein heraussrutschte. Maigar schluckte. Ob es je heilen würde? War es normal, dass es so lange dauerte? Was sagte das über ihn selbst aus? Was über seinen Schatten?

Manchmal, wenn er die Schmerzen kaum noch ertragen konnte, bezweifelte er, überhaupt zum Wirker geeignet zu sein. Momente später regte sich Trotz. Er würde heilen, und dann konnte es nicht mehr lange dauern, bis er sich unter Beweis stellen durfte. Jeden Tag arbeitete er an dem passenden Rüstzeug. Er machte Fortschritte. Seine geistigen Fähigkeiten nahmen zu, und sobald sein Körper so weit war, würde sich alles fügen wie Schloss und Schlüssel.

Als nun Schritte erklangen, zog er schnell wieder den Handschuh an und sah sich um. Ein Botenjunge nutzte die Abkürzung über die Mauerkrone und hetzte grußlos vorbei.

Ob auch Noréy wieder diesen Weg nehmen würde?

Jeden *Markttag*, hatte sie gesagt. Er konnte sich noch genau an den weichen Klang ihrer Stimme erinnern. Die Art, wie ihr Blick flackerte, als sie es sagte, wohl wissend, dass eine vom Wald und einer von der See sich nicht treffen sollten. Ihm war ja selbst nicht klar, warum er wider besseres Wissen gefragt hatte. Die Worte waren ihm einfach so herausgerutscht. Auf einmal vor ihr zu stehen, hatte alles verändert. Eine Traumgestalt, die plötzlich in die wahre Welt getreten war. Wie sollte er sie da nicht wiedersehen wollen?

Er musste der Sache auf den Grund gehen. Doch das war nicht alles. Wenn er ehrlich mit sich selbst war, dann wollte er einfach Zeit mit ihr verbringen und sie näher kennenlernen.

In den vergangenen Tagen hatte er sich wieder und wieder ausgemalt, was er zu ihr sagen könnte. Erinnernte sie sich überhaupt noch an ihn?

Die andere Frage, die ihm im Kopf herumspukte, groß und unüberwindbar wie ein Felsen, lautete: Lebt sie?

Eigentlich war er sich durch und durch sicher, dass sie es tat. Die Götter hatten ihm Träume von ihr gesandt, und Maigar träumte sie noch immer. Sie musste leben und er endlich herausfinden, warum das Schicksal ihre Lebensfäden miteinander verknüpft hatte.

Sobald die Markttore geöffnet wurden, verließ er seinen Posten

auf der Mauer. Die Händler warteten bereits, hatten schon am Vortag neue Stände aufgebaut, die sie nun mit ihren Waren bestücken wollten. Maigar schlüpfte an den wartenden Kesselmachern, Töpfern und Webern vorbei, ein jeder einen Karren oder hoch beladenen Esel mit sich führend, und betrat als einer der Ersten den runden Platz.

Es war merkwürdig, hier an diesem Ort zu sein, wo so viele Menschen ihr Leben verloren hatten.

Noch immer waren Spuren des Gemetzels zu finden, wenn man genau hinsah. Dunkle Flecken im Marmor, eindeutig Blut. Mehrere Steine waren ausgetauscht worden, und Maigar fragte sich, warum. Nicht, um Blutspuren zu entfernen, da hätten sie noch ein paar Hundert mehr aus der Mauer brechen müssen.

An vielen Stellen verdeckten Tücher und Bekanntmachungen die ärgsten Flecken. Maigar behielt die Hereinkommenden im Auge, besonders die wenigen vom Waldvolk. Niemand, der Noréy auch nur ähnlich sah.

Er schritt an der Mauer entlang, fand feine Kerben im Stein, gleich neben Blutspuren. Hatten die Attentäter ihre Messer mit so viel Wucht in die Opfer gerammt, dass sie den Marmor dahinter beschädigt hatten? Das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Kein Mensch besaß solche Kraft. Er näherte sich neugierig, und je näher er kam, desto heftiger stach es in seiner linken Hand. Maigar zögerte. Schluckte gegen die aufwallende Angst in seiner Kehle. Er wollte keine Angst haben, sich nicht vom Schmerz einhegen lassen wie auf einer eintönigen, aber grünen Weide.

Er prüfte, ob ihn jemand beobachtete, doch die Händler und Händlerinnen schienen ganz damit beschäftigt, ihre Stände zu bestücken und Waren auszulegen.

Maigar trat noch etwas näher an die Wand, biss die Zähne zusammen und legte die linke Hand auf einen halb verblichenen Fleck. Der Sonnenstein begann zu pulsieren, als schläge darin ein

winziges Herz, und jeder Schlag trieb schmerzhaft Energie wellen durch Maigars Körper.

Das war nicht normal. Lag es an dem vergossenen Blut oder dem Kratzer im Stein? Seine Neugier war geweckt. Angestachelt setzte er seinen Weg über den Marktplatz fort, sah hinter Ständen nach und kratzte die Ecke eines Plakates los. Darunter klebte Blut. *Viel* Blut. Es wirkte, als habe jemand versucht, es zu verstecken, sich aber kaum Mühe gegeben. Schmerz erwartend, schob Maigar seine Hand auf den dunklen Fleck und spürte – nichts.

Merkwürdig. Hatte er sich womöglich nur geirrt? Er folgte der Mauer weiter, stieg über einen Korb mit halb vergorenen Trauben, über dem die Wespen schwirrten, machte einen Bogen um einen Esel und stolperte beinahe über einen Stapel von Quadern, offenbar diejenigen, die ausgetauscht worden waren. Die Beschädigungen waren offensichtlich. Manche waren aufgeschlitzt wie weiche Erde unter einem Wendepflug. Kein Blut. Maigar versuchte es dennoch und wurde von der plötzlichen Pein beinahe in die Knie gezwungen. Er strauchelte, fing sich an der Wand ab und rang krampfhaft nach Atem.

Nur langsam nahm der pulsierende Schmerz ab. Er meinte, einen hellen Schimmer zu sehen, der durch den Stoff des Handschuhs glomm, dann war auch das verschwunden.

Er sah sich um. Der Töpfer, der hier seine Erzeugnisse anbot, ein untersetzter Mann mit kurzem grauem Bart und einer grünen Filzkappe auf dem Kopf, musterte ihn mit einer Mischung aus Neugier und Mitleid. »Du hättest nicht herkommen sollen, Junge. Nicht gleich am ersten Markttag.«

Maigar fuhr der Schreck in die Glieder. Was meinte er? Hatte der Mann gesehen, wie seine Hand zu schimmern begann?

»Du hast doch jemanden verloren?«

Maigar richtete sich auf und trat zu ihm. Jetzt einfach wortlos zu verschwinden, würde noch mehr Fragen aufwerfen. Unauffällig

schob er die Linke hinter seinen Rücken. »Ich weiß es noch nicht. Ich suche noch nach ihr.«

»Verstehe.« Der Töpfer nickte betrübt.

»Warst du hier, als es passiert ist?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Das hat keiner überlebt. Meinen Schwager und meine Schwester habe ich verloren. Wir haben ihre drei Kinder aufgenommen. So viele zusätzliche Mäuler zu stopfen, ist schwer. Sonst wäre ich nicht hergekommen. Nicht am ersten Tag.«

»Es tut mir leid.«

»Und du?«

Schon der Gedanke an Noréy weckte ein seltsam leichtes, flatterhaftes Gefühl in seiner Brust. Sollte er den Töpfer nach ihr fragen? Er stammte wie sie vom Waldvolk. Die Wahrscheinlichkeit, dass er sie kannte ...

»Ein Mädchen, die Tochter eines Händlers. Sie hat an dem Tag Essen hergebracht. Eine vom Wald, das Haar bis hier, schwarz wie der dunkelste Schatten.« Er beschrieb ihre Kleidung, die fließende Art, wie sie sich bewegte. Der Mann sah ihn dabei unentwegt an. Erst neugierig, dann wuchs leise Abscheu in seinem Gesicht, als ihm klar wurde, dass er einen jungen Mann vom Wasservolk vor sich hatte, der nach einem Mädchen vom Wald suchte.

»Was hast du mit ihr zu schaffen?«

»Du kennst sie?« Hoffnung pochte beinahe schmerzhaft in Maigars Brust. »Wir sind an dem Mittag, als es passiert ist, zusammengestoßen, und sie wäre beinahe gestürzt. Ich wollte sie für mein Missgeschick entschädigen, mehr nicht«, log er. »Ihr Vater und ihr Bruder waren auf dem Markt.«

»Die Incelos«, erwiderte der Töpfer. Eine Gehässigkeit zuckte durch seinen Blick, die sich nicht auf Noréys Familie bezog, sondern allein Maigar vorbehalten war. Der Ältere freute sich, dass seine ungebührliche Suche umsonst war. »Alle tot. An dem Tag hat

niemand den Markt verlassen, niemand! Wenn sie hier war, ist sie nun bei den Göttern. Du wirst sie nicht in deine schmierigen Fischfinger bekommen. Und nun verschwinde.«

»Nein, sie kann nicht tot sein!«, entfuhr es Maigar, und schon im nächsten Moment wurde er wütend auf sich selbst. Wie hatte er seine Gefühle derart vor einem Fremden offenbaren können?

Der Mann begann, seine Auslagen herumschieben, als hätte sich Maigar in Luft aufgelöst. Der kämpfte die bebende Sorge in seine Brust herunter. Er würde erst glauben, dass Noréy nicht mehr lebte, wenn er einen Zeugen für ihren Tod fand oder ihr Grab besucht hatte, vorher nicht.

»Incelo heißt die Familie, sagst du? Aus welchem Viertel? Wo begraben sie ihre Toten?«

Ein bitteres Lachen. »Es gibt kaum Leichen. Ein Grab wirst du wahrscheinlich vergeblich suchen.«

»Keine Leichen?« Das hörte er zum ersten Mal. »Wie kann das sein?«

»Frag deine Fürsten, Junge. Seitdem die vom Wasser in Arboressea herrschen, geht die Stadt zugrunde. Hoch und heilig wird Sicherheit versprochen, aber was ist das wert? Ein Blutbad im Herzen Arboresseas, direkt unter dem Wirkerturm, das hat es seit dem Großen Krieg nicht mehr gegeben! Und dann wird auch noch alles verschleiert. Leichen verschwinden! Sechundsiebzig Tote sind nie wieder aufgetaucht, nur zwölf wurden beerdigt. Der Rest?« Er machte eine abgehackte Geste und stieß dabei beinahe einen Stapel grün glasierter Schalen um. »Und jetzt sollen wir hier weiterverkaufen, als wäre nichts geschehen.«

»Was meinst du damit, dass alles verschleiert wird?«

In den Augen des Mannes blitzte es gefährlich. »Attentäter, dass ich nicht lache! Wo sind die Monster, die das verbochen haben? Warum gibt es keine Verhaftungen? Andere Leute werden für die kleinsten Vergehen aus ihren Häusern gezerrt und weggesperrt,

aber die Leute, die achtundachtzig Leben auf dem Gewissen haben, sind unauffindbar? Das glaube ich nicht! Entweder wird es vertuscht, oder sie stecken selbst dahinter, oder dein Volk ist wirklich noch unfähiger, als jeder glaubt.«

Maigar blieb eine Erwiderung im Hals stecken. Statt dass er Antworten gefunden hatte, türmte sich nun ein ganzer Berg von Fragen vor ihm auf. War Noréy wirklich tot? Warum gab es fast keine Leichen? Und was hatte es mit dem Vorwurf der Verschleierung auf sich?

»Wenn du mich fragst, war das etwas anderes. Ein Schatten, oder einer dieser Wirker-Hexer hatte sich nicht unter Kontrolle. Die Götter wenden sich gegen eure Fürsten! Und wer muss es ausbaden? Die einfachen Leute.«

»Hier sind auch viele von der See gestorben«, brachte Maigar hervor und wandte sich ab. Er würde Noréy auf dem Markt nicht finden. Nur noch mehr von dem Hass, der die Stadt entzweite.



NORÉY

«Halt dich besser von Jahor fern» zählte zu den ersten Dingen, die Inesa zu ihr sagte, nachdem Noréy Meisterin Aurora vorgestellt worden war.

»Warum?«

»Er hasst alles und jeden. Lässt keine Gemeinheit aus.«

So war er ihr gar nicht vorgekommen. Etwas grob vielleicht und übellaunig wie eine Katze, die sich gestört fühlte, aber sonst? Er hatte sicher seine Gründe.

»Warum?«

»Das weiß niemand so genau. Gorda meint, alle Mirakler wären so, aber ganz ehrlich, sie kennt auch keinen anderen.«

Von Miraklern hörte Noréy zum ersten Mal, doch es gab so viel Fremdes und Neues, dass sie sich nicht weiter darüber wunderte.

»Was ist ein Mirakler?«

»Die kommen von da.« Inesa hatte sich aufgerichtet und wies nach Westen.

»Da ist der Wilde Rand.«

»Genau.« Für ihre Mitschülerin war die Sache damit offenbar erledigt. Sie half Noréy dabei, sich einzurichten, denn von nun an

würde sie sich mit ihr und Gorda ein Zimmer teilen. Eine vom Wald, Inesa von der See und Gorda vom Volk aus der Ebene sollten gemeinsam in einem Raum leben. Noréy gefiel die Vorstellung sehr. Sie hatte nie verstanden, warum ihre Eltern so heftig darauf bestanden hatten, die alten Feindschaften zu pflegen. Schließlich war der Große Krieg fast einhundert Jahre her, und die Umstände zwangen die Menschen zusammenzuleben. Warum konnten sie also nicht auch *gemeinsam* leben?

Der hohe Raum verfügte über vier schlichte Betten, doch nur drei waren belegt.

»Das hier ist deine Truhe«, sagte Inesa nun und schob ihr ein hölzernes Ungetüm heran, das am Fußende Platz fand. Triumphierend stieß sie den Deckel auf, merkte, dass noch einiges darin war, raffte einen Wust aus Stoff zusammen und warf ihn auf das freie Bett. »So, jetzt.«

»Die Mühe hättest du dir sparen können. Ich habe nichts, rein gar nichts.« Pfeilschnell wie Falken kehrten Noréys Gedanken nach Hause zurück, nach Arboressea in die Werkstatt, in ihr Zimmer. Beinahe jedes Kleidungsstück dort hatte sie selbst gewebt, genäht und verziert, vieles unter Anleitung ihrer Mutter. Zahllose lange Wintertage waren damit vergangen, gemeinsam am Feuer zu sitzen, sich immer neue Muster auszudenken und dabei wie Freundinnen zu plaudern.

Noréy hätte alles dafür gegeben, jetzt dort zu sein, ihre Mutter in den Arm zu nehmen und mit ihr zu trauern. Das letzte bisschen Familie zu bewahren, das sie noch besaß. Aber das würde warten müssen, bis sie zumindest die Grundregeln gelernt hatte. Dann würde sie ihr Versprechen wahr machen und nach Arboressea zurückkehren.

»Du wirst dich schon einleben.« Inesa legte ihr eine Hand auf die Schulter und sah sie mitfühlend an. »Für jede von uns war der Anfang hier schwer.«

Noréy nickte schnell und versuchte, tapfer zu sein. »Meine Mutter wird denken, dass ich auch tot bin.«

»Meisterin Aurora wird deinen Verwandten schreiben, sobald einige Zeit verstrichen ist. Du kannst auch selbst ein paar Zeilen schicken. Bis dahin ...«

»... lerne ich, meinen Schatten zu bändigen.« Noréy zog die Nase hoch und versuchte es mit einem Lächeln, das sich allerdings anfühlte, als würde eine zweite, künstliche Haut auf ihrem Gesicht spannen. »Ist es schwer?«

Inesa schüttelte den Kopf. »Sie geben dir einen Schubs in die richtige Richtung, und dann ist es so leicht wie atmen. Also, zumindest der erste Schritt. Aber richtig fest ist mein Schatten auch nach einem Jahr noch nicht geworden.« Sie wich Noréys Blick aus und wirkte für einen Moment niedergeschlagen. »Alle anderen können es, selbst Jahor.«

... und ich!, dachte Noréy mit einem leisen Anflug von Stolz. Wenn sie es schon beim ersten Mal für die Länge eines Atemzugs geschafft hatte, dann würde es mit den richtigen Lehrern bestimmt ganz einfach sein.

Inesa hatte sich abgewandt, doch nun drehte sie sich freudestrahlend um und hielt Noréy eine dunkelrote Tunika hin. »Meinst du, die passt dir? Wir sind ja fast gleich groß.«

»Bestimmt, aber du musst mir nicht aushelfen.«

»Nur, bis du deine eigenen Sachen bekommst. Na los, probier sie an. Dann können wir gleich runtergehen.«

Ein wenig fremd fühlte Noréy sich in der geliehenen Kleidung schon, aber herrlich sauber, nachdem sie sich mithilfe von Lappen und Waschschüssel gereinigt hatte.

Ihr Haar lag nun offen auf dem Rücken, sorgfältig ausgebürstet und noch immer etwas feucht.

Sie versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie müde sie war.

Auf ihrer Reise war der Sonnenaufgang immer der Start ihrer eigenen, persönlichen Nacht gewesen.

Als Inesa sie nun jedoch in einen weiten hohen Raum führte, der von geschnitzten Holzsäulen abgestützt wurde, fegte die Aufregung jegliche Müdigkeit davon. Sie zählte neunzehn Schüler. Nur fünf davon waren Mädchen, der Rest Jungen. Alle waren ungefähr zwischen fünfzehn und zwanzig Jahre alt. Mit seinen silberblonden Haaren stach Jahor zwischen den anderen heraus, deren Aussehen leicht den verschiedenen Völkern von See, Wald und Ebene zuzuordnen war. Er saß allein direkt an einem Fenster, durch das grelles Morgenlicht fiel, und las in einem Buch. Seinen geleerten Teller hatte er zur Seite geschoben, aus der Tasse dampfte es noch.

»Guten Morgen«, sagte Noréy halblaut.

»Das ist Noréy Incelo, sie ist neu!«, verkündete Inesa.

Jahor sah nicht einmal auf, was sich wie eine Kränkung anfühlte. Ein wenig, als wäre sie nur ein Gepäckstück gewesen, das er von hier nach dort transportieren musste.

Die anderen musterten sie neugierig, manch einer rief einen Willkommensgruß oder stellte sich gar mit Namen vor, den sich Noréy aber auf die Schnelle nicht merken konnte.

»Komm, hier lang, und dann setzt du dich gleich zu uns an den Tisch.« Inesa führte sie in eine große Küche. Auf einer steinernen Konsole stand ein Korb mit frisch gebackenem Brot, das noch dampfte, dazu eine Schale mit würzigem Linsenbrei, Kräuterquark und eingelegtem Gemüse. Noréy machte ihrer neuen Freundin alles nach, tat sich von jedem etwas auf und goss dann Tee in eine Tasse. So ausgestattet, setzten sie sich an einen Tisch, und Inesa stellte die anderen noch einmal in Ruhe vor. »Gorda kennst du bereits, der baumlange Kerl neben ihr ist Odo. Er sieht nicht nur aus, als könnte er der Leibwächter eines Königs sein. Du müsstest ihn kämpfen sehen, das verslägt dir die Sprache.«

»Unsinn, Inesa, du übertreibst wieder«, sagte Odo und nickte Noréy zu. Seine Schultern waren so breit, dass Gorda sich auf ihrem Platz ein wenig zur Seite lehnen musste.

Neben ihr saß ein weiteres Mädchen, dessen laute Lache Noréy schon beim Hereinkommen gehört hatte. Nun sah sie gut gelaunt zu ihr hinauf. »Ich bin Janne, willkommen.«

Als Letztes stellte sich ein weiterer junger Mann vor, dieser mit blondem Haar und einem ernsten Gesicht. »Ich bin Naru.«

»Er ist mit seiner Ausbildung fertig, kann sich aber einfach nicht von uns trennen«, warf Gorda ein, und alle lachten. Noréy fühlte sich sogleich wohl in dieser bunt zusammengewürfelten Truppe.

Die anderen schienen ihr bewusst Zeit zu geben, erst einmal anzukommen, und unterhielten sich über bevorstehende Prüfungen und Literatur, die sie lesen sollten.

Noréys Blick ging wieder zu Jahor. Ohne Inesa als Begleitung hätte sie sich wohl zu ihm gesetzt.

Als hätte er gespürt, dass sie an ihn dachte, sah er von seiner Lektüre zu ihr und nickte kaum merklich. Sein Blick fühlte sich an wie eine Berührung. Auch ohne Worte schien er zu sagen, dass er genau wusste, wie es ihr in diesem Moment ging. Wie einsam sie sich inmitten der anderen fühlte, weil die Trauer einen tiefen Graben um sie gezogen hatte, den sie nicht ohne Hilfe überwinden konnte.

Wenngleich alles an seiner Haltung Ablehnung gegenüber seinen Mitschülern ausdrückte, wünschte sie doch, er säße bei ihnen.

Nach und nach leerte sich der Speisesaal. Jahor ging als einer der Ersten, und auch an Noréys Tisch verabschiedeten sich Janne und Naru.

Noréy spürte die Neugier der anderen wie feine Nadelstiche. Sie überlegte, wie sie es am besten erklären könnte, ohne in Tränen auszubrechen, doch das war schlicht unmöglich. Andererseits wollte sie auch nicht die ganze Zeit als schweigsamer Klotz dasitzen. Unter

dem Tisch ballte sie die Hände zu Fäusten, bis die Nägel unangenehm in die Handflächen schnitten, und rang sich zu einer Frage durch. »Wie war es, als eure Schatten erwacht sind?«

»Meiner hat mich fast zu Tode erschreckt«, sagte Inesa grinsend. »Er ist wie verrückt um mich herumgehuscht. Meine Eltern haben mich dann schon zwei Tage später hergebracht.«

»Inesa hatte so viel Glück. Ihre Eltern treiben Handel mit Sel Nedara und wussten um die Schule«, mischte sich Odo ein. »Andere hatten es schwerer.«

»Das stimmt«, sagte Gorda. »Mich haben sie in eine Hütte außerhalb der Siedlung gesperrt, sobald es passiert ist. Erst erwachte mein Schatten, dann wollte der Gran-Stein ausgerechnet bei einem Dorffest wieder aus mir raus. Verheimlichen ließ es sich nicht mehr, jeder hat es gesehen. Was für ein Spektakel. Den groben Kerl hier haben sie zur Bewachung vor mein kleines Gefängnis gestellt.« Sie knuffte Odo in die Seite. Beide lachten, doch Noréy ahnte sofort, wie schrecklich es gewesen sein musste. Gorda war verstoßen und eingesperrt worden, und scheinbar hatten ihre Eltern nichts dagegen tun können – oder wollen.

»Die haben nicht geahnt, dass mein Schatten ebenfalls erwacht war«, meinte Odo. »Ich bin bei meinen Großeltern aufgewachsen, und die kannten noch alte Geschichten. Ich hab mir das Wissen Stück für Stück angeeignet und so mehr schlecht als recht meinen Schatten gebändigt.«

»Jetzt untertreibst du, Odo!«, protestierte Gorda. »Du hast das unglaublich gut hinbekommen. Niemand hat etwas gemerkt. Und dann hat er mich auch noch unterrichtet. Ohne dich gäbe es mich gar nicht mehr.«

»Dich bringt so schnell nichts um, selbst dein Schatten fürchtet sich vor deinem losen Mundwerk, Gorda.«

»Und wie seid ihr hergekommen?«

»Meister Kalut, er ist hier verantwortlich für die Pferde und gibt

Reitunterricht. Er war bei unserem Clan auf der Suche nach einigen neuen Stuten«, erzählte Gorda.

»Er hörte von dem angeblich verfluchten Mädchen in der Hütte und zeigte ein merkwürdiges Interesse an Gorda. Ich war auf der Hut«, fügte Odo hinzu.

»Untertreib nicht, du wolltest ihn umbringen!«

»Ach, das.« Odo grinste breit. Die Angelegenheit war ihm sichtlich peinlich. »Meister Kalut wollte mit Gorda allein reden und hat dem Dorfvorsteher dafür sogar Silber gegeben. Ich dachte natürlich, er wollte ihr an die Wäsche...«

»Und als mein selbsterklärter Beschützer hat er die Hütte gestürmt. Ihr hättet Meister Kaluts Gesicht sehen sollen!« Sie zog eine Grimasse.

Es ging noch eine Weile hin und her zwischen den beiden, wobei sie keine Gelegenheit ausließen, einander zu necken. Schließlich hatte Noréy ein recht klares Bild von einer gemeinsamen abenteuerlichen Flucht gewonnen, an deren Ende sie an einem verabredeten Punkt mit diesem Meister Kalut zusammengetroffen waren, der sie herbrachte. Auch Gorda und Odo hatten also alles hinter sich gelassen, waren teils sogar von ihren Familien verstoßen worden.

»Ich gehe nie wieder zurück!«, verkündete Gorda mit einem verätherischen Schimmern in den Augen.

Odo beobachtete sie schweigend, und Noréy meinte, etwas in seinem Blick zu erkennen. Er liebte sie, tat es schon lange und heimlich, während Gorda in ihm nur eine Art Bruder sah.

Noréy hatte das Gefühl, ein Geheimnis entdeckt zu haben, das sie nichts anging.

Inesa begann, das Geschirr einzusammeln. »Nie. Das sagt sich so leicht. Bestimmt willst du irgendwann zurück und deine Eltern sehen, ich...«

»Du hast doch keine Ahnung«, fauchte Gorda plötzlich, sprang auf und stürmte aus dem Speisesaal. Odo erhob sich umständlich,

weil er zwischen Tisch und Stuhl recht wenig Platz hatte. »Es tut ihr bestimmt gleich schon wieder leid, entschuldige, Inesa. War schön, dich kennenzulernen, Noréy«, sagte er hektisch und folgte ihr.

Noréy blieb mit Inesa zurück und fragte sich unweigerlich, was mit diesen beiden Zimmergenossinnen noch auf sie zukommen würde.

MAIGAR

Erst am heutigen Tag, zehn Tage nachdem ihm der Sonnenstein eingesetzt worden war, würde er Meister Grimus wiedersehen.

Maigar hatte versucht, nach dem Morgenmahl zu meditieren, und es schnell wieder aufgegeben. Alles kreiste um den Schmerz, so konnte er seinen Geist nicht nach außen senden.

Also hatte er seine liebste Ablenkung gewählt: das Schwert. Seine Räumlichkeiten waren weit und hoch genug, um es darin mit einer Strohuppe aufnehmen zu können.

Er bewegte sich um den gedachten Gegner herum, schlug abwechselnd von oben oder von der Seite, verpasste Tritte und setzte auch mal die Schulter ein. Dabei hielt er seine Linke schützend an die Brust gepresst, statt wie üblich einen Schild oder Dolch zu führen.

Wie lange er diesen einsamen Tanz aufführte, vermochte er nicht zu sagen, aber er hörte erst auf, als auch der letzte Fitzel Kleidung durchgeschwitzt war. Er fühlte sich erschlagen und doch besser.

Gewaschen und umgezogen fand er sich bereit, seinem neuen Lehrmeister gegenüberzutreten. Er traf Grimus zum Schlag der dritten Glocke im Hof. Der Wirker trug ein langes, dunkelblaues Gewand und eine schlichte runde Kappe auf dem Kopf. Kantig

stachen seine schmalen, spitzen Schultern unter dem Stoff hervor. Seine Zeiten als Krieger waren lange vorüber.

»Gehen wir«, sagte er schlicht.

Maigar schwieg, nachdem er sich vor ihm verbeugt hatte, und passte sich dem langsamen, ein wenig steifen Gang des Meisters an. »Viele Jahre haben wir in Frieden gelebt«, begann der Alte. »Die letzten beiden Generationen von Wirkern haben sich mit wenig mehr beschäftigen müssen, als den künstlichen Nebel aufrechtzuhalten und hin und wieder eine Kreatur zu vertreiben, die sich zu weit vom Rand vorgewagt hat. Ich fürchte, junger Maigar, diese Zeiten sind nun vorbei.«

Sie waren vom Palast der Legiéns fortgegangen, an den Anwesen anderer Fürsten vom Wasser vorbei, und hielten nun auf geradem Weg auf den Turm der Wirker zu, das höchste Gebäude der Stadt.

Maigar hatte den Sonnenturm noch nie betreten, ihn allenfalls von außen bewundert. Am heutigen Tag sollte sich das ändern. Endlich würde er dazugehören. Er würde durch die schmiedeeiserne, vergoldete Tür treten ...

»Hörst du überhaupt zu?«

Er fuhr innerlich zusammen. »Natürlich, Meister Grimus.«

»Wo war ich also?«, fragte dieser scharf.

»Bei den Zeiten, die sich ändern.«

Grimus nickte. »Unsere Feinde von einst recken erneut ihre hässlichen Fratzen. Jene, die Abrelien entzweigerissen haben, kehren zurück. Die Götter legen uns eine weitere Prüfung auf. Deine Generation wird wieder gegen die Dunkelheit antreten müssen.«

»Dunkelheit? Wie das, was Gerüchten nach auf dem Marktplatz zugeschlagen hat?«

Grimus' Kopf zuckte herum wie der eines Raubvogels kurz vor dem Zuhacken. »Wo hast du das her?«, fragte er scharf.

»Gehört. Die Menschen da draußen reden.«

»Dann waren wir nicht gründlich genug.« Etwas Dunkles huschte

durch seinen Blick. Er blieb stehen und fasste Maigar an der Schulter. »Denk daran, Maigar, du gehörst zu uns, dem Wasservolk, den Wirkern. Mach dich nicht mit dem Pöbel gemein. Und vor allem wahre unsere Geheimnisse! Noch heute wirst du einen Eid schwören.«

Er nickte und konnte die Begeisterung nicht ganz unterdrücken. Sie würden ihm das erste Wirkergelübde abnehmen! Endlich! »Ich bin bereit, mich der Herausforderung zu stellen«, sagte er feierlich.

»Gut.« Grimus sah sich um. Sie waren in der Gasse allein. »Die Gerüchte stimmen. Es war eine Schattenkreatur. Doch unser wahrer Feind sind ihre Herren. Die Schattenbändiger kehren zurück.«

»Es gibt sie noch?«

»Sie sind, nachdem der Riss auftauchte, recht schnell verschwunden. Als Söldner standen sie auf allen Seiten, aber loyal waren sie nie. Niemand weiß, wie viele im Verborgenen bis heute überlebt haben. Aber es gibt sie noch, und sie wollen alles, was wir seit dem Großen Krieg geschaffen und bewahrt haben, vernichten.«

»Das dürfen wir nicht zulassen!«, platzte es aus Maigar heraus, während er an die Gemälde in Grimus' unterirdischem Reich denken musste. Die Wesen, die dort verewigt worden waren, schienen aus Albträumen geboren. Er hatte geglaubt, sie gehörten ins Reich der Mythen, und nun eröffnete Grimus ihm, dass sie wirklich existierten. Sein Respekt gegenüber den Wirkern, zu denen er jetzt bald auch gehören würde, wuchs erheblich. Unbemerkt von den gewöhnlichen Menschen, schützten sie also die Hauptstadt vor solchen Wesen. Er konnte es kaum glauben. Und jetzt war dennoch eines bis ins Herz der Stadt vorgedrungen. »Was ist schiefgegangen?«, rutschte es ihm heraus. »Wie konnte so ein Ding auf den Marktplatz gelangen?«

Grimus rieb nervös eine knotige Hand an der Tunika, als könnte er so sein Schuldgefühl abstreifen. »Das frage ich mich auch«, grollte er. »Vielleicht wurden sie durchgelassen von den Nichtsnutzen von Ebene und Wald.«

Maigar wusste, dass immer nur die Wirker des regierenden Volkes den Turm bezogen, während die anderen in kleinen Festungen in den Außenbezirken ihren Dienst schoben. »Würden sie so etwas mit Absicht tun?«

Grimus zuckte mit den Schultern. »Das glaube ich nicht. Aber nun, da du es sagst ... Es war unser Markt, und es hat vor allem unser Volk getroffen. Du solltest beten, dass dein Verdacht sich nicht bestätigt.« Er senkte die Stimme so weit, dass Maigar Mühe hatte, ihn zu verstehen.

»Ich werde es herausfinden.«

»Du wirst nichts dergleichen, Junge. Deine Aufgabe ist es, deine Ausbildung zu meistern. Die Schattenbändiger und ihre Lakaien sind unsere Sache.«

Die Kränkung traf wie ein perfekt platzierter Dolch. Maigar versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Ihr werdet sie besiegen und vernichten wie einst.«

»Ein frommer Wunsch.« Grimus' schmaler Mund verzog sich spöttisch. »Bete lieber darum, dass die Götter auf unserer Seite sind.«

»Das müssen sie!«, erwidere Maigar heißblütig. »Wir kämpfen schließlich für das Licht! Für das Gute.«

»Die Götter sind Götter. Sie *müssen* überhaupt nichts, Junge.«

Erneut war Grimus ihm über den Mund gefahren, wie es seine Tante perfektioniert hatte. In ihm wand sich alles. Zornige Erwidierungen kochten in ihm hoch, doch keine davon kam ihm über die Lippen. Er war von Raluca und Grimus abhängig, sie waren die Torwächter auf seinem Weg in eine goldene Zukunft. Wie sehr sie ihn auch reizten, er würde nicht darauf eingehen.

Dass Grimus jedoch am Beistand der Götter zweifelte, irritierte ihn. Er war stets davon ausgegangen, dass die Wirker Elandaja, Neltor und Geedal auf ihrer Seite hatten. Alle bis auf den Totengott Orrothan vielleicht. Sonst wären die Wirker nach dem Großen

Krieg doch nicht übrig geblieben, während die Schattenbändiger im Staub der Geschichte untergingen.

Maigar hatte so viele Fragen, doch die würden warten müssen, denn Grimus schien es plötzlich eilig zu haben. Er folgte dem alten Meister durch die schmale Gasse. Die Schattenbändiger waren also zurück. Wo hatten sie sich in all den Jahren verborgen? Hatte seine Tante das schon lange gewusst? Oder fußte ihr Wissen einzig auf seinem Traum von Noréy und der Kreatur auf dem Markt?

Womöglich träumten andere angehende Wirker auch von erwachenden Schattenbändigern. Womöglich gehörte das einfach dazu? Wenn er heute welche traf, würde er sie fragen.

Dass Noréy eine dunkle Zauberin war, konnte er sich dennoch beim besten Willen nicht vorstellen. Bei ihrer Begegnung hatte sie sich verhalten wie ein ganz gewöhnliches Mädchen. So gewöhnlich jedenfalls, wie jemand sein konnte, der ihn die strikte Trennung der Völker vergessen ließ und eine Sehnsucht in ihm entfesselte, wie er sie zuvor nicht gekannt hatte.

Morgen würde zum zweiten Mal seit dem Unglück wieder ein Markt stattfinden und er ab dem Morgen auf der Lichtmauer erneut auf sie warten. Sie konnte nicht tot sein, und er musste sie wiedersehen. Wollte ihr in die Augen schauen, die so blau waren wie der Abendhimmel, und aus ihrem eigenen Mund hören, dass sie keine Gefahr darstellte. Noréy würde nicht lügen. Und dann wollte er mit ihr über die Lichtmauer spazieren, ihr kleine Geheimnisse entlocken und sie zum Lachen bringen. Er würde für einen Tag vergessen, was seine Pflichten waren ...

Bitte, Geedal, schütze Noréy Incelo und hüte sie vor den Schatten, dachte Maigar.

Dann lag es vor ihm, das goldene Portal des Wirkerturms.

»Geh hinein«, sagte Grimus.

Maigar ahnte plötzlich, dass seine Prüfung bereits begonnen hatte.

NORÉY

Als Noréy aus dem Waschraum ins Gemeinschaftszimmer zurückkam, waren Inesa und Gorda nicht mehr da. Womöglich dachten sie, Noréy wäre schon vorgegangen. Hastig flocht sie ihr Haar zu einem strammen Zopf, schlüpfte in ihre neuen, weichen Lederschuhe, die bis über ihre Knöchel reichten, und machte sich auf den Weg.

Das Turmdorf kam ihr auch drei Tage nach ihrer Ankunft noch immer vor wie ein undurchschaubares Labyrinth. Die runden Flure brachten ihren Orientierungssinn völlig durcheinander.

Heute würde sie zum ersten Mal Fechtunterricht haben. Fechten! Ausgerechnet sie! Der Unterricht fand in einem ehemaligen Speicherraum im Untergeschoss statt. Doch wo das war? Sie würde es schon finden. Schließlich schien jeder Dorfbewohner ein offenes Ohr für neue Schüler zu haben. Sie fragte zuerst eine Frau, die sie mit einem Korb Wäsche auf der Treppe traf, ließ sich grob in die richtige Richtung schicken und fand den Abgang schließlich, nachdem ein freundlicher älterer Herr sie quer über den Hof dorthin gebracht hatte.

Von da an musste sie nur noch dem Klang von aufeinanderprallenden Übungsschwertern folgen. Hatte der Unterricht etwa schon angefangen? Sie war hoffentlich nicht zu spät. Ausgerechnet zur ersten Stunde unpünktlich zu kommen, sorgte für ein flaes Gefühl in ihrer Mitte.

Hier unten roch es nach Stein, würzigen Kräutern, Leder und Schweiß.

Noréys Kehle wurde eng und ein wenig trocken. Garyan. Meister Garyan, so hieß ihr Lehrer. Gesehen hatte sie ihn noch nicht. Doch

die vergangenen Tage hatten so viel Neues gebracht, da sollte auch dieser Unterricht sie nicht mehr schrecken.

Immerhin gab es hier unten kein grelles Licht, was die Schatten weich und harmlos machte.

Nach einem schmalen Flur weitete sich der Raum plötzlich zu einer niedrigen, von drei Säulenreihen gestützten Halle.

Der Lärm stammte von nur zwei Fechtern, die blitzschnell aufeinander eindroschen. Ihre Bewegungen waren elegant wie die von Tänzern, eine ganze Weile geschmeidig und beinahe vorhersehbar. Dann änderte einer von beiden ruckartig seine Taktik, wich aus, blockte oder trieb den Gegner mit blitzschnellen Schlägen vor sich her. Sie blockierten die Hiebe mit Rundschilden. Der linke Kämpfer strauchelte plötzlich, fiel hin. Der rechte holte aus, als wollte er seinem Gegner mit dem Holzprügel den Kopf einschlagen. Obwohl sie Helme trugen, sah es sehr gefährlich aus.

Noréy presste sich die Hand auf den Mund, um nicht zu schreien und die beiden zu stören. Da schlug der Schild des Unterlegenen plötzlich bläuliche Funken und wurde von einer grauen Schicht verschluckt, die den Schlag nicht nur dämpfte, sondern zur Seite ablenkte.

Jahor! Er musste es sein. Sein Schatten war grau, oder nicht?

Er kam blitzschnell auf die Beine, wirbelte um seinen Gegner herum, verkleisterte dessen Waffe mit Schatten und legte ihm die eigene Holzklinge in den Nacken. Diese Runde hatte er gewonnen, doch vorbei war es nicht.

Nach einem weiteren heftigen Schlagabtausch war er es, der in die Knie ging. Sein Gegner riss sich den Helm vom Kopf und streifte den Kettenpanzer zurück. Kurzes graues Stoppelhaar kam darunter zum Vorschein. Sein Gesicht war kantig und verwittert wie ein Hackklotz.

Er streckte seinem Gegner die Hand hin, half ihm auf und nahm ihm dann die Übungswaffen ab. »Gut gemacht, Junge. Morgen um die gleiche Zeit?«

»Gern, Meister.« Es war wirklich Jahor. Sobald er den Helm abnahm und ihn auf einen Ständer hängte, von denen mehrere an der Wand aufgereiht waren, bestand kein Zweifel mehr.

Als er sich nun außer Atem umwandte, bemerkte er sie. Noréy ging zögernd auf ihn zu. »Du bist wirklich gut.«

»Danke«, erwiderte er und blies sich einige verklebte Haarsträhnen aus der Stirn. »Erste Stunde?«

Noréy nickte. »Ich weiß nicht, ob ich mich mehr oder weniger davor fürchten soll, nachdem ich euch gesehen habe.«

»Weniger«, erwiderte er entschlossen. »Es macht Spaß.« Er grinste, was auf den ersten Blick überheblich wirkte. Aber dann wurde ihr klar, dass er nicht spottete, sondern es wirklich so meinte.

»Trainierst du nicht mit den anderen?«

Er schüttelte nur knapp den Kopf, beugte sich ruckartig vor und ließ das Kettenhemd über Schultern und Kopf gleiten. Der wattierte Gambeson darunter triefte vor Nässe und wies hier und da Rostflecken auf.

»Wie lange übst du schon mit dem Schwert?«

»Von klein an, da war ich vielleicht vier oder fünf, denke ich.«

»Das erklärt, warum du so gut bist. Ich habe noch nie gekämpft, noch nie mehr in der Hand gehalten als ein Messer.«

Er legte den Kopf schief und musterte sie. Sein Blick drang mühelos durch ihre krampfhaft aufrechterhaltene Fassade, mit der sie versuchte, über den Tag zu kommen. Trauer und Heimweh, das erlaubte sie sich nur, wenn sie allein war. Jahor schien all das herauszulesen und zu verstehen. Ihm länger in die Augen zu sehen, bedeutete, dass ihr Schutzschild Schicht um Schicht dünner wurde. Mit ihm allein hätte sie das zugelassen, doch die anderen konnten jeden Moment auftauchen oder Meister Garyan aus der Waffenkammer zurückkehren, also musste sie stark bleiben.

Sie mied seinen Blick und verfolgte stattdessen glänzende Schweißperlen, die aus seinem Haar rannen, den Hals entlang und herunter

zum Rand des Gambesons, wo sie aufgesogen wurden. Seine Haut war sonnengebräunt.

»Niemand erwartet, dass du eine gute Fechterin wirst, Noréy. Dein lebendiger Schatten macht dich besonders. Ein Schwert halten kann jeder gewöhnliche Abrelrier.«

»Danke. Das sagst du doch nur, damit ich mich besser fühle.«

»Womöglich.« Winzige Lachfältchen vertieften sich an seinen Augen.

Nun erklangen Stimmen vom Flur her. Gordas laute Lache erkannte Noréy sofort. Jahors Haltung verlor alles Weiche, Kälte huschte durch seinen Blick. »Ich muss los, viel Glück«, sagte er, als hätte er es plötzlich besonders eilig. Das Kettenhemd über dem Arm, verschwand er durch einen zweiten Ausgang, den sie bis zu diesem Moment nicht bemerkt hatte.

Mit leisem Bedauern sah sie ihm nach. Gern hätte sie sich noch länger mit ihm unterhalten. Jahor hatte etwas an sich, das ihr wohltat. Es fühlte sich an, als würden sie sich schon viel länger kennen.

»Hier bist du!«, rief Gorda. »Wir haben dich gesucht.«

Noréy rang sich ein Lächeln ab. »Ihr wart plötzlich weg.«

»Wir haben uns auch fertig gemacht«, sagte Inesa und legte ihr einen Arm um die Schulter. »Na, bist du schon aufgeregter? Komm, wir suchen dir passende Schutzkleidung raus.«

Sie warteten ihre Antwort nicht ab, sondern bugsiierten sie in einen Nebenraum. Ein strenger Geruch hing in der Luft, der von den Reihen wattierter Tuniken verschiedener Größen ausging, die vermutlich nicht nach jedem Gebrauch gewaschen wurden. Auf dem Boden lag eine dicke Kräuterschicht, die den leichten Mief wohl überdecken sollte.

Gorda hielt ihr einen Gambeson hin. »Der dürfte passen. Rein da. Und verziehe das Gesicht nicht wie ein Frosch!«

Nun musste Noréy doch grinsen. Eilends entledigte sie sich ihrer

Tunika und ließ sich von Gorda in den Gambeson helfen, der sich mit vier Schnürbändern verschließen ließ.

»Das fühlt sich komisch an.« Noréy drückte und zog an dem Stoff, der mit einer dicken Schicht Wolle gestopft war. Ihr wurde sofort warm.

Auch Inesa und Gorda waren nun umgezogen. Inesa befestigte einen Gürtel um ihre Mitte.

»Wo sind denn die Kettenhemden?«

Gorda prustete. »Du meinst es ernst, was? Weißt du, wie schwer die Dinger sind?«

Noréy schüttelte den Kopf.

»Glaub mir, darauf kannst du in den kommenden Monaten noch verzichten, sonst kommst du die nächsten zwei Tage nicht mehr aus dem Bett.« Sie legte Noréy einen Arm um die Schulter. »Los, suchen wir dir ein Schwert aus.«

Als sie gemeinsam den Saal betraten, warteten bereits zwei weitere Mitschüler, die Noréy von den gemeinsamen Mahlzeiten kannte.

»Jona und Gogin«, stellte Inesa sie vor. Die Jungen waren beide erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt und stammten aus Sel Nedara. Es war ihr Glück gewesen, dass sie hier aufwuchsen. Sobald ihre Schatten erwacht waren, konnten sie einfach ihren Unterricht beginnen, ohne sich von ihren Familien trennen zu müssen.

»Dann sind wir vollständig?«, sagte Meister Garyan, der nun statt voller Kampfausrüstung eine einfache Tunika trug. Offenbar, um zu zeigen, dass von seinen jetzigen Schülern für ihn keine ernste Gefahr ausging. »Du bist Noréy, nicht wahr? Komm mal her.«

Einige Tage später

Die Sonne stand tief, und über dem Tal lag ein langer Schatten, der alles mit einem bläulichen Hauch überzog. Noréy hielt es nicht mehr mit Inesa, Gorda und Odo aus, die gar nicht genug davon bekamen, ihre schwarzen Begleiter in Schlangen zu verwandeln und sie über ihre Arme und Schultern kriechen zu lassen, während es Noréy nicht einmal gelang, ihren fest werden zu lassen.

Mittlerweile waren ihre Hände und Unterarme voller blutiger Kratzer, jede Fingerbewegung tat weh. Überall waren Krusten, die bei unbedachten Bewegungen aufrissen.

Seit ihrer Ankunft gab es jeden Tag Unterricht, der in unterschiedlichen Konstellationen abgehalten wurde. Am besten gefiel ihr bislang die Natur- und Kräuterkunde bei Meisterin Eline. Das Lernen fiel ihr leicht, und die natürlichen Zusammenhänge, die den anderen gar nicht auffielen, erschlossen sich ihr sofort. Es liege an ihrem Erbe als Zugehörige vom Waldvolk, meinte Meisterin Eline, und Noréy kam es vor, als öffnete sich ein Fenster im Haus ihrer Seele, von dessen Existenz sie nichts gewusst hatte.

Anders sah es mit der Schattenkunde bei Meisterin Aurora aus. Sie folgte dem Unterricht, so gut sie konnte, doch sobald es an die Praxis ging, kooperierte ihr Schatten nicht. Es war genau wie an dem Morgen, als er erwacht war. Er tat entweder nichts oder griff sie an.

Was ihr unter Toriks Anleitung gelungen war, wollte nicht wieder klappen. Als hakte etwas in ihr, und sie wusste nicht, was. Aurora schob es auf das Grauen, das hinter ihr lag, und riet ihr, sich Zeit zu lassen. Aber Zeit hatte sie nicht. Jede Nacht träumte sie von ihrer Mutter und wachte dann schweißgebadet auf. Sie musste zu ihr!

Für heute war der Unterricht zu Ende, und sie hatte Inesas Angebot, mit ihr an der Festigkeit ihres Schattens zu arbeiten, abgelehnt. Seitdem es ihrer neuen Freundin vor zwei Tagen gelungen

war, endlich ein gutes Ergebnis zu erzielen, schien sie davon beseelt, Noréy unterstützen zu müssen. Doch die wollte für heute nur noch alleine sein. Es war ihr alles zu viel.

Das blaue Land passte zu ihrer Stimmung. Es sah aus wie ein trauriges Gemälde. Der Wind heulte in den Wipfeln der Haarkiefern und klang dabei wie ein Klagelied, das selbst die Vögel zum Schweigen brachte.

Noréy hatte das Turmdorf durch das bergseitige Tor verlassen und war kurz einem breiteren Weg gefolgt, der zu den Ziegenweiden führte, bis sie einen steinigen Trampelpfad entdeckte. Der steile, holprige Boden erforderte ihre gesamte Aufmerksamkeit und verbot jegliche Grübeleien. An manchen Stellen bildeten die Wurzeln natürliche Stufen, an anderen waren sie von austretendem Wasser durchweicht und von glitschigen Flechten überzogen, die wie Schmierseife wirkten.

Noréy starrte konzentriert auf den Boden und wünschte sich dabei, Arboressea nie verlassen zu haben.

Sie sah sich im Geiste zurück an ihrem Webstuhl oder mit den kleinen Webbrettchen abends auf dem Dach der Werkstatt sitzen. Ihre Trauer in Muster verwandeln und wie eine zweite Haut am Leib tragen ... die Gräber von Reyto und ihrem Vater besuchen ... gemeinsam mit ihrer Mutter die Familientraditionen und die Weberei fortführen ... ach. Zusammen hätten sie es schon irgendwie geschafft, sich zusammengerissen für ihren Vater und Reyto.

Noréy atmete mit offenem Mund, das Herz schien ihr von der Anstrengung angeschwollen, die Brust zu eng. Sie musste stehen bleiben. Kurzer Schwindel überkam sie. Sie griff nach einer jungen Silberzirbe, die unter dem Ansturm des Windes zitterte, als fürchtete sie sich.

Zum ersten Mal auf ihrer kurzen Wanderung hob Noréy den Blick – und vergaß beinahe zu atmen. Der Rand! Sie konnte den Wilden Rand sehen! Wie ein flirrendes Band durchschnitt er die

Berge am Ende des langen Tals. Hin und wieder entwich ihm ein tiefes, rollendes Poltern, das bis in ihren Magen widerhallte. Sie hatte sich immer vorgestellt, dass dort Dunkelheit herrschte. Als wäre der Riss in der Welt der Geburtsort aller Schatten. Stattdessen flirrte die Luft, und gelegentlich erschienen Bänder in allen Farben des Regenbogens.

Noch war der Blick von vielen Bäumen verstellt, weiter oben musste er besser sein.

Entschlossen, sich das Spektakel in Gänze anzusehen, setzte sie ihren Aufstieg fort. Der Untergrund wurde immer felsiger, die Bäume spärlich. An ihre Stelle traten genügsame Büsche mit harten, kleinen Blättern, zwischen denen Zikaden und Grillen sirrten. Der Wind peitschte ungehindert durch violette und orange Blüten und fetzte ihren süßen Duft davon. Noréy lief gebeugt, die Augen zu Schlitzeln verengt, denn die Böen brachten auch Sand mit sich, den sie aus den Felsen geschliffen hatten.

Die steten Zickzacklinien des Pfades endeten so abrupt auf einem kleinen Plateau, dass Noréy überrascht stehen blieb. Hier gab es wieder vereinzelt Bäume, und dort, nur wenige Schritte von ihr entfernt, war jemand.

Die Haarfarbe ließ keinen Zweifel. Es war Jahor. Er kniete auf einem glatten Fels und drückte die Hände fest auf den Stein. Dabei hielt er das Gesicht zum Himmel gerichtet. In einem Schälchen neben ihm brannte etwas.

Seine Lippen bewegten sich. Betete er?

Wie er dort saß, erinnerte er an ein Gemälde. Eine Gestalt auf einem Felsen neben einem knotigen Baum, dahinter der flirrende Wilde Rand, unruhig, rasend, während der Mensch davor die Stille verkörperte.

Er beendete sein Ritual, indem er die Hände auf die Brust legte und sich verbeugte. Dann schien er plötzlich Noréys Anwesenheit zu spüren und drehte sich um. Sein Gesicht wirkte hart und

marmorkalt. Sie hatte ihn in einem verletzlichen Moment überrascht, das wurde ihr sofort klar.

»Noréy? Was willst du hier?«

Alles in ihr wollte umkehren und zurück zum Turmdorf laufen. Sie war hergekommen, um mit ihrer Trauer allein zu sein. Dem Gefühl hier oben, wo es niemand sah, Raum geben, damit sie später wieder stark genug wäre, um all ihre Kraft aufs Lernen zu konzentrieren. Wenn es ihr gelänge, beides fein säuberlich zu trennen, würde sie bestimmt auch endlich ihren Schatten bezwingen.

Plötzlich Jahor zu sehen, brachte sie völlig durcheinander. Einerseits wollte sie noch immer alleine sein, andererseits zog sie eine geheimnisvolle Kraft zu ihm hin. Seit ihrer Ankunft waren sie einander bis auf das eine Mal vorm Fechtunterricht nur noch flüchtig begegnet. Jahor bekam oft Einzelunterricht oder trainierte mit fortgeschrittenen Schülern. Sein Essen nahm er meist vor oder nach ihr ein.

Zögernd setzte Noréy einen Fuß vor den anderen, bis sie neben ihm stand. »Ich bin hergekommen, um allein zu sein«, beantwortete sie seine Frage. »Ich konnte ja nicht ahnen ... wenn ich dich störe, ich gehe sofort wieder.«

Sein Blick war schlagartig weniger feindselig. Ihren Wunsch nach Einsamkeit, den verstand er gut. »Nein, bleib nur. Ich bin fertig.«

Noréy fühlte sich dennoch wie ein Eindringling. »Ich will dich nicht vertreiben, Jahor, es ist dein Platz. Ich setze mich einfach dort drüben hin ... Du wirst mich gar nicht bemerken.«

Sie wählte einen großen, flachen Stein einige Schritte von ihm entfernt und setzte sich.

»Das hier ist nicht *mein* Platz«, sagte er nun weicher. »Die Berge gehören sich selbst. Das Land gehört sich selbst. Jeder darf hier oben sein.«

Noréy richtete ihren Blick zum Rand hin, in dessen flirrender Haut Geister zu tanzen schienen. Und vielleicht war der Rand ja genau das: eine Art Jenseits auf Erden.

Jahor leerte sein Schälchen und übergoss die glimmende Asche mit etwas Wasser. Es zischte und dampfte.

»Wie kann etwas so Böses nur so schön sein?« Noréy seufzte.

»Böse?« Jahor war aufgestanden und zu ihr getreten. Der Wind riss an seiner Kleidung und seinem Haar, was ihn verletzlich und stark zugleich aussehen ließ. Wie einen jungen Baum, der von jedem Sturm aufs Neue geprüft wurde und bestand, während alle anderen um ihn herum brachen.

Sie fragte sich unweigerlich, ob es auch an anderen Stellen seines sehnigen Körpers solche Narben wie in seinem Gesicht gab. Wer hatte ihm das angetan? War er deshalb so menschenscheu?

»Der Wilde Rand ist nicht böse. Das kann er gar nicht sein, denn er hat keinen Willen. Diejenigen aber, die ihn erschaffen haben ...« Er stockte, ballte die Hände zu Fäusten. Eine plötzliche, besonders heftige Bö ließ ihn straucheln.

Vielleicht war er doch nicht so stark, wie sie glaubte.

»Setz dich hin, sonst wirst du noch ...«

»Ich gehe.«

Seine Ablehnung versetzte ihr einen Stich, und ihr wurde mit einem Schlag bewusst, dass sie zwar hier hinaufgekommen war, um die Einsamkeit zu suchen, eigentlich aber gar nicht allein sein wollte. Seit der Begegnung auf dem Pass hatte sie das Gefühl, dass es ein besonderes, wortloses Verständnis zwischen ihnen gab. Aber vielleicht hatte sie sich das auch nur eingebildet.

»Bleib ... bitte!«, stieß sie hervor.

Er verharrte mitten in der Bewegung. Sah sich um, als befürchtete er, jemand könnte ihn dabei beobachten, wie er sich neben Noréy Incelo setzte. Einen Moment lang hatte sie den Eindruck, dass die Ablehnung, die er allem und jedem entgegenbrachte, eine Art Panzer war, der ihn davor schützen sollte, verletzt zu werden. Und Noréy spürte es ja selbst. Wenn die Trauer unerträglich wurde, begann auch sie, sich zu verschließen.

Seinen Blick aus dunkelgrauen Augen richtete er in die Ferne und sah dabei aus, als wäre er wütend auf sich selbst. Als sähe er es als Schwäche an, auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln und seinen Schutzwall ein wenig zu senken.

»Du wolltest etwas sagen. Über die Erschaffer von dem da.« Sie wies auf das Perlmuttschimmern im Abendlicht.

»Diejenigen, die das *verursacht* haben, nicht *geschaffen*, waren abgrundtief schlecht. Leute wie deine Vorfahren!«

»Meine? Die Incelos sind Weber, schon seit zig Generationen. Das kann nicht sein!«

»Kann es nicht? Magie wird vererbt, Noréy. Und so viel, wie du noch vier Generationen später davon in dir trägst, waren deine Ahnen wahnsinnig mächtig.«

»Und warum bekomme ich dann nicht einmal die einfachsten Übungen hin?«

Er seufzte und sah sie gefühlt zum allerersten Mal wirklich an. »Weil du es falsch angehst. Magie ist wie ein Netz. Du sagst, ihr seid Weber. Mach dir die Fähigkeiten zunutze, die du bei der Arbeit erlernt hast. Stell dir die Magie wie ein Geflecht vor. Du musst das Muster finden, das zu deinem Begleiter passt, und ihn damit umgeben. Kein Geschirr, um ihn einzuspannen und mit Gewalt zu lenken, sondern eines, das ihn umschmeichelt und einlädt. Wie ein Band.«

Noréy schüttelte den Kopf. »Warum kannst du es so viel besser erklären als die Meister im Unterricht?«

»Weil die Magie meiner Leute eine andere ist, Noréy.«

»Deine Leute, das sind die Mirakler, oder? Von denen habe ich vorher nie gehört.«

»Weil du nie aus Arboressea herausgekommen bist. In Abrelien gibt es viel mehr Völker als die großen drei. Aber sie sind rar, versprengt und ohne Einfluss. Da gibt es die Firnwäldler im Norden, zu denen Meisterin Aurora gehört, die Eridier in den Wüsten und hier im Westen uns Mirakler.« Traurigkeit huschte durch seinen

Blick, was ihr nur bestätigte, dass sein ruppiges Verhalten unmittelbar mit seiner Vergangenheit in Verbindung stand. Denn auch jetzt verhärtete sich sein Blick. »Jetzt versuch, deinen Schatten fest werden zu lassen, und denk an meine Worte.«

Sie sah ihn ungläubig an. »Hier ist keine Sonne, ich kann meinen Schatten kaum erkennen.«

»Dann Sorge dafür, dass du ihn erkennen kannst.«

»Aber wie?«

In einer ungeduldigen Geste strich er sich das Haar zurück. »Mach einfach und denk nicht so viel nach. Ihr seid eins!«

Wir sind eins, wiederholte sie in Gedanken und schloss die Augen. *Wir sind eins, komm raus. Zeig dich!* Sie hielt die Hand flach über den Stein, wie Torik es ihr gezeigt hatte. Dachte an festen, kühlen Samt. Dachte an ... *eine Bewegung!*

Sie öffnete die Augen ganz vorsichtig. Einen Schlitz nur. Ja! Da war etwas. Wie ein winziges Hermelin wand sich ein blauschwarzer Schemen unter ihrer Hand, rollte sich zusammen und wieder auseinander.

»Nun erschaffe das Band, das ihn hält«, drang Jahors Stimme leise zu ihr. »Und denk dran, es soll keine Kette sein, die ihn fesselt, sondern etwas, das ihn lockt, ihn umschmeichelt. Du bist Weberin, nutze dein Talent.«

Noréy schloss wieder die Augen. Sofort hatte sie das Webbrettchen im Sinn, mit dem sie die bunten Zierborten hergestellt hatte. So, wie ihre Familie und sie selbst ein eigenes Muster besaßen, so würde sie nun eines erfinden, das genau zu ihrem Schatten passte.

Sie wählte Silber und kühles Grün, etwas Rot. Dann entwickelte sich fast wie von allein ein Rhythmus. Grün als Grund, zackige Linien aus Silber, mal Dornen, mal federweiche Flügel, hier und da ein roter Punkt für den schwierigen, blutigen Anfang ... Das Band musste nicht wirklich gewebt werden, es entstand aus dem Zusammenklang von Seele und Herz. Die losen Fäden von Anfang und

Ende schmiegten sich um etwas von ihr, das wie ein Gefühl war. Eines, das sie bislang zu unterdrücken versucht hatte. Es tauchte auf wie ein schillernder Eisvogel aus einem See ...

»Da ist er«, sagte Jahor andächtig. »Sieh nur.«

Noréy konnte nicht länger die Augen geschlossen halten. Und da war er tatsächlich, ihr Schatten. Saß vor ihr wie eine Mischung aus Kätzchen und Hermelin, die Konturen zerfasert und unstet. Aber er war da.

Zögernd streckte sie die Finger aus. Er floss ihr entgegen, schmeichelte unter ihrer Hand hindurch, am Arm entlang und rollte sich neben ihr zusammen. Dann schien er langsam, aber zufrieden in den Stein darunter zu sinken.

Jahor sah sie aufmunternd an und bedeutete ihr mit einem Fingerzeig, den Schatten wieder hervorzulocken.

Dieses Mal war es einfacher. Sie zupfte an dem magischen Band, und er stieg erneut empor, ein wenig flatterhaft und zuckend, als fehlte ihm der Mut, mehr zu wagen. Noréy ließ ihn wieder los und atmete erleichtert aus. Sie hatte gar nicht gemerkt, dass sie die Luft angehalten hatte.

»Siehst du? Du kannst es doch. Und jetzt behaupte noch mal wer, du hättest keine Kraft.«

Seine Worte weckten ein unverschämtes Kribbeln in ihrem Bauch. »Es ist wie ein Lied, das man zu singen versucht, ohne es je gehört zu haben. Es kann nicht gelingen. Wenn man dann die Noten findet, geht es plötzlich ganz mühelos.«

Ihre Worte ließen Jahors Augen in einem hellen Grau strahlen. Jetzt, diesen winzigen Moment lang, hatte die Dunkelheit ihn aus ihren Fängen entlassen. Noréy fand ihn wunderschön und wünschte, er bräuchte seinen Panzer aus Ablehnung nicht, um sich sicher zu fühlen.

»Du hast mich gerettet«, sagte sie, und das Flattern in ihrer Brust wurde noch ein wenig heftiger.

»Das war doch nichts.« Er zuckte mit den Schultern.

»Red es nicht klein, Jahor. Danke.« Sie nahm all ihren Mut zusammen und legte ihre Hand auf seinen Arm. Sie wollte, dass er sie noch einmal ansah und ... und was? Wissen, dass die Dunkelheit nicht wieder zurückkehrte?

Aber sie war längst zurück.

Unter ihrer Berührung spannten sich seine Muskeln wie fest verzwirnter Stahl.

Jedes weitere Wort blieb ihr im Hals stecken, denn im gleichen Moment sprang Jahor auf. »Das hätte ich nie tun dürfen«, fauchte er, drehte um und hetzte auf den Pfad zurück, als wäre der wildeste Schattendämon hinter ihm her.

»Warte doch!«

Gleich darauf war er aus ihrem Blickfeld verschwunden, und sie hörte es nur noch poltern, als er bei seiner halbsbrecherischen Flucht Steine und Geröll lostrat.

Noréy blieb verdattert zurück. Sie verstand überhaupt nichts mehr. Was hatte sie denn Falsches getan? Die flüchtige Berührung? War es das?

Ich hätte dir nie helfen dürfen ... Aber warum nicht? Was sah er in ihr? Eine Feindin? Weil ihre Ururgroßeltern womöglich am Großen Krieg beteiligt gewesen waren? Das wären seine dann doch auch, wenn seine Aussage stimmte und alle, die jetzt noch Schattenmagie in sich trugen, von den Kriegern von damals abstammten. Und was konnte sie schon für etwas, das vier Generationen zurücklag?

Das war doch absurd! Vielleicht hatten die anderen recht, und es wäre das Beste, sich von Jahor fernzuhalten. Das vorherige Kribbeln in ihrem Bauch wandelte sich in bittere Galle.

Noréy richtete ihren Blick wieder auf den Wilden Rand, der wie ein Spiegel das Blutrot der Abendsonne reflektierte. *Er ist nicht böse.*

»Und du auch nicht«, raunte sie dem Schemen zu, der neben ihr beinahe scheu aus dem Felsen geschlichen kam.

Unsichtbar in der Schwärze verborgen, ertastete sie borstiges Fell, das mit einigen kleinen Stacheln versehen war. Genau wie sich ihre Seele nach Jahors überstürztem Aufbruch anfühlte. Widerpenstig, dornig und ein wenig gekränkt.

MAIGAR

Er hielt die Zügel locker in der linken Hand und lenkte seine Fuchsstute mit der kleinsten Fingerbewegung. Dass sie dabei tänzelte und kaum einen Schritt geradeaus lief, mochte für einen Fremden aussehen, als würde Maigar jeden Moment die Kontrolle verlieren, doch er kannte seine Stute gut genug, um ihr blind zu vertrauen. Zinda spielte sich gern auf und schien die Blicke der Menschen zu genießen. Sonst hätte er es auch nicht gewagt, die Zügel mit der schmerzenden Linken zu halten.

Auch heute trug er wieder einfache Kleidung, doch dieses Mal hatte er die Farben so gewählt, dass er nicht direkt einem Volk zuzuordnen war. Der seit dem Morgen unablässig fallende Nieselregen bot eine schlichte Erklärung für die Kapuze, in deren Schatten weder seine Haut- noch die Haarfarbe gut zu erkennen war.

Den Plan Arboreseas musste jeder angehende Wirker auswendig lernen, und so fiel es ihm nicht schwer, sich auch in Vierteln zurechtzufinden, die er üblicherweise nicht betrat. Das Weberviertel war eines davon. In der Familie Legiën kam der Kunde nicht zum Schneider, sondern der Schneider in das Anwesen und brachte gleich eine große Auswahl von Stoffen mit. Maigar sah sich neugierig um, und doch fehlte ihm die Konzentration.

Das Erlebnis auf dem Markt ließ ihm noch immer keine Ruhe, die Worte des Töpfers spukten ihm im Kopf herum. Noréy tot – das

konnte er nicht glauben. Er wusste nicht, woran es lag, aber er war sich sicher, dass er ihr Ende gespürt hätte. Und dann war da noch seine Tante Raluca, die glaubte, in seinem Traum die Geburt einer Schattenbändigerin zu erkennen.

Mit einem Gedanken und einer leichten Verlagerung seines Gewichts trieb Maigar seine Stute an. Ihre Hufe klapperten im flotten Trab über vor Nässe glänzendes Pflaster, und dann endlich, nur zwei Gassen weiter, konnte er den Torbogen zum Friedhof sehen.

Zwei Figuren, die Geschwistergötter Neltor und Neljanna, reichten sich über dem Tor die Hände. Eine Skulptur des Kriegsgottes Orrothan, auf sein Schwert gestützt, den Blick auf die Zwillinge gerichtet, stand daneben.

Maigar ritt mit geneigtem Kopf hindurch und lenkte seine Stute im Schritt durch den verwinkelten Hain. Das Waldvolk verbrannte seine Toten. Vielleicht, um mehr Platz für Bäume zu haben, dachte Maigar mit anerzogener Verachtung. Bäume gab es hier viele und dazwischen Stelen mit endlosen Namensreihen. Schnell fand er die Säulen, auf denen die Namen der letzten Toten verzeichnet waren.

Incelo, der Name stach wie eine Wunde ins Auge. Zwei Männernamen, doch Noréys las er dort nicht. Er fand noch zwei weitere Namenslisten, dann fühlte er sich so leicht, dass er beinahe lachen musste. Ihr Name stand nicht dabei.

Ihm war es Beweis genug. Sicher hätten sie ihren Namen dazugeschrieben, wenn sie mit Vater und Bruder gestorben wäre.

Maigar wendete seine Stute, und Zinda preschte durch das Tor ins Freie, als hätte sie nur auf diesen Moment gewartet.

Maigar hatte sich umgezogen und so viel Sorgfalt auf sein Äußeres verwandt, wie es seine Ungeduld zuließ.

Nun stand er wie ein gewöhnlicher Bittsteller vor der verschlossenen Tür von Ralucas Verwaltungszimmer und wartete darauf,

eingelassen zu werden. Er gab seiner kribbelnden Ungeduld nicht nach, die früher dazu geführt hätte, dass er Furchen in den Teppich gelaufen hätte.

Mittlerweile hatte er sich besser im Griff. Solche Kleinigkeiten waren wichtig, wollte er endlich aus dem Schatten seiner zweit-rangigen Herkunft heraustreten und sein eigenes Licht verbreiten.

»Herein«, klang es scharf.

Er öffnete die Tür und fand seine Tante an einem gewaltigen Schreibtisch sitzend. Sie sah nicht einmal auf. Schien zu spüren, dass er es war.

»Du willst mich sprechen, Neffe?«

Er verneigte sich, auch wenn sie es nicht sah. War sich sicher, dass sie es irgendwie spüren konnte. »Ja, Tante, ich habe Fragen.«

»Fragen also.« Sie legte ihre Schreibfeder zur Seite. »Setz dich. Wie geht es deiner Hand?«

Er nahm auf einem ungepolsterten Holzstuhl Platz, dessen Rückenlehne von derart opulenten Schnitzereien dominiert wurde, dass man nur kerzengerade darauf sitzen konnte. »Es schmerzt, aber die Wunde schließt sich. Meister Grimus sagt, ich bin bald so weit.«

»Neue Träume?« Noch immer sah sie nicht auf.

»Nein.«

»Du bist mehrfach nicht in deinen Gemächern gewesen«, sagte sie feststellend, und Maigar wurde erst jetzt bewusst, dass wieder sie die Fragen stellte und nicht er. Mit einem Hauch von Ärger in der Stimme erwiderte er: »Darum geht es. Ich habe Nachforschungen angestellt.«

Sie hielt inne und lehnte sich in ihrem bequemen Sessel zurück. Nun war ihm ihre Aufmerksamkeit gewiss.

»Ich war auf dem Markt, wo das Unglück passiert ist.« Im Detail berichtete er ihr, wie der Sonnenstein auf das Blut und die Kerben im Stein reagiert hatte.

Schleichend verfinsterte sich Ralucas Blick. »Und was schließt du daraus?«

»Es waren keine Menschen, zumindest keine gewöhnlichen. Was ist dort passiert, Tante? Ich bin mir sicher, dass du es weißt, und als dein Neffe wünsche ich, nicht mehr wie ein Bengel von der Straße behandelt zu werden, sondern wie ein Legiën.« Das war dreist, das wusste er selbst. Sein Herz pochte so irr, als wünschte es sich weit weg, doch Maigar reckte das Kinn und sah seiner Tante so fest in die Augen, wie sein Mut es zuließ.

Ralucas Mund kräuselte sich amüsiert. »Es geht also doch, Maigar. Aber dein kleines Kunststück reicht nicht, um in den inneren Kreis aufgenommen zu werden. Was bietest du mir noch?«

»Den Namen der Schattenbändigerin«, platzte er heraus.

Sie blinzelte. »Was willst du wissen?«

»Die Wahrheit über den Markt, was ist dort geschehen?«

Raluca strich mit der Hand über das Schriftstück vor sich. »Die Ermittlungen laufen noch, mein Junge. Aber soweit wir wissen, hat ein Schattenmagier es geschafft, eine Kreatur aus dem Wilden Rand herzuschaffen und in der Stadt freizulassen. Nicht in einem Außenbezirk, sondern gleich unter dem Wirkerturm im Herz der Stadt.«

»Warum dort?«

»Um unsere Unfähigkeit unter Beweis zu stellen, denke ich. Um zu zeigen, dass das Volk von der See nicht stark genug ist, Arboressea zu schützen. Gelingt es ihm noch einmal, wird sich das Volk auf den Straßen erheben.«

Sie sprach von Bürgerkrieg und blieb dabei so ruhig, als erwähnte sie beiläufig den Frühlingsbeginn, dabei schien sie ihn so genau zu beobachten, als könnte ihn ein falscher Atemzug verdächtig machen.

»Auf den Straßen wird geredet«, lenkte er ab. »Ein Mann sprach von einem Schatten. Ich verstehe nicht, warum überall behauptet

wird, es seien menschliche Fanatiker gewesen. Wofür oder wogegen sollen sie gekämpft haben?»

»Den Namen dieses Mannes, Maigar.«

»Ein Töpfer vom Waldvolk, keine Ahnung, wie er hieß.«

»Du wirst meinem Leibgardisten eine genaue Beschreibung geben, verstanden?«

Er nickte, ahnte, dass man dem Kerl sehr deutlich den Mund verbieten würde. »Warum ist das Ungeheuer aus dem Rand ein Geheimnis?«

»Warum? Denk nach, Maigar.«

»Weil es beweist, dass uns ein Fehler unterlaufen ist. Die Wirker hätten es vorher aufspüren müssen.«

»Wer dahintersteckt, will den Frieden Abreliens brechen. Die Drahtzieher erwarten wohl, dass wir bei ausreichend Druck die Macht abgeben, um nicht den Zorn Geedals heraufzubeschwören. Aber so leicht brechen wir nicht. Und wenn, dann wird es eine haushohe Welle sein, die alles unter sich begräbt.«

Ihre Worte jagten einen Schauer über seinen Rücken, aber schweigen würde er deshalb nicht. Nicht mehr. »Wo sind die Leichen?«

»Alle Toten, die zu verstümmelt waren, sind an einem geheimen Ort begraben worden.«

»Wie hießen sie?«

Raluca starrte ihn an, doch als er den Blick nicht senkte, zog sie einen Schlüssel vom Gürtel, schloss ihre Schublade auf und reichte ihm ein doppelseitig beschriebenes Papier. Er überflog die Namen und fand darunter Noréys Bruder und Vater – aber nicht sie. Das kurze Glücksgefühl flatterte wie ein verirrter Vogel durch seine Gedanken. »Sie lebt«, murmelte er und schob das Blatt zurück.

»Wer? Das Mädchen? War sie dort?«

»Ich ...« Plötzlich war er nicht mehr sicher, ob er ihren Namen nennen sollte. »Was hast du mit ihr vor?«

»Sie herbringen und befragen. Vielleicht kann sie uns Hinweise

auf den Schattenmagier liefern. Und wenn sie eine Bändigerin ist, dann ... dann muss Abrelien vor ihr und sie vor sich selbst geschützt werden.«

»Könnte sie zur Wirkerin ausgebildet werden?«

Raluca rieb sich über das Kinn, ihr Blick flackerte ganz kurz. »Du willst sie ins Licht holen?«

»Ja«, erwiderte er fest. »Ihr Name ist Noréy Incelo.«

NORÉY

In den nächsten Tagen stieg sie mehrfach auf den Aussichtspunkt, doch Jahor fand sie nicht mehr dort oben. Er tauchte auch nicht mehr zum gemeinschaftlichen Unterricht auf. Selbst das Essen nahm er ohne die anderen ein. Dabei hätte sie ihm so gerne gezeigt, wie gut es ihr dank seiner Hilfe inzwischen gelang, ihren Schatten zu bändigen.

Manchmal sah sie ihn von Weitem, wie er mit dem Fechtmeister den Schwertkampf übte. Es sah gefährlich und blitzschnell aus.

Sie selbst war noch lange nicht so weit. Gemeinsam mit Gorda und Inesa übte sie die Grundlagen. Den richtigen Stand, Schritte und Ausweichen. Auch Reitunterricht bei Meister Kalut gab es, und sie lernte nach und nach, dass Reiten aus mehr bestand, als nicht herunterzufallen.

Mit dem Falben hatte Torik ihr ein wirklich gutes Pferd ausgesucht. Der Wallach fürchtete sich weder vor Schattenkreaturen noch vor dem Klang von Schwert und Rüstung.

Aber wo war Torik? Jeder, der ihr bei einem wichtigen Schritt auf ihrem Weg half, schien gleich darauf vor ihr Reißaus zu nehmen.

Am heutigen Tag wurden sie von Meisterin Aurora unterrichtet.

Der Geschichtsunterricht fand in einem kleinen Zimmer in einem der oberen Geschosse statt. Das große Fenster stand offen. Warmer Wind fuhr herein und bewegte den Vorhang, sodass auf dem Boden ein heller See aus Sonnenlicht waberte.

Es fühlte sich merkwürdig an, nach den Tagen voller Angst hier zu sein und sich nicht zu fürchten. Selbst Noréys dunkler Begleiter war vom Feind zum Freund geworden. Dennoch hatte sie sich noch nicht allein bei Sonnenschein ins Freie gewagt. Für heute Nachmittag hatte sie es sich aber fest vorgenommen.

Noréy saß nicht bei den anderen fünf Schülern, sondern wartete an der Zimmertür auf Meisterin Aurora, um sie vor Unterrichtsbeginn abzufangen. Und da kam sie auch schon. In einem schlichten, langen Gewand aus hervorragendem, aber ungefärbtem Leinen. Sie trug eine breite, bestickte Binde um die Körpermitte und sah damit beinahe aus wie eine Arboressanerin. Das rote Haar fiel ihr in Wellen bis auf die Schultern, und in der Hand hielt sie eine aufgerollte Landkarte.

Als sie Noréy bemerkte, verlangsamte sie ihre Schritte.

»Hast du etwas auf dem Herzen, Noréy?«

Noréy dachte an Jahor, nickte dann aber doch. »Ja, Meisterin. Ich kann nicht klagen. Aber mir geht etwas nicht aus dem Sinn. Der Mann, der mich gerettet und hergebracht hat ... Torik. Er sagte, er würde nachkommen. Müsste er nicht längst hier sein?«

Bei der Erwähnung seines Namens wurde Meisterin Aurora ein wenig blass und ihr freundliches Gesicht glatt wie eine Fassade, die feine Risse bekam. »Er wird schon kommen.«

»Und wenn ihm etwas zugestoßen ist?«

»Einem Torik ren Hulme stößt nichts zu. Er ist eher etwas, das anderen zustößt.« Sie trat in das Unterrichtszimmer und ließ Noréy stehen, die ihr schließlich nachdenklich folgte und währenddessen versuchte, sich einen Reim auf das Gesagte zu machen.

Die beiden kannten sich, und zwar gut, so viel war ihr längst klar. Und es war etwas zwischen ihnen vorgefallen, das hatte Auroras Reaktion deutlich gemacht. Er bedeutete ihr viel, dennoch scheute sie seinen Besuch. Als könnte er eine alte Wunde aufreißen.

Noréy vertraute ihrem Urteil. Wenn sie sagte, Torik sei wohlauf, dann war er es ... irgendwo. Dass Noréy ihn nach der kurzen Zeit, die sie einander kannten, so sehr vermisste, irritierte sie selbst.

Sie setzte sich auf einen Stuhl nahe am Fenster, und ihr Schatten tropfte wie zähes Öl auf den Boden, wo er sich beinahe wie ein gewöhnlicher Schatten benahm. Er lag ruhig da, formte ihre verkürzte Silhouette auf den Holzdielen nach und wagte sich nur in den Fugen keck weiter vor zu Meisterin Aurora hin.

»Guten Morgen. Als Schülerinnen und Schüler, die am Kürzesten hier sind, werdet ihr euch heute mit dem Großen Krieg befassen ...«

Jenna unterdrückte ein leises Stöhnen, Inesa seufzte. Sie alle waren mit Geschichten über den Konflikt aufgewachsen, der eine Zeitenwende markierte und die Welt bis in ihre Grundfesten erschüttert hatte. Noréy konnte die Reaktion der anderen verstehen, dennoch war sie gespannt, was die Schattenbändiger darüber lehrten. Bestimmt hatten sie eine andere Sicht als die Lehrer damals in ihrer Schule, die alles, was mit Schattenmagie zu tun hatte, grundsätzlich verteufelten und zudem davon ausgingen, dass Schattenbändiger gar nicht mehr existierten.

»Nach dem Krieg wurden viele alte Schriften verbrannt. Urkunden, Karten – alles, was noch Hinweise darauf geben kann, welches der drei Völker den Krieg begonnen hat. Da nun alle gezwungen waren, eng zusammenzuleben, sollte es keine Schuldzuweisungen mehr geben. Und das ist gut so. Dennoch war die Vernichtung der Bibliotheken das zweite große Verbrechen, das auf unserem Kontinent stattgefunden hat. Denkt ihr nicht auch?«

Noréy nickte. Sie hörte zum ersten Mal von der Bücherverbren-

nung. Kein Wunder, dass so viele Fragen zur Vergangenheit ins Leere liefen.

»Manches Mal ging man so weit, auch die Geschichtsschreiber und Bibliothekare den Flammen zu übergeben. Das geschah wieder und wieder, bis es niemand mehr wagte, sich zu erinnern. Denn die neuen Fürsten des Landes hatten einen Weg gefunden, den Menschen in die Herzen zu schauen und jeden, der gegen die Doktrin handeln wollte, einzusperrten, bevor er seinen Plan in die Tat umsetzen konnte.«

Noréy sah sich nach den anderen um. Hatten sie all das schon gewusst? So interessiert, wie sie Aurora nun lauschten, scheinbar nicht.

Zu Noréys Füßen kräuselte sich ihr Schatten wie eine Wasseroberfläche im Wind. Sie streckte die Hand nach ihm aus, und er rieb sich einen Moment lang samtig dagegen, dann zog er sich wieder zurück.

Die anderen beachteten ihre steten Begleiter nicht besonders, sie hatten sich längst daran gewöhnt. Als die Meisterin nun die Karte ausrollte und aufhängte, war Noréys Aufmerksamkeit wieder ganz bei ihr.

»Was ihr nun seht, dürfte es eigentlich gar nicht geben, denn diese Karte entstand vor dem Krieg. Das Seevolk beherrschte den Norden, die Fjorde, fast alle Inseln und die Küsten im Westen. Die vom Wald, wie deine Vorfahren, Noréy, lebten entlang der Gebirge und fruchtbaren Täler überall dort, wo das Land von dichten Wäldern bedeckt ist. Dein Volk von der Ebene, Odo«, sie sah den Jungen an, dessen torfbraune Haut ein Erbe der Menschen war, die einst furchtlos unter der grellen Steppensonne zogen, »beherrschte alles dazwischen. Die weiten Handelswege und Oasen, die Wüsten und waldlosen Berge. Wir glauben, dass der Krieg unter den Reichen und Mächtigen aller Völker ausbrach, nicht unter den einfachen Leuten. Denn jeder Fürst verlangte für seine Wege Zoll, ganz gleich, ob auf dem Meer, in den Bergen oder durch die Wüste. Und

nie ist es solchen Leuten genug. Bald reichten ihnen die Zölle nicht mehr, und sie gierten danach, ihre Reiche zu erweitern. Es begann mit kleinen Scharmützeln, Grenzstreitigkeiten. Stellt es euch vor wie viele kleine Funken überall in Abrelien. Einzelnen sind sie schnell gelöscht, doch wenn sie sich verbinden, erwacht ein Feuersturm, der die Macht hat, alles zu vernichten. Über die Jahre wurden aus kleinen Überfällen Kriege, und die Herzen der Menschen verhärteten sich. Jeder begann, seinen Nachbarn zu hassen, denn alle litten.

Die reichen Fürsten erkaufte sich die Dienste von Schattenbändigern und Kriegern und entsandten sie gegeneinander. Die Schlachten wurden immer größer, brutaler und häuften sich, bis der Kontinent nicht mehr wiederzuerkennen war und die Götter schließlich einschritten. Sie mahnten die Fürsten, das Schlachten zu beenden, doch sie wollten nicht hören.«

Noréy konnte es nicht glauben. »Sie haben den Göttern widersprochen?«

»Ja, ihr Stolz war so groß. Kaum zu glauben, nicht wahr? Stattdessen boten alle nun ihre besten Krieger und Schattenritter auf. Jeder wollte in einem letzten großen Schlag den Sieg erringen. Doch etwas ging gehörig schief. Es war zu viel Magie, viel zu viel. Die Erde riss auf, und dann kehrten die Götter zurück, nahmen diesen Riss, weiteten ihn, zogen ihn in die Länge, bis er ganz Abrelien von Nord nach Süd entzweite. Hinein gaben sie all die Magie, die von den Kontrahenten entfacht worden war, und ließen sie lebendig werden. Der Wilde Rand mit all seinen Schrecken war geboren.«

Sie musterte ihre Schüler.

Noréys Herz fühlte sich klamm und klein an. Sie musste wieder an Jahors Worte denken. »Also waren es wirklich die Schattenbändiger, die alles zerstört haben?«

»Es gibt weit mehr magisch Begabte als die Schattenbändiger, aber ja, wir haben unseren Teil dazu beigetragen. Doch wir werden es auch sein, die eines Tages die Welt heilen, daran glaube ich

ganz fest! Denn die Feuergöttin Geedal hat uns eine Prophezeiung hinterlassen. Eines Tages werden vier junge Krieger kommen, Schattenbändiger wie ihr, und sie werden korrigieren, was ihre Ahnen zerstört haben. Einer von jedem Volk und einer ohne Volk, so steht es geschrieben.«

Einer von jedem Volk und einer ohne, wiederholte Noréy andächtig in Gedanken. »Was soll das bedeuten, einer ohne?«

Inesa räusperte sich. »Vielleicht ein Findelkind oder jemand mit gemischten Vorfahren.«

Die Meisterin nickte zufrieden. »So könnte es in der Tat gemeint sein. Unsere Schule, die letzte ihrer Art, hat sich auf die Fahnen geschrieben, magiebegabte junge Menschen aufzuspüren und sie in den alten Künsten auszubilden, in der Hoffnung, eines Tages jene zu finden, die von der Göttin erwählt wurden. Es könnte also einer von euch sein, oder mehrere.« Sie zwinkerte, als wären sie alle Teil einer Verschwörung.

Aber sollte es dann nicht mehr Schulen geben?, überlegte Noréy, doch noch im selben Moment wurde ihr klar, dass Schattenbändiger im Rest Abreliens als Feinde der Menschen galten. Selbst ihre eigene Mutter verstand die besonders starken Schatten der Familie als eine Art Strafe für die Verbrechen ihrer Ahnen.

Und ich? Was bin ich dann in ihren Augen? Noréy glaubte mittlerweile nicht mehr daran, dass alle Schattenbändiger Ziele verfolgten, die das friedliche Leben der Menschen gefährdeten. Vielleicht war das zur Zeit des Großen Krieges so gewesen, doch damals hatten alle Seiten auf deren besondere Kräfte gesetzt. Wenn sie nach Arboressea zurückkehrte, würde sie es ihrer Mutter erklären. Und sie zweifelte nicht daran, dass diese ihrer eigenen Tochter eher glauben würde als der Propaganda.

Und doch blieben leise Zweifel. Ihre Mutter könnte sie auch davonjagen oder in ihr das gleiche Übel vermuten wie jenes, das ihr Mann und Sohn genommen hatte.

»Aber wenn die Schattenbändiger Abrelien heilen könnten, sollten die Fürsten dann nicht nach ihnen suchen?«, meldete sich nun Jenna.

»Leider nein. So leicht ist es nicht, denn es gibt auch heute noch Mächtige, die von der Situation, wie sie ist, profitieren. Überleg doch mal. Alle Menschen leben konzentriert in befestigten Siedlungen, ein erzwungener Friede. Niemand, der aus der Reihe tanzt ...«

»Es verleiht den Fürsten mehr Kontrolle«, sagte Odo nachdenklich. »Und der Frieden besteht nur, weil die Leute mehr Angst als Verstand haben. Den Hass aber gibt es nach wie vor.«

Noréy musste an Arboressea denken, wo es selbst in den Handwerkervierteln noch einzelne Bereiche für jedes Volk gab. Wo Mischehen so verpönt und abwegig waren, als erklärte man, eine Ziege heiraten zu wollen. Nein, der Hass saß tief, auch wenn er nicht ausgesprochen wurde und unter dem Deckmäntelchen höflicher Floskeln verschwand. Warum wunderte sie dann Jahors Ablehnung so sehr, und warum ... warum dachte sie jetzt schon wieder an ihn?

»In Sel Nedara hat der Hass keinen Platz«, verkündete die Meisterin nun mit fester Stimme. Und recht hatte sie. Dieser Ort war besonders. Hier lebten alle als echte Gemeinschaft, und Noréy hatte es vom ersten Moment an nicht infrage gestellt. Sel Nedara verprühte seine ganz eigene Magie. Die Menschen in dem Turmdorf waren hier, weil sie von den Schatten geeint wurden, nicht, weil sie keine andere Möglichkeit hatten.

Aber stimmte das auch? Hatte Noréy wirklich eine Wahl?

Nein. Denn es gab kein Zurück nach Arboressea, ganz gleich, wie sehr ihre Sehnsucht danach verlangte, sich auf ihr Pferd zu setzen und so lange durch die Steppe zu reiten, bis sie die äußere Lichtmauer vor sich sah.

Ihr Platz war hier und würde es bleiben, bis sie alles gelernt hatte, was nötig war, um ihre wahren Fähigkeiten zu verbergen.



NORÉY

Noréy hatte ihren Falben von der Weide geholt. Zum ersten Mal war er nicht vor ihr davongelaufen, sondern auf sie zugekommen. Sie hoffte, dass es an ihr lag, aber vielleicht wusste er mittlerweile auch einfach, dass sie immer ein paar Stückchen trockenes Brot in den Taschen ihrer Tunika hatte.

»He, du Schöner«, wisperte sie in seine gespitzten Ohren. »Wir werden lernen, einander zu vertrauen. Und ich verspreche dir schon jetzt, alles zu tun, um nicht mehr wie eine eckige Kiste auf deinem Rücken herumzupoltern.«

Sie legte ihm ein Halfter an und gab ihm noch ein Stückchen Brot. »Wie gefällt dir der Name Aleo? Er bedeutet *geschwind* in der alten Sprache.«

Er schnaubte leise, als würde er ihr zustimmen.

Folgsam lief er hinter ihr her zum Turmdorf, während in der struppigen Wiese neben ihnen Noréys Schatten zwischen den schmalen Blättern entlanghuschte. Aleo beobachtete ihn genau, schrak aber nicht zurück.

Es fühlte sich noch immer merkwürdig an, am helllichten Tag im Freien herumzulaufen. Noréys Nase und Wangen schälten sich von

der vielen Sonne, und aus den fünf blassen Sommersprossen war ein ganzes Heer geworden. Von der typischen Blässe der Waldleute war fast nichts mehr geblieben.

Heute lag ungewöhnlich viel Staub in der Luft. Es war Erntezeit, und jene Bewohner Sel Nedaras, die nicht direkt zur Schule gehörten, droschen das Korn. Mittlerweile kannte Noréy fast jeden der Einwohner zumindest vom Sehen. Und ein jeder von ihnen besaß einen lebendigen Schatten. Für Noréy war das noch immer eine überwältigende Vorstellung. Allerdings war es ein Unterschied, ob jemand einfach nur einen erwachten Schatten besaß oder auch zum Schattenbändiger taugte, das hatte sie schnell herausgefunden.

Sie wusste noch nicht, ob sie froh sein sollte, dass in ihr Magie schlummerte – und dann auch noch ungewöhnlich viel davon. Denn das bedeutete, dass ihre Ausbildung lange dauern würde und die Rückkehr nach Arboressea weit in die Ferne rückte. Aber es würde ihr auch das nötige Rüstzeug geben, um nach dem Mörder ihres Vaters und ihres Bruders zu suchen und eine Auseinandersetzung mit dem Täter womöglich sogar zu überstehen. Gemeinsam mit Torik natürlich, der angeblich in der Nähe der Schule war und nach dem sie unbewusst Ausschau hielt, sobald sie den Turm verließ. Zwei Tage zuvor war er von einem Händler Sel Nedaras nahe des Wilden Randes gesehen worden.

Im Hof angekommen, putzten und sattelten Noréy und fünf andere Schüler ihre Pferde. Wieder fehlten die ältesten, die ihren Unterricht mit einzelnen Paten fortführten.

Seit dem Geschichtsunterricht am Vormittag hatte Noréy das Gefühl, endlich zu wissen, was die letzten Schattenbändiger in Sel Nedara taten: Sie suchten nichts Geringeres als ein Heilmittel für die Welt.

Einige der Schülerinnen und Schüler waren also womöglich Teil einer Prophezeiung. Gehörte sie etwa selbst dazu? Torik war der Überzeugung, sie sei überdurchschnittlich begabt. Und ja, es

stimmte, sie lernte schnell. Nun, da sie den Dreh erst einmal raus hatte, konnte sie ihren Schatten beinahe mühelos von der zweiten in die dritte Dimension heben. Aurora sprach schon davon, Noréy bald zusätzlich allein zu unterrichten, sobald sie sich sämtliche Grundlagen angeeignet hatte. Noréy fieberte diesem Tag jetzt schon entgegen und verbrachte die Nachmittage oft mit Lernen.

Die Vorstellung, sie selbst könnte von der Göttin Geedal auserwählt worden sein, schien Noréy bislang jedoch zu abstrakt. Was für eine Verantwortung das mit sich brächte!

Sie hatte sich dennoch vorgenommen herauszufinden, wie diese Heilung Abreliens vor sich gehen sollte. Der Wilde Rand mit all seinen Schrecken musste verschwinden, das war klar. Dadurch würde es auch keine dunklen Bestien mehr geben. Aber bedeutete es auch, dass die Schatten nicht mehr erwachten? Auf jeden Fall wären die Menschen nicht mehr gezwungen, wie Gefangene in den viel zu engen Mauern der Städte auszuharren. Sie könnten wie einst weit über das Land verteilt in Dörfern wohnen. Könnten am Tage reisen und sich ohne Angst die Welt ansehen. Es gäbe wieder Schifffahrt und Reisen über das weite Meer. Und zwar für jeden Menschen, nicht nur für die wenigen, die ihren Schatten bändigen konnten.

Noréy seufzte und bürstete kräftiger über Aleos Rücken, woraufhin der Wallach wohligh zu grunzen begann und ulkige Bewegungen mit dem Maul machte. »Wie es auch kommt, mein Großer, wir werden alles tun, um die Menschen von Geedals Fluch zu befreien«, sagte sie, während sie sich zum Hals vorarbeitete.

Noréy hatte sich gleich vorgenommen, jeden zu unterstützen, der von der Göttin Geedal auserwählt worden war. Wenn sie nur ein klein wenig zur Heilung der Welt beitragen könnte, damit Blutbäder wie das auf dem Markt nicht mehr geschahen, war das alle Mühe wert.

Doch davon war sie noch meilenweit entfernt. Vorerst war schon das Satteln ihres Pferdes eine Wissenschaft für sich.

Aleo war ein ungeduldiges Tier, sodass Noréy meist schon schweißgebadet war, wenn sie in den Sattel stieg.

»Worüber denkst du nach?«, meldete sich nun Inesa zu Wort.

Noréy zuckte zusammen. Sie hatte völlig vergessen, dass ihre Freundin gleich neben ihr stand und ihre Stute bereit machte.

»Alles Mögliche.«

»Du bist so leise, dass man deine Gedanken durcheinanderpurzeln hören kann. Es ist die Prophezeiung, nicht wahr?«

»Stimmt. Es will mir nicht in den Kopf, warum nicht ganz Abrelien nach den vier Menschen sucht, die die Welt verändern können, und stattdessen alles verdammt, was mit den Schatten zu tun hat. Ich wusste vorher gar nicht, dass Schattenbändiger überhaupt noch existieren!«

»Na, wenn sie den Riss verursacht haben, kein Wunder.«

»Aber es waren doch nicht alle böse. Außerdem hat Geedal mit dem Riss alle Völker bestraft, nicht nur eines. Und vor allem nicht nur die magisch Begabten. Wären nur die Schattenbändiger schuld gewesen, hätte der Fluch sie allein getroffen. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass alle gemeinsam Schuld tragen.«

»Das ist die Wahrheit, die sie uns hier beibringen«, gab Inesa zu bedenken.

»Du meinst, unsere Lehrer wollen ihre Schuld relativieren?«

»Jeder erzählt die Vergangenheit so, wie sie ihm selbst am besten taugt.« Inesa saß auf, während Noréy noch versuchte, ihrem zappeligen Aleo das Zaumzeug anzulegen. Sobald der Zügel über seinen Kopf gestreift war, wollte er bereits losmarschieren und scharrte ungeduldig mit dem linken Huf. »Dummkopf, so geht es auch nicht schneller.« Noréy schob ihn mit der Schulter zurück in die Ausgangsposition und begann von vorn. Dieses Pferd brachte ihr bei, wie wichtig Geduld war.

»Mir kommt es vor, als hätte sich in den vergangenen hundert Jahren nichts geändert. Der Plan der Götter ist schiefgegangen.

Der erzwungene Friede hat nicht dazu geführt, dass die Menschen einander verzeihen oder wieder lernen, miteinander auszukommen. Ganz Arboressea besteht aus Grenzen, Mauern und unterschwelligem Hass. Ich wünschte, es wäre überall wie hier!«

»Und ich wünschte, die Prophezeiung wäre längst in die Tat umgesetzt.« Inesa grinste und sah zu, wie Noréy in den Sattel stieg. »Aber niemand hört auf mich, so ist das eben.«

Mit einem Schnalzen trieb sie ihre Stute an. Seite an Seite erreichten sie das staubige Fleckchen, auf dem der Reitunterricht stattfinden würde. Genau in diesem Moment ratterten zwei weitere Karren vom Feld zum Dreschplatz. Sie waren so hoch mit Garben beladen, dass es aussah, als könnten sie jeden Moment umfallen.

In Noréys Magen erwachte ein nervöses Kribbeln, wie immer, bevor Meister Kalut den Platz betrat. »Ich wünschte, ich könnte auf dem Feld mithelfen, statt zum Unterricht zu müssen.«

»Du hast noch nie gedroschen, oder?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Reiten ist nichts dagegen. Und deinem Pferd ist auch nicht damit geholfen. Kopf hoch, Noréy, du bist schon viel, viel besser geworden.«

Sie nickte. Inesas Zuspruch war wie Balsam für die Seele, und doch bestand kein Zweifel daran, dass sie sich die Reiterei hart erarbeiten musste, während ihr die Schattenlehre nur so zuflog.

Ihr Lehrmeister Kalut, ein kleiner, sehniger Mann mit krausem Haar und einer Adlernase, so o-beinig und wettergegerbt, als hätte er den Großteil seines Lebens im Sattel verbracht, ließ sie in allen drei Gangarten Figuren reiten und schimpfte dabei wie ein Rohrspatz. Die Zeit schien sich endlos zu dehnen, während Noréy sich fühlte, als würde ihr die Kraft ausgesaugt.

»Spannung, Spannung, ihr lenkt die Pferde mit dem Körper, nicht mit den Zügeln, bei den Göttern!«, rief Kalut so oft, bis ihre Beine sich anfühlten, als würde etwas tief in ihnen vibrieren, bis sie taub wurden. Dann endlich war der anstrengende Teil vorbei.

Völlig erschöpft ritten sie am Ende des Unterrichts ihre verschwitzten Pferde trocken, als Noréy aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Jahor!

Er ritt aus dem bergseitigen Tor, als würde er sich davonschleichen. Das flaue Gefühl in ihrem Magen verriet ihr auch, vor wem. Aber so leicht würde er ihr nicht entkommen. Sie wollte endlich wissen, was sie Falsches getan hatte, um ihn derart zu verärgern ... oder zu kränken. Aus diesem Kerl wurde doch niemand schlau.

Er verschwand zwischen bläulich schimmernden Haarkiefern, deren unterarmlange Nadeln wie Vorhänge herabgingen.

»Mein Pferd ist trocken«, verkündete Noréy. Ihr Falbe war im Gegensatz zu den Pferden der anderen weit härtere Ritte gewohnt und erholte sich schnell.

Sie lenkte ihn an dem alten Kalut vorbei, der Aleo aus zusammengekniffenen Augen musterte und schließlich so zackig nickte, als versuchte er, mit seinem spitzen Kinn Holz zu spalten. »Ein prächtiges Pferd hast du da, Mädchen. Wenn du so gut reiten könntest, wie er es verdient ...« Er schnalzte abfällig, und damit war sie für heute aus seinem Raubvogelblick entlassen.

Noréy versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, dass sie noch andere Pläne hatte, und ritt durch das Südtor ins Turmdorf. Sobald sie im Inneren war und damit außer Sicht, trieb sie ihr Pferd an. »Tut mir leid, Aleo, heute dauert es länger.«

Er reckte den Kopf, trabte mit leisem Widerstreben am Stall vorbei, und im Nu waren sie durch das bergseitige Tor hindurch wieder im Freien. Sofort erkannte Noréy Jahors Spur. Nur sein Pferd hatte so große Hufe, und nur eine Spur auf dem Weg war deutlich zu erkennen, da der Nachtwind den Sand glatt gestriegelt hatte. Vor Aufregung wurde ihr das Herz ganz leicht. Sie würde Jahor finden.

Über ihr sirrten die bläulichen Vorhänge der Haarkiefern. Der sandige Boden war mit Rindenstückchen übersät, und in der Luft

hing Harzduft, den die Hitze des Tages aus den Bäumen gesogen hatte.

Schon vom ersten Moment an hatte Noréy sich in die Trockenwälder von Gralis' Zinnen verliebt. Diese Landschaft sprach zu ihr, fühlte sich vertraut an wie ein Freund aus Kindertagen, den sie nun wiedertraf. Dabei hatte sie nie zuvor Zeit in einem richtigen Wald verbracht. Sie kannte nur die Stadt mit ihren gepflasterten Straßen, Steinbauten und hohen Mauern.

Ihre Seele atmete den Wald. Aber wunderte sie das? Schließlich gehörte sie zu den Waldleuten. Keines der Völker in der Hauptstadt und den anderen befestigten Orten Abreliens lebte in seinem Element. Der Stein der Städte zwang sie alle zusammen wie ein Korsett, dessen Schnürung nie gelockert, sondern mit jedem Atemzug einen Hauch enger gezogen wurde. Unweigerlich würden sie irgendwann an der Enge ersticken.

Ob die Götter sie auf diese Weise bestrafen?

Noréy sog die würzige Waldluft so gierig ein, als wäre sie eine Medizin. Tief in ihr wurde etwas heil, von dem sie nicht gewusst hatte, dass es krankte, ehe sie Arboressea verlassen hatte. »Wenn du das sehen könntest, Mama«, sagte sie leise, und Aleo spitzte die Ohren in ihre Richtung.

Sonnenstrahlen fielen ungefiltert von künstlichem Nebel auf sie herab. Das Spiel von Licht und Schatten war wie eine Geschichte, die ständig neu erzählt wurde und derer sie wohl nie satt würde.

Der Weg führte zwischen hohen Sandsteinfelsen hindurch, die der Wind zu bizarren Formen geschliffen hatte. Es gab Wellen und Täler, was ihr Maigar in Erinnerung rief. Er gehörte dem Seevolk an, einer Nation, die das Meer nur noch im Namen trug. An den Küsten war der Wind zu stark für künstlichen Nebel, und die Sonne brannte ungehindert vom Himmel. Wenn er die Möglichkeit hätte, am weiten Strand zu stehen und dem Wellenspiel zuzusehen, würde es ihn auch so glücklich machen?

Noréy kam es wie Verrat vor, dass sie sich trotz der bleischweren Trauer in ihrer Seele leicht fühlte. Dass der Wald wie Balsam war, den sie nicht verdient hatte.

Ein lautes Schnauben ließ sie zusammenzucken. Aleo tat einen Satz zur Seite, und sie saß plötzlich vor dem Sattel auf seinem Hals.

»Halt! Halt!« Sie zerrte an den Zügeln, besann sich dann eines Besseren und lenkte ihr Pferd stattdessen in einen engen Kreis. Der Falbe blieb tatsächlich stehen und glotzte den beiden Waldantilopen nach, die sich mit hohen Sprüngen entfernten. Dabei stand er stocksteif, jeden Muskel angespannt, als wäre er aus Stein gehauen.

Hitze wusch durch Noréys Körper. Ihre Knie waren weich, die Hände zitterten, doch sie war oben geblieben. Vorsichtig setzte sie sich zurück in den Sattel, ignorierte den beißenden Schmerz zwischen ihren Beinen und klopfte Aleo den Hals. »Guter Junge.«

In einem lauten Schnauben entlud sich die Erregung des Pferdes und verpuffte, als wäre nie etwas geschehen.

Noréy ritt im Schritt weiter. Im Gegensatz zu Aleo brauchte sie eine Weile, sich von dem Schreck zu erholen.

Der Wald lichtete sich zu einem weiten, grünen Tal, in dessen Mitte ein See schimmerte. Schilf säumte die westliche Hälfte und schimmerte windbewegt und silbrig. Im Osten war blanker Fels, der langsam anstieg. Wassermarken auf dem Stein zeigten an, dass der See im Frühjahr viel höher war.

Deshalb wuchsen im Tal vermutlich auch keine Bäume, sondern nur Gras, das noch immer grün und saftig war.

Dort, zwischen den letzten Büschen, stand Jahors Pferd, doch von ihm selbst fehlte jede Spur. Noréy lenkte Aleo zu dem Braunen, stieg ab und band die Zügel locker an einen Busch. »Warte brav hier«, flüsterte sie ihm zu.

Jahor würde den deutlich sichtbaren Wildpfad genommen haben, der sich durch hüfthohes Gras wand. Unter ihren Füßen gab der Boden nach. Er war zwischen den Halmen mit dicken, feuch-

ten Moospolstern bedeckt, die bei jedem Schritt ein schmatzendes Geräusch von sich gaben.

So eine Landschaft, so satt und grün, hatte sie bislang allenfalls auf Gemälden gesehen und sie sich doch nie richtig vorstellen können. Nun war sie wie berauscht vom süßen Duft des Grases, dem Gefühl, die Halme durch ihre Finger gleiten zu lassen, und all dem Piepsen, Sirren und Zwitschern. So viel Leben! Es war überall.

Sie erreichte eine kleine Kuppe, die bei hohem Wasser wohl als Insel aus einer sumpfigen Wasserfläche ragte. Hier wuchs ein dichtes Gestrüpp aus Weiden.

Tiefe Fußabdrücke zeichneten den Weg vor, den Jahor genommen hatte. Und dann sah sie ihn. Er kauerte hinter einem dichten Busch Schilfrohr und beobachtete einen kleinen Trupp hellbrauner Antilopen, die Noréy noch nie zuvor gesehen hatte. Die Tiere grasen friedlich am Ufer und zogen Sumpfpflanzen aus dem Wasser.

Mit ihren gestreiften Beinen und den kurzen, elfenbeinfarbenen Hörnern waren sie wunderschön. Noréy kniete sich andächtig hin und legte die Hände auf den Boden, als könnte sie auf diese Weise noch tiefer in das Erlebnis eintauchen.

Jahor war so unbeweglich, als wäre er mit dem Land verschmolzen. Dann machte er eine kleine, kreisende Bewegung mit der Hand. Silbergrau floss Schatten aus seiner Haut und schlüpfte ins Gras. Schlangengleich wand er sich durch die Vegetation, näher und näher an die Wildtiere heran.

Was tat Jahor da? War es ein Test, wie weit er seinen Schatten von sich fortsenden und trotzdem noch kontrollieren konnte?

Eine Schlange hätte das Gras in Bewegung versetzt. Sein Schatten mit der seltsamen gräulichen Farbe aber floss einfach um die Halme herum. Wie ein feiner Nebel, ganz flach und dünn, näherte er sich den Antilopen.

Noréys Herz klopfte schneller und schneller.

Jahor machte eine scharfe Handbewegung. Fast im selben Mo-

ment schnellte der Schatten in die Höhe, ballte sich zusammen und stürzte sich auf einen jungen Bock. Der Rest der Herde floh in Panik.

Noréy begann zu schreien. Sie war zu keinem klaren Gedanken mehr fähig. Die Erinnerung brach über ihr zusammen wie ein Wall. Es gab kein Entkommen. Jahors Schatten wurde eine Bestie wie auf dem Markt, würde sie zerfetzen!

Sie kauerte sich zusammen. Es war, als müsste sie aufs Neue zusehen, wie ihr Vater und Reyto ermordet wurden. Und sie hielt es nicht aus. Der Schmerz riss an ihrer Seele, als würden die Schattenklingen sich auch in sie bohren. Sie meinte, warmes Blut auf der Haut zu spüren, und krümmte sich zusammen. Dann ...

Eine Berührung. Jemand hatte sie fest an der Schulter gepackt und zog sie nun ein wenig grob in eine aufrechte Position. Es war Jahor. Er wirkte blass, erschrocken. »Noréy, was ist denn? Bist du von einer Schlange erwischt worden? He, Noréy! Sieh mich an!«

»Keine ... Keine Schlange«, stotterte sie.

Er schien nicht überzeugt, kniete vor ihr, drückte auf ihren Knöcheln herum und schob hektisch die Säume ihrer schmalen Hose hoch. Dünne, roséfarbene Narben, sonst nichts.

Mit einem erleichterten Ausatmen erhob er sich. »Was machst du hier? Bist du mir gefolgt?«

Sie sah ihm an, dass er ihr keine Ausrede glauben würde. »Ja.«

Er streckte ihr die Hand hin. »Komm hoch, ich muss mich um das Wild kümmern.«

»Wo ist dein Schatten?«

»Bei mir«, erwiderte er knapp.

Sie musterte ihn, konnte den grauen Schemen aber nirgends entdecken, obwohl die Sonne noch immer hoch am Himmel stand und ihr eigener Schatten zu ihren Füßen pechschwarz war.

»Hast du noch nie jemanden mit seinem Schatten jagen sehen? Hast du deshalb so geschrien?«

Sie nahm seine Hilfe an, und er zog sie mühelos auf die Beine.
»Es kam alles zurück. Ich war wieder auf dem Markt, wo meine Verwandten ermordet wurden.«

»Oh. Das ... Das tut mir leid«, murmelte er und wandte sich dann von ihr ab.

Noréy stand kalter Schweiß auf der Stirn, ihre Hände fühlten sich klebrig an, und noch immer war sie ein wenig wackelig auf den Beinen.

Zögernd folgte sie Jahor, denn jetzt davonzulaufen, wäre feige gewesen. Sie wollte nicht für immer von dem Grauen auf dem Marktplatz verfolgt werden.

Die Antilope lag genau da, wo sie angegriffen worden war. In ihrer Panik hatte Noréy gemeint, sie würde zerfetzt, dabei gab es nur einen winzigen Einstich in der Flanke, genau über dem Herzen. Das Gras sorgte dafür, dass kaum Blut zu sehen war.

Noréy atmete ein paarmal ein und aus, bis sie sich wieder besser fühlte, dann lief sie zum Ufer des Sees, hockte sich hin und schöpfte Wasser. Es war angenehm kalt. Sie tauchte die Hände tief ein und wusch sich das Gesicht.

Als sie sich schließlich umdrehte, stand Jahor mit nacktem Oberkörper neben der Antilope und hielt eine kleine, scharfe Klinge in der Rechten. Mit der Linken zog er das tote Tier ein Stückchen vom Wasser fort. Die Muskeln in seinem sehnigen Rücken spannten sich an, arbeiteten. Doch etwas an dem Anblick stimmte nicht. Manche dieser Muskeln wirkten irgendwie ... *falsch*. Ein anderes Wort fiel Noréy nicht ein. Da waren Dellen und scharfe Grate, wo keine sein sollten.

Dann sah sie die feinen Narben in der Haut. Die Frage, ob er nur die in seinem Gesicht besaß, war damit beantwortet. Einmal mehr fragte sie sich, was für ein Unglück ihm widerfahren sein mochte.

Dann wurde ihr plötzlich bewusst, dass sie ihn anstarrte, und fühlte, wie sie rot wurde. Ruckartig wandte sie den Kopf ab und

zwang sich, auf den See zu schauen, bis das Flattern in ihrer Kehle nachließ.

Hinter ihr nahm Jahor mit geübten Bewegungen die Antilope aus.

Noréy hoffte, dass die Jagd nicht auch Teil des Unterrichts war.
»Machst du das oft?«, brach sie das Schweigen.

»Hin und wieder. Besonders zur Ernte, dann haben die anderen keine Zeit dafür.«

»Aber es muss nicht jeder Schüler ...«

Jahor lachte, ein warmer Klang, der dafür sorgte, dass Noréy sich doch umdrehte. Er stand von ihr abgewandt, und das Sonnenlicht brachte einen winzigen Haarwirbel in seinem Nacken zum Schimmern.

»Keine Sorge, niemand *muss* jagen, Noréy. Aber ich bin so aufgewachsen.« Er drehte sich zu ihr. Ein verschmitztes Lächeln zuckte über seinen schmalen, sonst so ernsten Mund.

Ehe sie etwas erwidern konnte, raste er plötzlich an ihr vorbei und sprang mit einem wilden Schrei in den See.

Eine erschreckend lange Weile über breiteten sich die konzentrischen Kreise weiter und weiter auf der Oberfläche aus, ohne dass er wieder hochkam.

Erst als Noréy mit wachsender Sorge aufgestanden war und ans Ufer trat, tauchte er prustend auf. »Komm rein!«

»Ich kann nicht schwimmen.«

»Komm trotzdem rein. Trau dich!« Er planschte mit ausgebreiteten Armen. Sollte sie? Sollte sie wirklich?

»In Arboressea gibt es keine Seen.«

»Na und? Hier gibt es welche, und das Wasser ist herrlich.«

Sie gab sich einen Ruck, löste den Gürtel und zerrte ihre Tunika über den Kopf. Darunter trug sie die gleichen hellen Leinenhosen wie er und ein dünnes Leibchen. Beides würde sie auf jeden Fall anbehalten.

Das Wasser war angenehm kühl an ihren Füßen. Sie wagte sich bis zu den Knien hinein, dann langsam bis zur Hüfte.

Jahor schwamm indes auf und ab, so elegant und geschmeidig, als würde er tagein, tagaus nichts anderes tun.

»Noch weiter rein?«, fragte sie mit einem mulmigen Gefühl. Unter ihren Zehen war glatter, fester Fels, allerdings über und über mit einer glitschigen Algenschicht bedeckt. Abgebrochene, halb vermoderte Schilfstückchen trieben im Wasser... oder waren es doch kleine Tiere, die an ihren Waden vorbeistreiften?

»So reicht«, rief Jahor und kam auf sie zugeschwommen. »Dann kannst du einfach aufstehen, falls du Angst bekommst.«

Das beklemmende Gefühl, das sich zwischen ihren Schulterblättern festgesetzt hatte, wurde etwas weniger. Sofort stehen können... das machte es hoffentlich einfacher.

»Und wie fange ich an?«

Jahors Haare klebten klitschnass an seinem Kopf, was seine Wangenknochen betonte und ihn noch etwas ernster und erwachsener aussehen ließ. »Knie dich hin, und dann bewegst du so die Arme.« Er machte es ihr vor.

Zu knien war schon etwas gruseliger, denn das Wasser reichte ihr fast bis zum Kinn. Als sie nun die Arme durchs Wasser zog, wurde es wackelig.

»Kräftiger, noch kräftiger!«

Plötzlich verlor sie den Kontakt zum Boden und erschrak. Ihr Mund geriet unter Wasser, doch da war Jahor schon direkt neben ihr, drückte eine Hand unter ihren Bauch und hob sie hoch. »Nicht platschen wie ein Hund.« Er lachte. »Schön gleichmäßig mit den Armen, ausstrecken, zur Seite, ranziehen. Und jetzt die gleichen Bewegungen mit den Beinen.«

Sie prustete. »Aber...«

»Kein Aber, mach einfach. Ich habe dich!«

Und auf einmal fühlte sie sich beinahe schwerelos. Wie ein

Vogel... oder eher ein Fisch. Es war herrlich. Und herrlich aufregend. Sie grinste, prustete und tat ihr Bestes, im Kreis um Jahor herumzupaddeln, der sie immer dann ein wenig nach oben drückte, wenn sie aus dem Takt geriet.

»Du kannst es doch. Jetzt ein Stück geradeaus.« Er ließ sie los und schwamm neben ihr. Ganz langsam. Seite an Seite ging es dort hin, wo das Wasser am dunkelsten war. Noréy versuchte, nicht darüber nachzudenken, wie weit sich der rettende Boden nun unter ihr befand.

Ihr Kurs beschrieb einen weiten Bogen, dann näherten sie sich wieder dem Ufer. Noréy wagte, etwas schneller zu schwimmen, und stemmte sich gegen den Widerstand des Wassers.

Etwas Großes, Kaltes berührte sie am Bein. Der Schrecken fuhr ihr in den Körper, und sie geriet aus dem Takt. Schon schwappten kleine Wellen bis über ihre Nase, drangen ihr in die Kehle. Sie schrie, musste husten...

»Noréy!« Feste Hände fassten sie an der Taille.

Sie ruderte mit den Armen, ihr Ellenbogen traf Jahor im Gesicht, dann spürte sie endlich Stein unter den Füßen.

»He! He, hör auf zu strampeln!«

Noréy hielt inne und hustete kurz. Dann fiel die Angst von ihr ab, als wäre sie nie da gewesen. Jahor stand ganz dicht vor ihr, eine Hand an ihrem Arm, und sog seine Unterlippe ein.

»Hab ich dich erwischt?« Sie spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. »Tut mir leid.«

»Das hab ich nun davon«, erwiderte er grinsend. An seiner Unterlippe prangten ein winziger Riss und eine rote Stelle.

»Ich wollte das nicht. Aber da war ein... ein riesiger Fisch an meinem Bein.«

»Ein Fisch, soso.«

Sie konnte dabei zusehen, wie seine Augen die Farbe veränderten. Das vormals helle Grau wurde von innen nach außen dunkler.

Da war Magie im Spiel, ganz sicher. Dass an seinen fast schwarzen Wimpern feine Wasserperlen hingen, machte ihre Sogwirkung nicht besser, sondern schlimmer.

Noréy konnte ihren Blick kaum abwenden. In ihrer Kehle begann es zu kribbeln, und weiter unten in ihrer Brust flatterte etwas, als wäre es eingesperrt.

»Sie ändern die Farbe. Deine Augen, sie...«

»Mag sein.« Jahor blinzelte, dann wandte er sich ruckartig ab und ging dem Ufer entgegen. Wasser lief in dünnen Linien seinen Rücken hinab. Die Leinenhose klebte halb durchsichtig an seinem Hintern. Noréy schoss das Blut in die Wangen. Sie wandte sich ab. Schlagartig wurde ihr bewusst, dass ihr Leibchen vermutlich vollständig durchsichtig war. Wie sollte sie jemals wieder aus diesem verdammten See rauskommen? Da hätte sie sich ja gleich nackt ausziehen können!

Am Ufer streifte Jahor seine Tunika über, dann sah er sich zu ihr um. »Kommst du?«

Sie hielt die Arme vor den Brüsten verschränkt. »Gleich.«

»Oh.« Als Jahor der Grund für ihr Zögern klar wurde, drehte er sich hastig wieder um. »Ich gehe Feuerholz holen.«

Eine Weile später saßen Noréy und Jahor an einem kleinen, prasselnden Feuer, während ihre nasse Kleidung auf den sonnenwärmten Steinen trocknete. Bis jetzt hatten sie kein Wort mehr miteinander gesprochen, doch das Schweigen kam Noréy nicht unangenehm vor. Worte konnten Gräben aufreißen. Jedes ihrer Gespräche war bislang so verlaufen, und sie wollte nicht, dass er wieder die Flucht ergriff.

Jahor hatte etwas an sich, das ihr in der Seele wohltat. Vielleicht war es seine ruhige Art. Vielleicht lag es daran, dass er nichts von ihr verlangte.

Manchmal wurde ihr der ganze Trubel in Sel Nedara einfach zu

viel. Ihre neuen Freunde wussten zwar alle, dass Noréy trauerte, und doch verstanden sie es nicht, jedenfalls nicht wirklich. Verstanden nicht, dass der Schmerz in ihr manchmal groß wurde wie ein gewaltiger Berg, der alles andere in den Schatten stellte. Dass sie in düsteren Momenten, wenn der Verlust unerträglich wurde, wünschte, dieser Berg würde auf sie fallen und mit ihrem Leben auch den Schmerz davonnehmen, weil sie ihn einfach nicht länger ertragen konnte.

An solchen Tagen fühlte sich jedes Lachen an wie Verrat, selbst das Lachen der anderen, und sie fragte sich, wie sich die Welt einfach weiterdrehen konnte, als wäre nichts passiert, wo ihr doch jeder einzelne Atemzug zur Qual wurde.

Ihre eigene Welt lag in Scherben. Tief in sich wusste sie, dass sie diese Scherben eines Tages wieder zusammenfügen würde, bis sie äußerlich glatt und heil war. Aber die Risse, die Nahtstellen, würden sie dennoch bis an ihr eigenes Ende begleiten.

Wie Jahors Narben, die er äußerlich trug, nur dass sie selbst im Inneren zerrissen war. Wobei seine Seele vermutlich nicht viel besser aussah als seine Haut.

Die Äste knackten und platzten im Feuer, als Jahor mit einem Stock die Glut aufstocherte und einen flachen Stein herausbugsierte. »Du hast doch Hunger?«, brach er das Schweigen.

Noréy nickte nur und sah zu, wie er einen mitgebrachten Brotfladen auf den Stein legte, um ihn aufzubacken. Ein Stückchen Fleisch pikte er auf einen grünen Weidenast, von dem er die Rinde geschält hatte, und hängte es über das Feuer.

»Du machst das öfter, oder?« Noréy räusperte sich und sah ihn erwartungsvoll an. Doch statt einem stolzen Bericht über seine Jagderfolge nickte er nur und widmete scheinbar seine gesamte Aufmerksamkeit der Essenszubereitung. Wäre es nach ihm gegangen – das spürte sie deutlich –, hätten sie weiterhin geschwiegen, bis sie zurück in Sel Nedara waren.

Der Zauber im See schien seine Wirkung verloren zu haben. Jahor hatte sich wieder seinen Panzer aus Stille und stoischen Blicken umgelegt. Damit mochte er die anderen überzeugen, sich besser von ihm fernzuhalten, nicht aber Noréy. Sie war ihm nicht bis hierher gefolgt, um kurz vor dem Ziel aufzugeben.

»Warum bist du mir die letzten zwei Wochen ausgewichen?«

»Bin ich das?« Er stieß den Stock kräftiger in die Kohlen, sah aber nicht auf.

»Bist du. Dabei wollte ich mich eigentlich noch richtig bedanken. Mein Schatten und ich ...«

»Hab ich gesehen.« Sein Mundwinkel zuckte, doch zu einem Lächeln reichte es nicht. »Deshalb verfolgst du mich?«

Noréy schluckte und kam kaum an dem Knoten in ihrer Kehle vorbei, der mit jedem Atemzug größer wurde. »Und ich wollte wissen, was ich dir getan habe. Warum du mich hasst.«

In seinen Wangenmuskeln arbeitete es, als würde er jedes Wort, das er antworten wollte, vorher in kleine Stückchen zerbeißen. Seine Augen wechselten binnen eines Wimpernschlags von Hellgrau nach Gewitterdunkel, sodass Noréy innerlich zurückzuckte.

»Und was ist das mit deinen Augen?«

»Mirakler haben solche Augen. Erschreckt es dich?«, fragte er scharf, als würde er wünschen, dass sie Ja sagte oder gleich die Flucht antrat.

Doch sie tat ihm den Gefallen nicht, denn wenn sie ehrlich zu sich war, hatte sie nie etwas Schöneres gesehen als diese Augen, die sich mit jedem Stimmungswechsel änderten. Aber das würde sie ihm garantiert nicht auf die Nase binden.

»Wieso sollte mich das erschrecken? Bis ich hergekommen bin, habe ich nie etwas von deinem Volk gehört, überhaupt dachte ich, es gäbe nur drei. In Arboressea habe ich nicht geahnt, wie sehr wir uns alle unterscheiden. Aber du kannst dir nicht vorstellen, wie es sich für mich angefühlt hat, zum allerersten Mal in einem richti-

gen Wald zu sein. So muss es denen von der See ergehen, wenn sie am Ozean stehen und ... « Sie seufzte und musterte ihn. »Du musstest nie in einer der Städte wohnen, oder? Inesa sagte, die Mirakler leben ganz nahe am Rand?«

Er seufzte geschlagen. »Du gibst keine Ruhe, oder?«

Sie schüttelte den Kopf und versuchte zugleich zu verbergen, wie sehr sie sich über ihren kleinen Triumph freute. Er würde ihr mehr von sich erzählen!

Doch zuerst schob er den flachen Stein aus dem Feuer zwischen sie und schnitt das knusprige Brot in vier Stücke. Es duftete herrlich. Sie nahm ein Stückchen, pustete darüber und biss hinein. »Danke.«

Auch er aß einen Bissen. Auf seiner Stirn wuchs eine einzelne, steile Falte. »Das Mirakelvolk lebte dort.« Mit einer Kopfbewegung wies er in Richtung Rand. »Wir hatten nie viel mit den anderen zu tun, haben nur ein wenig Handel getrieben und uns aus allem rausgehalten, auch aus dem Großen Krieg.«

»Ich frage mich, warum niemand in der Hauptstadt die Mirakler auch nur erwähnt hat.«

»Weil wir unwichtig waren. Unsere Vernichtung kümmert niemanden. Ein Sandkorn im Meer der Geschichtsschreibung, wenn überhaupt.« In seinen Worten lag eine unendliche Traurigkeit. Er klang, als wäre alles bereits passiert und unumkehrbar vorüber.

»Was ist geschehen?«

»Der Wilde Rand ist geschehen. Er bewegt sich.« Er fuhr sich mit beiden Händen durch das feuchte Haar, streifte es zurück. »Ich habe kaum Erinnerungen daran.« Er seufzte. »Es ist nachts passiert. Erst ein Beben, als würde die Erde aufreißen. Häuser stürzten ein, Bäume wurden entwurzelt. Es war wie ein Gewirr aus Dunkelheit und allen Farben zugleich. Sie tosten und tosten. Das Dach unseres Hauses wurde davongerissen. Ich erinnere mich daran, plötzlich den Sternenhimmel sehen zu können, wo eben noch Dachsparren waren. Dann kamen die Kreaturen ...« Wieder rammte er den Stock

in die Kohlen, als könnte er seine Gefühle hineinstoßen und den Flammen zum Fraß vorwerfen.

»Meine Mutter stieß mich durch das Fenster, dann verschlang der Rand das Haus. Ich hörte sie schreien, aber meine Angst war größer. Wie lange ich danach gelaufen bin, kann ich nicht sagen. Als sie mich in Sel Nedara aufnahmen, waren Wochen vergangen.«

Noréy rann es kalt den Rücken hinunter. Er hatte alle und alles verloren. Seine Geschichte war noch viel schrecklicher als ihre. Alles, was sie hätte sagen können, jede Floskel des Mitleids war wertlos. Also sah sie ihm nur in die Augen, diese geheimnisvollen, veränderlichen Augen, damit er wusste, dass sie mit ihm fühlte.

»Wie alt warst du damals?«

»Sieben, fast acht.«

»Ein Kind ohne Familie.«

»Ohne Volk, ohne Heimat. In der Schule haben sie sich alle Mühe gegeben, mich, so gut es ging, zu versorgen.«

Deshalb war er Teil der Schule und doch außen vor. Die Ablehnung der anderen hatte er allerdings nicht verdient. Plötzlich kam ihr noch etwas in den Sinn. Worte, die in ihr nachhallten wie in einem von Geedals hehren Tempeln. Die Prophezeiung! Konnte es sein ...

»Du bist der letzte Überlebende des Mirakelvolks?«

»Der Mirakler, der Schattenlosen, wie auch immer du uns nennen magst. Ja, der bin ich.«

»*Du* bist der Krieger ohne Volk aus der Prophezeiung, so muss es sein!«

»Jetzt fang du nicht auch noch an.« Er verdrehte die Augen. »Was meinst du, warum Meisterin Aurora so erpicht war, einen zerlumpten Waisenjungen aufzunehmen? Nicht aus Güte, das sage ich dir. Die Meister Sel Nedaras spielen ihr eigenes Spiel, bei dem jeder seine eigene Agenda hat. Es wäre naiv zu glauben, dass sie nur Gutes im Sinn haben.«

Er mochte seine eigenen Gründe für die Zweifel haben, aber Noréy war noch nicht lange genug in Sel Nedara, um allzu tief zu blicken. Allerdings verstand sie Jahors Abwehr, von klein auf in eine Rolle gepresst zu werden. Besonders, wenn er gleich, nachdem er Sel Nedara erreicht hatte, damit konfrontiert worden war. Aber sie konnte auch Meisterin Aurora verstehen.

»Und wenn du es wirklich bist? Wenn du dafür sorgen könntest, dass der Wilde Rand verschwindet und die Menschen frei leben könnten? Wenn du die Welt heilen könntest?«

In ihrem Bauch war ein heißes Kribbeln erwacht.

Er verzog abfällig den Mund. »Es gibt nichts heil zu machen, Noréy Incelo. Denn es ist bereits alles zerstört. Nichts bringt meine Familie oder mein Volk zurück.« Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: »Wir sollten gehen.«

MAIGAR

Sie erwarteten ihn im Innenhof. Zwar ging niemand davon aus, dass er ebenfalls kämpfen würde, doch Maigar wollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Angetan mit Gambeson und Kettenhemd, seinem Dolch und dem Schwert, trat er zu den vier Gardisten. Es waren drei Männer und eine Frau, die ihm mit einer knappen Verbeugung ihre Achtung zollten.

Maigar spürte ihre Blicke auf sich ruhen, sobald er seinen abwandte. Doch das alles war vergessen, sobald Meisterin Firn ren Seel eintraf. Er schätzte die hochgewachsene Wirkerin auf Mitte vierzig. Ihr Blick war herrisch, aber nicht herablassend. Maigar verneigte sich. »Vielen Dank, dass ich euch begleiten darf«, sagte er. »Ich habe schon viel von dir gehört, Meisterin Firn.«

»Sicher haben sie nur übertrieben.« Sie strich mit der Linken über ihr Wirkeramulett, und Maigar konnte mit eigenen Augen sehen, wie vernarbt ihre Haut über dem Sonnenstein war. Angeblich hatte sie sich als junge Frau, zu einer Zeit, als noch das Volk der Steppe über Arboresea herrschte und die Wirker von der See die Außenposten besetzten, heftige Gefechte mit Kreaturen aus dem Rand geliefert.

Mehrfach war sie beinahe ausgebrannt. Mit der Zeit hatte sie angeblich einen Teil ihrer Kraft verloren und diente deshalb als Begleiterin der Gardisten. Maigar ahnte, warum er ausgerechnet ihr zugeteilt worden war. Seine Tante wollte, dass er von ihrem Beispiel lernte, vorsichtig mit seiner Macht umzugehen.

»Ins Salzviertel«, kommandierte Meisterin Firn nun, und die Gardisten setzten sich im Gleichschritt in Bewegung. Der Klang ihrer genagelten Schuhe echote durch die Gassen, und die Menschen machten ehrfürchtig Platz.

»Ist das dein erster Einsatz, Maigar?«

»Ja. Aber ich bin noch nicht ganz geheilt.« Er zog seinen Handschuh aus und zeigte ihr die Wunde, die mittlerweile mit einer schimmernden, bläulichen Haut verschlossen war, dünn wie das feinste Pergament.

»Heute sind auch nur deine geistigen Fähigkeiten gefragt, keine Sorge. Unser Gegner ist ein ganz gewöhnlicher Dieb.«

»Und das ist eine Aufgabe für Wirker?« Maigar war immer davon ausgegangen, dass nur bei wirklich schweren Verbrechen Wirker hinzugezogen wurden.

»Niemand bleibt ungestraft, besonders in Zeiten wie diesen.« Sie sah ihn ernst an. Ihr Blick war eindeutig. Es ging um das Attentat, auch wenn sie nicht bereit schien, das offen auszusprechen.

Das Salzviertel trug seinen Namen nach dem Gut, das hier am meisten gehandelt wurde. Es wurde traditionell dominiert von Ebene und See, Waldleute fand man hier nicht. Mitten durch das

Viertel verlief ein Kanal, der die Völker säuberlich voneinander trennte.

Als sie diesen nun auf einer kleinen Steinbrücke überquerten und das Viertel der Ebene betraten, wurde Maigar ein wenig mulmig zumute, und auch die Gardisten änderten ihre Körperhaltung: steifer, aufrechter, eine Hand am Knüppel.

Die Menschen musterten sie verstohlen, manche aber auch mit offensichtlichem Hass in den Gesichtern.

Meisterin Firn übernahm nun die Führung. Als deutliche Warnung flimmerte Licht über ihrer linken Hand. Sie wirkte hoch konzentriert und schien einer Karte in ihrem Kopf zu folgen. Vor einem ansehnlichen dreistöckigen Händlerhaus blieben sie stehen. Mit einer Geste schickte die Wirkerin einen Gardisten vor, damit er an der prächtigen, dunkelrot lackierten Tür klopfte.

Ein Diener öffnete und schien überrascht, die Gardisten zu sehen, was Maigar wunderte. Er war davon ausgegangen, dass sie von dem Beraubten hergerufen worden waren.

»Hier gab es einen Einbruch«, sagte Firn und trat vor. Es war keine Frage, eher eine Feststellung.

»Wer hat das verbreitet?«, erkundigte sich nun ein rundlicher, grauhaariger Händler, dessen üppig bestickte, sandfarbene Tunika Bände sprach. Die echten Edelsteine, mit denen er sich schmückte, stellten zur Schau, dass sich ein Einbruch bei ihm sicherlich lohnte. Sein Doppelkinn wackelte, als er angestrengt Luft holte und einen nach dem anderen ansah, als würde er sie alle am liebsten in Orrothans finstere Reich wünschen.

»Niemand hat es verbreitet, Herr Dorca.« Die Wirkerin ließ kurz ihr Licht aufblitzen und trat dann einfach an ihm vorbei. Diese Angelegenheit wurde immer merkwürdiger.

»Sie können doch nicht ...«

»Wo ist es passiert?«, erkundigte sich Firn, während sich Maigar und zwei Gardisten an dem Salzhändler Dorca vorbeidrängten. Was

hier geschah, war mehr als aufregend! Wenn der Mann den Raub nicht gemeldet hatte, woher wusste die Wirkerin dann davon? Hatte sie es gespürt? Waren die Gran-Steine in der Lage, auch solche Informationen weiterzutragen?

Dorca führte sie missmutig durch einen prächtigen Flur, der durch viele kleine Lichtschächte in der Decke eine warme, indirekte Beleuchtung besaß, zu einem Zimmer voller Truhen. In den Regalen befand sich Salz in verschiedenen Varianten. Gratige Kristalle, zu Blöcken gepresst, oder lose Ware in verschiedenen Farben von Gelb über Rosa bis Schwarz.

»Hier ist es passiert. Meine Waage ist verschwunden und eine kleine Kiste voll Silber. Der gesamte Verdienst des letzten Monats. Er muss durch den Lichtschacht gekommen sein. Das Gitter außen wurde abgeschraubt.«

»Lass uns allein, wir finden den Dieb.«

»Den finde ich schon selbst, Meisterin. Niemand beraubt ungestraft Val Dorca«, sagte er, doch die Gardisten eskortierten ihn unmissverständlich aus seinem eigenen Zimmer und schlossen die Tür.

»Nun, Maigar, öffne dich und lerne. Dorcas Signatur hast du dir hoffentlich gemerkt, sie ist hier überall.«

Maigar wollte verneinen, doch da wurde ihm klar, dass er es unbewusst doch getan hatte. Es war wie ein Muster, das besonders dort ausgeprägt war, wo der Händler viele Stunden auf seinem gemütlichen Sessel saß. Er schloss die Augen und horchte in sich hinein. Hier hatten sich auch andere Menschen aufgehalten, taten es regelmäßig. Eine einzige Spur jedoch war darunter, die sich ganz zielstrebig bewegte. Sie fühlte sich irgendwie heiß an, als wäre derjenige nervös oder ängstlich gewesen.

Deutlich spürte er nun auch die Wirkerin. Helle Lichtfäden schienen sich von ihr ausgehend um die Signatur zu winden wie feine Schlingen, die ihre auserkorene Beute erdrosselten.

Er wurde an der Schulter angestoßen. »Los, komm, Maigar. Ich weiß, wo er ist.«

Noch ein wenig benommen, folgte er der Wirkerin aus dem Zimmer, durch den Flur und zurück auf die Straße, wo sie sofort die Führung übernahm. Während Maigar zum ersten Mal darüber nachdachte, wie genau die Gran-Steine wohl durch Magie verändert worden waren, schlug sein Herz mit jedem Schritt schneller. Sie würden einen Dieb zur Strecke bringen können, nur weil er als Kind einen Stein geschluckt hatte. Wie jeder Mensch in Arboressea. Was für eine Macht das den Wirkern verlieh! Und die einfachen Leute ahnten nichts, nicht einmal die Gardisten wussten genau, wie die Wirker es anstellten.

Kein Wunder, dass die Fürsten so sehr darauf beharrten, dass wirklich jeder den Stein schluckte. Maigar bezweifelte nicht, dass die Magie darin auch die Kraft der Schatten unterdrückte. Aber er war sich nicht mehr sicher, welche Funktion von beiden wichtiger war.

Wie Bluthunde folgten sie nun einer unsichtbaren Spur quer durch die Stadt, bis sie ins Außenviertel im Westen zwischen Armenhütten gerieten. Hier, wo der Schutz des künstlichen Nebels oft vom Westwind zerrissen wurde, lag das Versteck des Diebes.

Der Mann schien gewarnt worden zu sein, denn ehe sie die kleine Hütte erreicht hatten, türmte er durch die Rückwand, die nur aus einem Stück Stoff bestand.

»Bleib stehen!«, rief Maigar, da brach neben ihm ein gleißender Blitz hervor.



NORÉY

Jahor sprang auf, riss das gebratene Fleisch vom Stock und trat Sand in die Flammen. Rauch hüllte ihn ein. Wieder wählte er die Flucht, sobald der Schmerz zu groß wurde.

Noréy versuchte nicht, ihn aufzuhalten, aber sie nahm sich fest vor nachzuforschen, ob er wirklich der erste Auserwählte sein könnte und was das bedeutete.

Erst aber sammelte sie ihre Kleidung vom Stein und zog die klamme Hose an.

Jahor hüpfte auf einem Bein, weil er beim Anziehen noch den Speiß festhielt. Er sah dabei so ulkig aus, dass Noréy lachen musste, und plötzlich war die Anspannung fort.

»Gib her.« Sie nahm ihm den Speiß ab, und er gab die Hüpferei auf. Während er noch seine Schuhe anzog, nahm sie einen Bissen.

Jahor riss die Augen auf. »Du Diebin!«

»Ich hab nur probiert«, protestierte sie grinsend.

»Das sind die Schlimmsten.« Er stahl den Speiß zurück und ließ Noréy mit dem Gefühl stehen, als würden in ihrer Brust Dutzende winzige Antilopen durcheinanderspringen. Es raubte ihr den Atem

und machte ihr Herz ein Stück zu groß, sodass sie es bei jedem Schlag heftig gegen ihre Rippen pochen spürte.

»Fasst du mit an? Dann bleibt meine Tunika sauber«, rief Jahor und deutete auf seine Beute.

»Ja, ich komme.«

Er fasste die Vorderläufe, sie die hinteren, und dann ging es quer durch die duftende, hüfthohe Wiese zu den wartenden Pferden. Noréy sah sehnsüchtig zum See zurück, dann nach vorn auf Jahors sehnige Schultern, die schmale Taille... Sein Gang war federnd leicht, als wäre er ganz eins mit diesem Land, diesem Ort, diesem Moment.

Dann plötzlich zerrissen Krähschreie die Stille. Eine ganze Schar der schwarzen Gesellen stob plötzlich aus dem Wald im Westen auf. Ihre heiseren Rufe sandten Noréy einen Schauer über den Rücken.

»Die holen sich nur die Innereien«, sagte Jahor, der wohl gemerkt hatte, dass sie kurz aus dem Tritt gekommen war.

Vermutlich hatte er recht. Doch warum schossen die Vögel dann mit angelegten Schwingen nordwärts?

Die Baumwipfel bewegten sich, als würden sie von etwas Großem einfach beiseitegeschubst.

»Jahor!«, schrie Noréy und ließ die Antilope los.

Jahor fuhr herum und streckte der heranrasenden Gefahr sein lächerlich kleines Messer entgegen. Doch Noréy hatte nicht einmal das. Er schob sie hinter sich. »Dein Schatten! Noréy, nutz deinen Schatten!«

Im gleichen Moment sprang ein großer, gräulicher Schemen aus seinem Körper. Feine bläuliche Linien durchzogen das Dunkel, das sich wie Sturmwolken ballte. Einen Moment lang raubte ihr der Anblick den Atem. Jahors Schatten bäumte sich zu gewaltiger Größe auf, während ihr eigener zu einer ängstlichen schwarzen Pfütze zusammenschmolz.

»Was ist das?«, schrie Noréy, als der Wald plötzlich eine Kreatur ausspuckte, als ertrüge er ihre Gegenwart keinen Moment länger. Das Wesen brach erst durchs Gestrüpp, dann durch den Schilfsaum. Es war doppelt so groß wie ein Stier, dessen Aussehen es nachzuahmen schien. Aus dem braunen Fell ragten Stacheln, und der gehörnte Kopf war von Panzerplatten bedeckt. Geifer triefte von zurückgezogenen Lefzen, die Zähne darunter passten zu einem Löwen, aber nicht zu diesem ... Ding.

Es verharrte nicht mehr als zehn Schritte entfernt von Noréy und Jahor und pflügte den Boden. Für einen winzigen Moment schien es angesichts des gewaltigen grauen Schattens unschlüssig, ob es angreifen sollte.

Noréy war wie erstarrt. Sie würde sterben. Der Tod, den sie leichtfertig herbeigesehnt hatte, war gekommen, um sie zu holen und Jahor gleich mitzuvernichten.

»Komm doch! Komm doch, du hässliches Ungeheuer!« Jahor fuchtelte mit den Händen und machte langsame Schritte von ihr weg. Was tat er da? Hatte dieser tapfere Kerl, dieser wagemutige Spinner etwa vor, das Biest von ihr fortzulocken?

Sie hatte in ihrer Trauer doch gewünscht, dass ein Schatten käme und sie zu ihrem Vater und Reyto brächte. Sie, nicht er!

»Hier, hierher, mich willst du!«, brüllte sie.

»Noréy, spinnst du?«

»Du spinnst!«, erwiderte sie schrill, und ihre Angst sang in höchsten Tönen. Denn nun wandte sich das Monstrum tatsächlich ihr zu. Schnaufend und mit drohend pendelndem Kopf machte es einige Schritte in ihre Richtung. Dann war es so weit, sie wusste es einfach. Sie hatte ein irrwitziges Brüllen erwartet, stattdessen wurde es so still, als hätten selbst die Geräusche Angst bekommen. Das gesamte Tal hielt den Atem an, als die Kreatur sprang ...

Etwas packte Noréy an den Beinen und riss sie zur Seite. Ihr

Schatten! Er wollte leben! Und ihr Ende würde auch seins bedeuten.

Das Stiermonster verfehlte sie nur knapp. Geifer spritzte in ihr Gesicht und brannte ätzend wie Säure.

Sie hörte Hufe durch feuchtes Gras gleiten, und plötzlich war ihr Kampfgeist zurück. Sie würde nicht einfach aufgeben! Vater und Reyto hätten auch nicht aufgegeben. Sie sprang auf, bereit, so oft auszuweichen, bis dem Biest die Puste ausging. Es schüttelte den Kopf und stürmte erneut auf sie zu.

Doch was tat Jahor?

Sein Schatten breitete sich aus wie ein Wall, in dem blaue Funken durchs Grau sprühten. Um sie zu beschützen!

Das Ungeheuer rannte einfach in ihn hinein. Der graue Schatten dehnte sich, ächzte. Teile des Walls rissen, und Jahor begann zu taumeln. »Lauf weg!«, brüllte er, und dann stürzte er sich tatsächlich mit seinem kleinen Messer auf das Ungetüm, das in seinem grauen Schatten wütete.

Hörner fetzten Stücke davon, die wie nasser Stoff zu Boden fielen. Es sah aus, als könnte er ihn nicht viel länger halten.

Noréy dachte gar nicht daran, davonzulaufen.

Jetzt nicht mehr.

Fieberhaft sah sie sich nach etwas um, das ihr als Waffe dienen konnte. Da! Ein Stück Holz, das mit dem Winterhochwasser ins Gras gespült worden war. Sie packte den Knüppel mit beiden Händen und drosch ihn dem Biest in die Flanke.

»Los, tu auch etwas!«, fuhr sie ihren Schatten an, dachte an das Band, das sie aneinanderknüpfte, und im nächsten Moment fuhr er kratzend und schneidend die Beine des Stierwesens hinauf.

Jahor hieb wild auf alles ein, was ihm nahe genug war. Kopf, Flanke, Bauch. Doch sein Gegner zuckte nicht einmal. Oft glitt die Klinge einfach an der Panzerung ab.

Sie würden nicht gewinnen.

Ganz gleich, wie verzweifelt sie kämpften, zu zweit mit einem kleinen Messer und einem Stück Holz waren sie dem Wesen nicht gewachsen.

»Es wird nicht müde!«, schrie Jahor in diesem Moment. »Du musst dich retten! Noréy, sei vernünftig!«

»Das war ich noch nie!«, erwiderte sie. Angst und Wut entwichen ihr in einem Schrei, und sie schmetterte den Knüppel mit aller Kraft gegen eines der Hinterbeine.

Das hatte gesessen. Das Stierwesen brüllte und schnellte zu ihr herum. Es erwischte den Knüppel mit den Zähnen und riss ihn ihr aus der Hand, dann gab es ein heftiges Knirschen, und das Holz war entzwei.

Jahors grauer Schatten ballte sich um den Kopf, versuchte, ihrem Gegner Sicht und Atemluft zu nehmen. Das Ungetüm schüttelte sich, pflügte mit der gehörnten Stirn durch den Boden und streifte den Schatten einfach ab. Dann nahm es erneut Noréy ins Visier – und nun hatte sie nicht einmal mehr einen Stock, um sich zu wehren.

Ihr Schatten zuckte wie eine Schlange über den Boden und versuchte, es abzulenken, doch es war zu spät. Das Wesen senkte den Kopf und sprang.

Noréy wurde zur Seite gestoßen und sah noch im Augenwinkel, wie Jahor in die Bresche sprang, damit sie nicht totgetrampelt wurde. Als würde die Zeit plötzlich langsamer, konnte Noréy genau sehen, wie sich ein Horn in Jahors Schulter bohrte und am anderen Ende wieder herauskam. Er wurde hochgehoben, das Wesen schüttelte seinen Kopf, Jahor flog einige Schritte weit und stürzte dann zu Boden.

Dann schien der Stier sich zu erinnern, dass er es mit zwei Menschen zu tun hatte, und wandte sich Noréy zu. Jahors Blut rann über die Panzerplatten des Kopfes und tropfte aus dem zottigen Fell.

Noréys Blick ging zu Jahor. Er hatte sich zusammengekrümmt

und regte sich nicht mehr. *Dann komm, hol auch mich, aber mach schnell*, dachte sie.

Klauen pflügten den Grund, fetzten Gras und Schlamm durch die Luft – doch der Angriff kam nicht. Stattdessen hob das Biest sein massiges Haupt und sah nach Westen. Wartete es etwa auf Verstärkung? Auf mehr von seiner Art?

Sämtlicher Kampfeswille wich aus Noréy. Sie ließ den Kopf ins Moos sinken und spürte plötzlich Erschütterungen im Boden.

Da kam etwas, eindeutig. Aber der Rhythmus war der eines galoppierenden Pferdes. Noréy war zu schwach, um sich aufzusetzen. Gras versperrte ihr die Sicht. Da waren nur Halme. Ein Meer aus Halmen und der feuchte, stinkende Atem der Kreatur, die schnaufte und ein alarmierendes Keuchen ausstieß.

Das Hufdonnern kam näher. Etwas zischte durch die Luft. Ein Speer aus Schwärze. Ein ganzer Schwarm Schattenklingen!

Die meisten prallten an der Panzerung ab, doch einige wenige trafen ihr Ziel. Die Kreatur schrie auf und nahm dann Reißaus. Sie floh!

Noréy wälzte sich herum. Was für ein Anblick das war!

»Torik! Bei allen Göttern!«

Er zügelte seinen Rapphengst und musterte Noréy irritiert. »Was machst du hier? Bist du verletzt?« Er konnte das Pferd kaum zurückhalten, es schien begierig, die Sache zu Ende zu bringen.

»Nein, ich denke nicht, ich ... «

»Dann kümmere dich um den Jungen, wenn es nicht zu spät ist. Ich muss es aufhalten, bevor es andere Menschen findet!« Mit diesen Worten formte er in seiner freien Hand bereits eine weitere Schattenwaffe. Dann ließ er dem Pferd die Zügel, und der Rappe schoss mit angelegten Ohren davon.

Noréy klopfte das Herz bis zum Hals. Auf allen vieren kroch sie zu Jahor, der sich noch immer nicht rührte.

Seine Augen waren geschlossen, der Mund stand ein wenig offen. Sie wollte ihn nicht berühren und fühlen müssen, dass er nicht mehr atmete, wollte nicht spüren, wie sein Herz nicht mehr schlug.

Solange sie keine Gewissheit hatte, durfte sie noch hoffen.

Doch da! Ganz zart, ein Pochen an der Kehle!

»Jahor? Jahor, hörst du mich?« Sie strich das Haar aus seiner Stirn. Legte die Schläfe mit der feinen weißen Narbe frei. Seine Mutter hatte ihn durch ein Fenster geworfen, um sein Leben zu retten. Es durfte jetzt nicht hier enden, nicht auf diese Weise.

Er stöhnte, wälzte sich langsam auf den Rücken und presste sich eine Hand auf die Schulter. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. Es kam in kleinen, regelmäßigen Stößen.

»Was soll ich tun? Sag mir, was ich tun soll!«

Er verdrehte die Augen, wand sich vor Schmerzen.

»Erst einmal die Blutung stoppen«, sagte Noréy halblaut und riss eins ihrer Hosenbeine ab, knüllte den Stoff zusammen, nahm Jahors Hand und zog sie von der Wunde fort. Dann drückte sie den Stoff darauf.

Erneut stöhnte er unter Qualen auf.

»Es tut mir leid ...« Noréy versagte die Stimme. Jetzt nicht auch noch weinen! Weinen konnte sie später zur Genüge.

Sie sah sich im Tal um. Dort hinten waren ihre Pferde, aber von Torik fehlte jede Spur, und er würde nicht so schnell zurückkommen. Sie waren auf sich gestellt.

»Noréy.«

»Ja, ich höre dich.«

Jahor suchte ihren Blick. Seine Augen waren schmerzhell, aus dem rechten lief eine einzelne Träne. Er legte seine Hand über ihre, mit der sie den Leinenstoff auf die Wunde drückte. »Lass, es bringt nichts.« Er versuchte, ihre Hand wegzuschieben. Sein Atem rasselte.

»Gib nicht auf, ich lasse nicht zu, dass du stirbst. Nicht du auch noch!«

Er lächelte gequält. »Das ... habe ich ... auch nicht vor.«

»Gut, denn ich verbiete es dir.« Sie versuchte, energisch zu klingen, doch so ganz glaubte sie Jahor nicht, dass er dem Tod mit purer Sturheit entkam. Sie drückte noch etwas fester, und er zuckte zusammen. »Verdammt, nimm ... die Hand weg, Noréy ... Bevor ich verblute. Es ... Es läuft auch hinten raus.«

Das saß. Entsetzt fuhr sie zurück. Panik wusch als heiße Welle durch ihren Körper, und sie vergaß einen Moment lang zu atmen.

Jahor drehte sich auf die unverletzte Seite. Es wirkte so angestrengt, als wäre er danach zu keiner weiteren Bewegung mehr fähig. Doch nein, mit einer Handbewegung lockte er den Schatten aus seinem Körper, der bis zu diesem Augenblick – ganz darin verschwunden gewesen war!

Die Schattenlosen ... Deshalb werden die Mirakler so genannt! Weil sie wirklich eins werden können! Sie konnten ihren dunklen Begleiter in den eigenen Körper ziehen und so äußerlich tatsächlich ohne Schatten sein. Das ist pure Magie!

Aber warum dachte sie jetzt ausgerechnet so etwas?

Das Grau wurde von mehr und mehr schimmernden blauen Fäden durchzogen. Jahor formte die Hand zur Faust, und der Schatten schrumpfte, bis er dunkler und dunkler wurde und es in ihm funkelte wie in einer weit entfernten Galaxie. Langsam schwebte er auf die Wunde zu, dann kroch er in sie hinein, presste und drückte. Blut und Stofffetzen quollen heraus, während der geballte Schatten jede noch so winzige Lücke ausfüllte.

Jahor keuchte vor Schmerz, streckte im Krampf die Beine kerzengerade und zitterte. Der Anblick war kaum zu ertragen. Schließlich sank er mit einem Seufzen zurück in das blutgetränkte Gras.

Er war tot.

Noréy starrte auf die Ader an seiner Kehle und versuchte, sie durch puren Willen pochen zu lassen, doch ... nichts.

»Jahor?«, fragte sie dünn.

Sie berührte seine Wange. Sie fühlte sich kalt an. Dabei war es ein warmer Tag, und die Sonne stand hoch ...

Sie war zu entsetzt, um zu weinen. Sie war nicht bereit für noch mehr Trauer. Da war ein Stein in ihrer Kehle, zu schwer, um ihn zu schlucken, zu groß, um ihn herauszuwürgen.

Ihre Finger zitterten über seine schön geschwungenen Brauen. Die Lider sahen bläulich und durchscheinend aus. Alles an ihm wirkte plötzlich viel zu zerbrechlich für einen jungen Mann mit derart kräftigen Händen, der die Berge hinaufsprang wie eine Gämse und wie ein Wirbelwind mit dem Schwert focht.

»Nein«, wisperte sie.

»Nein, was?«

Sie zuckte zusammen. »Du lebst?«

»Ich bemühe mich.« Er hustete, presste die Hand auf die Wunde und verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

»Hilf mir ... sitzen, bitte.«

Noréy war zuerst ratlos, wo sie zufassen sollte, ohne ihm noch mehr wehzutun. Schließlich kniete sie sich neben ihn, legte ihm einen Arm um die Schulter und zog.

»Bei den Schatten!«, fluchte Jahor. »Ich bringe das Biest um.«

»Das macht Torik gerade, denke ich.«

»Du musst die Pferde holen.«

Sie musterte ihn ungläubig, wie er da im blutigen Gras saß, kalkweiß im Gesicht und mit einem glitzernden Spinnennetz grauen Schattens, in dem es unheimlich funkelte, auf der Schulter. »Du kannst nicht reiten!«

»Ich muss. Hier oben ist es nicht sicher ... im Dunkeln.«

Sie glaubte ihm jedes Wort, doch allein lassen wollte sie ihn trotzdem nicht.

Hin- und hergerissen rannte sie schließlich los. Die Pferde waren nicht mehr, wo sie angebunden gewesen waren. Das Ungeheuer aus dem Rand hatte ihnen so viel Angst gemacht, dass sie sich losgeris-

sen hatten. Doch weit waren sie nicht gelaufen, und als Noréy etwas außer Puste bei ihnen ankam, hoben sie die Köpfe, die Mäuler voll von saftigem Gras.

»Ihr hättet ruhig helfen können«, stieß Noréy hervor und trat zu Aleo. Zum Glück lief er nicht vor ihr davon. Sie bekam die Zügel zu fassen, und kurz darauf ritt sie im Trab zu Jahor zurück, sein Pferd mit sich führend.

Der Ort des Kampfes sah aus, als hätte dort ein Unwind zuge schlagen. Alles war zerfetzt und verwüstet. Inmitten von alldem lag flach ausgestreckt Jahor. Er hatte doch eben noch gegessen!

Noréys Pferd schnaubte laut und tänzelte. Es roch die Kreatur und das Blut und wollte weg von diesem Ort. Sie verstand Aleo nur zu gut.

»Du musst tapfer sein«, wisperte sie ihm zu und sprang aus dem Sattel. »Jahor, ich bin zurück.«

Die Zügel um einen Arm geschlungen, kniete sie sich neben ihn. »Es ist so weit.«

Er blinzelte ein paarmal, als fiel es ihm schwer, sich aus einer herannahenden Ohnmacht zu lösen, dann erwiderte er ihren Blick. »Ich habe mich nur ausgeruht, es geht schon besser.« Mühsam setzte er sich auf und streckte die Hand nach Aleos Steigbügel aus. Noréy fasste ihm von der anderen Seite unter die Schulter, und tatsächlich gelang es ihm beim ersten Versuch, zu stehen. Schwankend stützte er sich auf den Sattel des Falben, der zu ahnen schien, dass etwas nicht stimmte.

»Du wirst nicht ohne Sattel auf deinem Pferd reiten, Jahor.«

Er öffnete den Mund zum Protest, schloss ihn dann aber, ohne etwas zu sagen.

Noréy verschränkte die Finger, damit er hineintreten und aufsteigen konnte. So hatte sie es schon bei anderen gesehen, es aber noch nie selbst gemacht.

»Du darfst mich für immer damit aufziehen ... wenn ich ... wenn ich überlebe«, stieß er mühsam hervor.

»Glaub mir, das werde ich.« Sie grinste, auch wenn ihr eigentlich nicht danach zumute war.

Jahor stützte sich auf ihre Schulter, trat auf Kniehöhe erst in ihre Hände, dann in den Steigbügel und schaffte es schließlich irgendwie in den Sattel, wo er gefährlich schwankte und sich mit beiden Händen abstützen musste, um nicht vornüberzukippen.

Sie hatte eigentlich auf seinem Pferd reiten wollen, doch sein Schwanken ließ sie anders entscheiden. Aleo würde es schon schaffen, sie beide zu tragen. Sie stieg hinter Jahor auf. »Du hältst die Zügel, ich halte dich, in Ordnung?«

Er gab einen zustimmenden Laut von sich und lenkte den Falben heimwärts. Der brauchte keine weitere Aufforderung und lief in einem zügigen Schritt auf seinen eigenen Spuren zurück.

Noréy saß dicht an Jahor geschmiegt, eine Hand um seine Mitte, mit der anderen hielt sie sich vorn am Sattel fest, rahmte ihn ein, so gut sie konnte.

Hätte sie nicht solche Angst um ihn haben müssen, wäre es schön gewesen, so mit ihm durch die Berge zu reiten. Doch nun spürte sie vor allem, wie schwach er war und dass sein Körper fiebrig brannte, als würde er sich selbst verzehren. Seine Hände, die hin und wieder ihre streiften, waren hingegen eisig, und sein silbrig-blondes Haar klebte starr vor kaltem Schweiß an seinem Kopf.

Der Weg kam ihr endlos vor. Sie krochen Schritt für Schritt voran, während die Sonne dem Horizont entgegenstürzte. Schon brach die goldene Stunde an, die heute nichts Freundliches an sich hatte.

Als sie den Wald der Haarkiefern erreichten, kippte Jahor plötzlich nach vorn, und Noréy gelang es gerade noch, ihn zu halten. »He! He, bleib wach, bleib bei mir, wir sind gleich da!«

»Was ist passiert?« Seine leise Stimme ging rau und rasselnd.

»Du bist passiert. Halte durch, ich kann den Turm schon sehen.«

Jahors Pferd schob sich nun auf dem schmalen Weg an ihnen vorbei und preschte los. Aleo dagegen blieb ruhig.

Eine kleine Staubwolke hinter sich herziehend, galoppierte der schwere Wallach wiehernd durch das bergseitige Tor.

Nur Augenblicke später liefen Noréy die ersten Schüler und Dörfler entgegen, um nachzusehen, was passiert war. Die Bauern trugen teils ihre Dreschflügel und Heugabeln mit sich, um sich möglichen Angreifern entgegenzustellen.

»Wir brauchen einen Heiler, sofort!«, schrie Noréy. Jahors Kopf sackte erneut nach vorn, und dieses Mal wurde er nicht wieder wach. Er war bewusstlos. Seine Kräfte hatten nur noch bis hierher gereicht. Wenn er aus dem Gleichgewicht geriet, würde sie ihn nicht halten können, ganz gleich, wie sehr sie sich anstrengte.

»Was ist passiert?«, rief Odo, der zuerst bei ihnen war.

»Er ist verletzt, darf nicht fallen!«

Der große Junge aus dem Steppenvolk fragte nicht weiter, sondern half ihr, Jahor aufrecht zu halten. Inesa fasste die Zügel, und bald waren sie von fünf Mitschülern umringt, die gemeinsam dafür sorgten, dass sie heil im Innenhof ankamen. Vergessen war ihre Ablehnung Jahor gegenüber. Einer von ihnen schwebte in Lebensgefahr, und alle würden helfen! Einzig Gorda war in einigem Abstand nebenher gelaufen. Hätte Noréy es nicht besser gewusst, dann hätte sie das, was sie in ihrem Blick las, für blanke Angst gehalten.

Gorda hasste Jahor nicht. Ganz im Gegenteil.

Kurze Zeit später

Die Glocken schlugen noch immer Alarm.

Das Turmdorf bereitete sich auf einen Angriff vor. Gerade trieben sie die letzten Pferde in die Ställe, verriegelten die Tore und besetzten den Wehrgang, um Ausschau zu halten.

Wenn ein Biest aus dem Wilden Rand gekommen war, würden andere vielleicht folgen.

Im Turm waren sie so sicher wie möglich. Hier kamen sie nicht hinein. Mehr musste Noréy nicht wissen, als sie auf leisen Sohlen das Krankenzimmer betrat.

Jahor lag im Bett. Sie hatten ihm die zerrissene, blutgetränkte Tunika vom Leib geschnitten und ihn gewaschen. Ein weißer Verband polsterte die Wunde.

Am Bett stand die Meisterin Aurora und rang in einer Geste der Hilflosigkeit die Hände. »Niemand kennt sich mit der Heilkunst der Mirakler aus. Und er kann uns nichts sagen.«

Neben ihr stand Torik. Er war kurz nach ihnen durch das Tor geritten. Nun wirkte er in dem kahlen Raum, in dem fast alles weiß war, wie ein Fremdkörper mit seiner dunklen Kleidung, bedeckt vom Staub langer Reisen und etwas, das wie Blut aussah. Vielleicht von dem Biest aus dem Rand. Noréy hoffte es.

Neben Torik hockte sein Schatten, hüfthoch, die Oberfläche glatt und schimmernd. Teile schienen aus ihm herauszubrechen, fielen zu Boden und krochen dort wieder in den formlosen Körper zurück. Toriks Begleiter war verletzt. Sie wusste es sicher, obwohl sie noch nie einen verwundeten Schatten gesehen hatte.

Aurora bedachte den Krieger mit einem seltsamen Blick. Ein wenig wund, und doch spiegelte er auch Zuneigung. »Ich weiß nicht, ob ich versuchen soll, seinen Schatten aus der Wunde zu entfernen. So kann ich sie nicht versorgen.«

»Womöglich.« Torik rieb sich übers Kinn. »Wenn der Junge nur aufwachen würde.«

»Hilfst du mir?«

»Willst du es sofort machen?«

»Nein!«, rief Noréy, und die beiden, die sie zuvor nicht bemerkt hatten, fuhren überrascht herum. Sie lief an ihnen vorbei und trat an das Bett. »Der Schatten bleibt«, sagte sie bestimmt und legte

eine Hand über Jahors Herz. »Versprochen. Ich lasse nicht zu, dass sie das tun.«

»Noréy, du hast keine Erfahrung mit solchen Verletzungen. Misch dich nicht ein«, wies Meisterin Aurora sie zurecht. »Geh dich ausruhen, wir kümmern uns.«

Noréy funkelte sie entschlossen an. Alles in ihr sträubte sich. »Nein, nicht, solange ihr ihm das antun wollt. Jahor hat all seine Kräfte gebraucht, um diesen Zauber zu wirken.«

»Die Kleine hat womöglich recht, Aurora. Er ist auf Permanenz ausgelegt. Dafür spricht auch, dass er sich nicht verändert, selbst jetzt, wenn der Junge nicht bei Besinnung ist.«

»Er könnte darunter verbluten, und wir merken es nicht!«, protestierte sie, doch Noréy ahnte, dass sie gewonnen hatten. Aber vertrauen würde sie Aurora nicht. Außerdem konnten auch andere auf die Idee kommen.

Sie trug einen der Stühle aus geflochtenem Holz, die an der Wand standen, zu Jahors Lager und setzte sich. Ihr eigener Schatten lag als flache Pfütze zu ihren Füßen und verschmolz mit der Dunkelheit unter dem Bett.

»Ich bin gleich zurück«, sagte die Meisterin und verließ das Zimmer. Zurück blieb der Schattenbändiger. Seine Präsenz schien zu wachsen und die Atemluft in dem kleinen Zimmerchen zu verdrängen. Noréy sah sich nicht um. Sie fürchtete zu sehen, dass sein Begleiter tatsächlich gewachsen war, womöglich die Wände überzog und näher und näher an sie herankroch.

Sie nahm Jahors Hand in ihre, wärmte sie. »Hast du es getötet?«

»Ja.« Toriks tiefe Stimme durchdrang alles. Er hatte leise geantwortet, und doch fand das eine Wort einen unheimlichen Widerhall in ihr.

»War es schwer?«

»Ja.« Er trat an ihre Seite. Sie spürte es, auch wenn seine Schritte

kein Geräusch auf dem Boden machten. Ihr eigener Schatten zerrte an ihr und verkroch sich unter dem Bett.

Schweigend legte Torik ihr eine Hand auf die Schulter, und Noréy hätte nicht in Worte zu fassen vermocht, wie gut ihr diese kleine Geste tat. Sie hatte ihn vermisst. Dass er sie nun erneut gerettet hatte, schien ihr wie ein Zeichen der Götter. Als hätte Geedal ihn zu ihrem Beschützer bestimmt. »Wie ich sehe, hast du gelernt, mit deinem Begleiter umzugehen.«

»Das war Jahor. Er hat mir gezeigt, wie.«

»Die Mirakler sind anders als wir, Noréy. Ihre Magie ist sehr eigen. Man sagt, er sei der Letzte.«

Noréy nickte und musterte Jahors ungewöhnliches Aussehen. Sein silbriges Haar stach zuerst ins Auge. Gegen die weißen Kissen wirkte seine Haut golden und sonnengebräunt. Er war wirklich besonders. Anders als jeder sonst, nicht nur in ihren Augen.

»Kannst du mehr wie ihn?«

»Ja. Die größten Schattenmagier von allen waren Mirakler. Doch es ist nie jemandem gelungen, sie für den Krieg anzuwerben. Sie hätten das Blatt wenden können, bevor es zu spät war ...« Torik seufzte. »Die Erinnerungen verwischen mit der Zeit.«

Noréy wandte sich zu ihm um. »Du kannst nicht dort gewesen sein. Der Große Krieg ist fast einhundert Jahre her.«

»Kann ich nicht?«, erwiderte er schleppend, als müsste er selbst darüber nachdenken, ob es nicht vielleicht doch möglich sein konnte. »Für Schattenkrieger verläuft die Zeit anders, Noréy. Sehr anders.«

Sie konnte nicht glauben, dass er so alt war. Andererseits war da etwas in seinen Augen ... »Auch für mich?«

»Vielleicht, irgendwann.« Er trat näher an das Bett. »Ich hoffe nicht. Dafür müsstest du sehr viel wilder Schattenmagie ausgesetzt sein, und das bedeutet Kämpfe, Tod ... Verlust. Wünsch es dir nicht, Noréy.«

Sie nickte, musterte Jahor, dessen ebenmäßiges Gesicht zu einem gequälten Ausdruck erstarrt war. Er litt Schmerzen, aber er lebte.

»Wo bist du gewesen, Torik?«

Er holte sich einen Stuhl und setzte sich neben sie. »Am Rand. Ich wollte sehen, ob er sich verändert hat, ihn studieren ... Mehrere Tagesreisen in beide Richtungen. Dann, als ich wieder auf Höhe von Sel Nedara war, brach die Kreatur aus. Ich habe sie verfolgt und fand euch. Das Antilopenblut wird sie angelockt haben. Eure Beute war steif, Noréy. Wie lange habt ihr den Kadaver liegen gelassen? So nah am Rand ist das lebensgefährlich.«

»Wir waren schwimmen«, erwiderte sie ertappt. »Und danach ...« Sie hatten lange am Feuer gesessen. Vom Mittag fast bis zum Abend.

Torik legte ihr erneut eine Hand auf die Schulter, und dieses Mal wog sie so schwer wie ein ganzer Sack voller Schuld. »Hoffentlich schmeckt das Vieh wenigstens. Ich habe eure Beute mitgebracht.«

Er wandte sich der Tür zu und hatte sie beinahe erreicht, als Noréy sich einen Ruck gab. »Glaubst du an die Prophezeiung, Torik?«

Lange hing sein Blick an Jahor fest. »Wenn er das hier überlebt, vielleicht.«



MAIGAR

Finde sie!«

»Was?« Maigar sah seine Tante irritiert an.

Raluca stand im Turm der Wirker und starrte wie eine Rachegöttin auf ihn hinab. Es war Abend, der Schirm aus künstlichem Nebel wurde nicht mehr gebraucht, und die meisten Wirker hatten den Turm verlassen. Bis auf Meister Grimus und seine Tante war er allein auf dieser Etage.

Zum ersten Mal hatte Maigar in einem der bequemen Sessel Platz genommen, von denen aus die Wirker ihre geistigen Netze über Arboressea spannten, und bis zu diesem Moment war er davon ausgegangen, dass Raluca nur sehen wollte, ob er Fortschritte machte.

Er rieb sich über die linke Hand. Es hatte lange gedauert, bis der Schnitt verheilt war. Wieder und wieder waren Entzündungen aufgetreten, die manchmal bis in die letzte Faser seines Körpers Schmerzimpulse sandten. Als würde sich alles in ihm gegen diesen Stein wehren.

Grimus hielt es für ein gutes Zeichen. Es sei ein Kampf zwischen Gut und Böse, der dort stattfinde, sagte er. Sein Schatten gab nicht so schnell auf, er focht gegen die Herrschaft des Lichts. Das

bedeute, dass er stark sei und Maigar später ein besonders mächtiger Wirker werden könne. Immer vorausgesetzt, er überlebe die Anfangszeit.

Nun war es vorbei. Die Haut hatte sich geschlossen und eine juckende, rötliche Narbe gebildet. Um Licht zu wirken, war es zu früh. Heute waren seine geistigen Fähigkeiten gefragt.

»Konzentrier dich, Maigar. Finde das Mädchen für mich. Ich habe dich nicht ohne Grund mit Meisterin Firn und den Gardisten losgeschickt. Zeig, was du gelernt hast.«

Er nickte und versuchte, nicht an die Diebe und Gauner zu denken, die sie halb tot und mit teils schweren Verbrennungen in das Gefängnis gebracht hatten. Während er auf Verbrecherjagd gegangen war, hatte Raluca erfolglos versucht, Noréy ausfindig zu machen, doch niemand hatte sie seit dem Attentat gesehen.

»Ich bemühe mich, Tante.«

Mit tiefen, langsamen Atemzügen brachte er sich in die richtige Geisteshaltung, dann tastete er nach den ersten Steinen. In der inneren Lichtmauer gab es nur wenige. Die weißen waren nicht aufzuspüren, die schwarzen aber ...

Wie Ameisen bewegten sie sich durch die Karte in seinem Kopf.

Weiter und weiter streckte er sein Netz, weiter dehnte sich die Karte. Mehr Menschen, mehr Steine. Er versuchte, sich an jedes Detail zu erinnern. Die Begegnung mit Noréy hatte sich regelrecht in sein Gedächtnis eingegraben. Und ja, er hatte unbewusst auch ihre Signatur gelesen. Sie sich mit all seinen Sinnen, auch mit Magie, eingepägt.

»Nicht hier«, murmelte er.

»Dann strecke dein Netz weiter, finde sie.«

Beinahe verlor er die Konzentration, dann war er wieder zurück. Ließ erst die innere Lichtmauer fallen, dann die äußere. Die frei gewordene Magie streckte er in die Vorstadt. Tausende kleiner Signaturen. Menschen wie Ameisen, so viele, doch Noréy war nicht

dabei. Sein Instinkt sagte ihm, dass sie herausgeleuchtet hätte wie eine kleine Flamme, wäre sie dort gewesen.

»Nicht in der Vorstadt.«

»Dann weiter. Weiter, Maigar!«

Er ließ das Netz in der Stadt fahren, und eine Art Kraftschub schien ihn nach außen zu katapultieren. Hier gab es nur wenig Leben. Er raste durch die Steppe, über struppiges, gelbes Gras und weißen Salbei, durch eine Furt und weiter, immer weiter. Etwas zog ihn an wie eine Motte das Licht. Und da, da war sie schließlich!

Er riss die Augen auf und fuhr hoch. »Ich hab sie!«

»Wo?«

»Weit, weit draußen im Süden. Ich kann es nicht beschreiben, denn ich war noch nie dort.«

»Aber du kannst es finden?« Ihr Blick war bohrend.

Maigar zögerte. Konnte er das? Es wäre eine gewaltige Stufe auf dem Weg nach oben. Er wollte nicht irgendein Wirker von vielen sein. Wenn sie ihm schon sein Heim in der Nordfeste nahmen, dann würde er hier an Einfluss gewinnen, und zwar so viel, dass seine Familie wünschen würde, ihn nie hergeschickt zu haben. Raluca könnte ihm das ermöglichen. Doch dafür musste er in ihrer Gunst weiter steigen.

»Ich kann es!«, sagte er im Brustton der Überzeugung, der sich selbst in seinen eigenen Ohren etwas zu pathetisch anhörte.

»Gut, dann wirst du morgen Abend mit zwölf Gardisten aufbrechen, um sie zu finden. Meister Grimus wird dich begleiten. Und dann bringt ihr mir dieses Mädchen!«

NORÉY

Bis zum späten Abend erwachte Jahor nicht. Noréy war die ganze Zeit über bei ihm geblieben. Kurz hatten Inesa und Gorda die Köpfe zur Tür hereingesteckt.

»Komm essen, was sitzt du denn noch hier?«, fragte Gorda unsanft und sah dabei auf Jahor herab, als hätte sie einen Schmutzfleck auf dem Bettzeug entdeckt, der nur zufällig die Form eines Menschen besaß. Noréy musterte sie. Hatte sie sich bei ihrer Ankunft geirrt, als sie geglaubt hatte, Gorda empfinde mehr für Jahor, als sie vorgab?

Nein, da war etwas in ihrem Blick. Etwas Weiches, das ihre bisigen Worte Lügen strafte. Mochte sie ihn jetzt auch hassen, in der Vergangenheit musste sie einmal anders empfunden haben.

Inesa, die ihrer Freundin sonst in allem beipflichtete, wirkte ausnahmsweise pikiert. »Nun lass sie doch.«

»Jahor hat mir das Leben gerettet und diesen Wagemut fast mit dem seinen bezahlt«, sagte Noréy und versuchte dabei, Gordas seltsame Ablehnung so gut wie möglich zu ignorieren. »Das Mindeste, was ich tun kann, ist, bei ihm zu sein.«

»Willst du denn nicht den berühmten Schattenbändiger sehen?«

Nun musste Noréy doch lächeln. »Meinst du Torik? Den kenne ich schon. Er ist ein ...« Na, was war er denn eigentlich? »Ein Freund.«

Gorda riss die Augen auf. »Du kennst ihn?«

Noréy wandte sich wieder Jahor zu. Sie wollte jetzt nicht über Torik reden. Sie wollte schweigen. Schweigen und die Götter anflehen, den letzten Mirakler von Abrelien noch nicht zu sich zu rufen. *Wir brauchen ihn. ICH brauche ihn!*

Inesa brachte ihr später eine Schale mit kräftigem Eintopf und Brot. Es duftete nach Wild. So schnell war die Gazelle zu einer Mahlzeit geworden. Und Jahor bekam nichts von seiner Beute ab.

Sie überlegte, etwas aufzubewahren und es ihm später warm zu machen. Aber würde dieses Später kommen?

Als sie wach wurde, lag die Schale leer und kalt auf ihrem Schoß. Es war unheimlich still. Nur eine Kerze brannte noch, gleich neben der Tür. Sie flackerte in einem steten Windzug, den Noréy nicht spüren konnte. Die Flamme war so winzig, als habe sie Sorge, jemanden mit ihrem Schein zu belästigen.

Noréy fühlte sich ganz steif, als sie sich aus ihrer schiefen Haltung auf dem Stuhl aufrichtete und die Schale auf dem Boden platzierte.

Atmete Jahor noch?

Sie lauschte angestrengt, doch da war nichts. Sie erahnte ihn im Zwielicht. Er lag genauso da wie zuvor. Wieder überlegte sie, ob sie Ungewissheit und Hoffnung der Gewissheit vorzog.

Vor ihrem inneren Auge sah sie erneut, wie er von dem Stierbiest aufgespießt, an der Schulter hochgerissen und durch die Luft geschleudert wurde. Eigentlich konnte das niemand überleben. Aber er war ein Mirakler, ein Schattenloser mit einer besonderen Magie. So hatte es Torik gesagt, und er musste es doch wissen!

Sie gab sich einen Ruck, stand auf und legte ihre Hand an seine Kehle. Und da war er, ein schwacher, aber regelmäßiger Puls. Seine Haut war noch immer feurig heiß, und Noréy meinte, das Pulsieren nicht nur an der Schlagader, sondern überall sonst zu spüren.

Sie beugte sich vor. War da Blut auf dem Verband? Nein, der dunkle Fleck war ein graues Schattengeflecht. Es war aus der Wunde heraus in den Stoff gewachsen. Und es pulsierte.

Feine, eisblaue Fäden zogen sich wie Nerven und Adern durch das Grau. Das war Miraklermagie, da war sie sich ganz sicher. *Ich wünschte, ich wüsste, was sie bewirkt und wie man sie nutzt.*

»Noréy«, wisperte Jahor.

Ihr Herz setzte einen Schlag lang aus. »Ja, ich bin hier!«, wisperte sie dann. »Willst du etwas trinken, soll ich dir etwas bringen?«

»Nein, geh schlafen.«

»Aber wenn etwas ...«

»Ich verspreche dir, nicht zu sterben.« Sein schmaler Mund wurde von einem Lächeln verwandelt. Zwar stand da noch deutlich Schmerz in sein Gesicht geschrieben, doch seine Augen sahen wieder lebendiger aus. Sie zeigten in der Mitte dunkles Grau, das zu den Rändern strahlenförmig heller wurde. Das waren nicht die Augen eines Sterbenden, das spürte sie ganz genau.

Nun, da er bei Besinnung war, fiel es ihr schwerer, seine Hand zu berühren. Aber das war Unsinn. Einem Schwerkranken die Hand zu halten, war ganz normal.

Ein Kribbeln stieg von ihrem Bauch bis in die Kehle hinauf, als sie ihre Finger mit seinen verflocht. Seine Hand wurde nun auch warm. Er drückte ihre. »Schlaf gut, Noréy.«

»Schlaf gut, Jahor. Und mögen die Götter über dich wachen.« Sie erhob sich, sah ein letztes Mal auf ihn hinab und schlich dann auf Zehenspitzen zur Tür. Alles würde gut werden. An diesem Gedanken klammerte sie sich fest.

Als sie ihr Zimmer erreichte, lag Inesa im Bett und las im Schein einer kleinen Öllampe.

»Schattentheorie?«, erkundigte Noréy sich leise.

»Ja«, erwiderte sie flüsternd und klappte das Buch zusammen. »Ich denke, so langsam kommt es auch in meinem Dickschädel an.«

»Wir können morgen zusammen lernen, wenn du willst.«

»Das wäre toll, Noréy. Ich kapiere noch immer nicht, wie du mich überholen konntest.«

»Ich ehrlich gesagt auch nicht.« Noréy lachte und setzte sich auf ihre Bettkante. »Du lernst viel mehr als ich.«

»Aber deine Instinkte sind die besseren. Vielleicht denke ich zu viel darüber nach.«

Noréy nickte und dachte daran, wie Jahor ihr geholfen hatte. »Das kann gut sein. Die Verbindung musst du vor allem *fühlen*.«

Inesa drehte sich auf den Rücken, rutschte ein Stück hoch und lehnte sich gegen das Kopfteil. »Warst du bei Jahor? Wie geht es ihm?«

»Besser.«

Inesa musterte sie mit Adlerblick. »Was habt ihr überhaupt da draußen gemacht?«

Noréy lief ein Schauer über den Rücken. Sie konnte Inesa nicht erzählen, wie Jahor ihr beim ersten Mal geholfen hatte und dass danach etwas zwischen ihnen vorgefallen war, weshalb sie nach ihm gesucht hatte. »Er hat gejagt, und ich bin ausgeritten. Da ist es passiert.«

»M-hmm«, machte Inesa, wirkte aber nicht sonderlich überzeugt.

Noréy ließ den Blick über die leeren Betten streifen. »Wo ist Gorda?«

»Mit Odo und ein paar anderen unterwegs. Sie sagte, sie wollten fechten, aber wenn du mich fragst, hat Balsar wieder eine Flasche Wein stibitzt, und sie sitzen oben auf der Mauer und zählen Sterne.« Sie zwinkerte.

In Noréy kribbelte eine Frage. »Sag mal ... Ich weiß ja, dass keiner Jahor so richtig leiden kann. Aber bei Gorda ist es anders. *Mehr*. Manchmal habe ich das Gefühl, sie hasst ihn richtig, und dann wieder ...« Sie zuckte mit den Schultern.

Inesa wich ihrem Blick aus, strich ein paar Falten aus ihrer Bettdecke und legte dann ihr Buch zur Seite. »Du sprichst sie nicht darauf an, oder?«

»Ich schwöre es bei den Göttern«, erwiderte Noréy schnell und rutschte ein Stück näher.

»Ganz am Anfang, als sie herkam, hat sie sich in ihn verguckt. Das ging wohl ein paar Wochen. Dann hat er ihr eine Abfuhr erteilt, richtig schroff. Ich denke, das hat sie ihm nicht verziehen.«

»Also doch!«

Inesa verzog gequält das Gesicht. »So offensichtlich, ja?«

»Nicht sehr, nur wenn man sie etwas besser kennt. Vor ein paar Wochen hätte ich dir einen Vogel gezeigt.«

»Ein bisschen mag sie ihn immer noch, denke ich. Aber das würde sie nie zugeben. Gorda schlägt lieber um sich, als eine Schwäche einzugestehen.«

»Aber Odo mag sie von Herzen gern, merkt sie das nicht?«

»Sie will es vermutlich nicht merken. Der arme Kerl tut mir leid. Er bemüht sich wirklich sehr.«

»Vermutlich braucht sie einfach Zeit.« Noréy konnte ihr Gähnen nicht länger unterdrücken. »Und morgen helfe ich dir bei der Schattenlehre.«

»Danke«, sagte Inesa und drückte ihre Hand, doch Noréy war in Gedanken bereits wieder woanders.

Gorda hatte sich also in Jahor verliebt, und er hatte genauso reagiert, wie auch sie es von ihm bereits kennengelernt hatte. Jemand kam ihm nahe, und er stieß denjenigen mit aller Kraft von sich. Er schien niemanden an sich heranzulassen, und mittlerweile ahnte sie auch, warum. Er hatte als Kind jeden Menschen verloren, der ihm etwas bedeutete, was ihn beinahe zerrissen hatte.

Um sich selbst zu schützen, hielt er sich nun von jeglicher Nähe fern. Denn wenn man niemanden in sein Herz ließ, tat es weniger weh, diese Person zu verlieren. Das klang ganz nach Jahor – und es war eine traurige Vorstellung. Sie bedeutete auch, dass Noréy sehr behutsam sein musste. Einige wenige Momente lang war er am See offen mit ihr umgegangen. Es hatte so gutgetan, mit ihm zu reden und ihm einfach nur nahe zu sein. Diesen zauberhaften Moment durch Unachtsamkeit zu verlieren ... Nein, das durfte nicht passieren.

TORIK

Wieder in Sel Nedara zu sein, fühlte sich an, als wäre er in der Zeit zurückgesprungen. Nur dass alles, weshalb er diesen Ort einst als seine Heimat verstanden hatte, zerbrochen oder von tiefen Rissen durchzogen war.

Dennoch blieb genug, um eine trügerische Wärme auszustrahlen. Die vertraute Architektur, der Aussichtsposten auf dem Wehrgang, selbst die Flure und die kleine Küche unweit seines Zimmers, alles strahlte eine geheimnisvolle Vertrautheit aus, die bis in seine Knochen vordrang.

Erst hier hatte er gemerkt, wie müde er war. Als es nun an seiner Tür klopfte, musste er sich erst von seinem Bett aufsetzen, auf dem er im Liegen gelesen hatte. Selbst die vergilbten Folianten aus der Bibliothek Sel Nedaras fühlten sich an wie alte Freunde. »Ja?«, rief er zur Tür.

»Ich bin es. Wir müssen reden.«

Aurora. Ausgerechnet sie. Ihre Gegenwart war wie süßes Gift. Er wusste, dass es ihn schleichend umbrachte, dennoch ersehnte er nichts mehr als ihre Nähe. Jedes Mal, wenn er alleine war, schwor er sich, ihr aus dem Weg zu gehen. Doch wie sollte das gelingen, wenn sie an seine Tür klopfte? Er war nicht stark genug, um sie fortzuschicken.

Sie trat ein, so strahlend schön wie die Morgenröte. In ihrer kupferfarbenen Tunika war sie ein Abbild der Frau von einst. *Seiner* Frau von einst. Ihr Blick wanderte über die Bündel und Satteltaschen, die auf dem Boden verteilt standen.

»Du hast noch immer nicht ausgepackt? Ich hoffe, das bedeutet nicht, dass wir dich so bald wieder verlieren. Wir brauchen dich hier, Torik.«

Wir, damit meinte sie das restliche Häufchen der Schattenkrieger von einst, das sich hier am Rand versammelt hatte, um der Zeit zu trotzen. Aber wenn er *wir* hörte, dachte er nur an Aurora mit ihrer Lebensgefährtin Eline. Und die beiden brauchten ihn ungefähr so nötig wie ein drittes Bein. Etwas, worüber man stolperte und das immer im Weg war.

»Ich bleibe noch«, hörte er sich sagen, jedes Wort zäher Kleister.

»Das freut mich. Wenn du ein anderes Zimmer haben möchtest ...« Sie musterte den Raum, als könnte es wirklich an der Umgebung liegen, dass er sich innerlich so sperrte.

»Nein, nein, ist schon gut. Jedes Zimmer hier ist mehr, als ich in den letzten Jahren hatte.«

»Mir wurde von einer Hütte im Wald berichtet.«

»Sel Nedara ist ein Palast dagegen. Aber du bist sicher nicht hergekommen, um mir andere Räumlichkeiten anzubieten. Was hast du zu bereden?«

»Lass uns ein Stück gehen, ja?« Sie ließ es wie eine Frage klingen, doch sie trat gleich auf den Flur hinaus und wartete dort.

Wollte sie nicht mit ihm allein sein, oder glaubte sie, jemand könnte an der Tür lauschen?

Was es auch war, er beeilte sich, und nur Augenblicke später liefen sie lange Treppen hinauf, die im Inneren des Turmdorfes mit Absätzen auf jeder Etage aufwärts führten.

Sie liefen an anderen Dorfbewohnern vorbei, die auf den breiten Fluren vor den Wohnbereichen alltäglichen Beschäftigungen nachgingen. Hier standen Webrahmen nah am Licht, gleich neben einem Schuster, der im Sitzen an einem weichen Lederstiefel nähte. Kinder rannten um sie herum. Ein kleines Mädchen zog ein Pferdchen auf Rädern hinter sich her, ein zweites folgte mit einem Weißlöwen und knurrte dabei.

Nichts deutete daraufhin, dass der Außenposten Sel Nedara bald aufgegeben wurde. Dabei war es das letzte freie Dorf dieser Region.

In Sel Nedara schluckte kein Kind Gran-Steine. Wenn ein Schatten erwachte, lernten sie damit umzugehen wie in alter Zeit. Doch nach außen hin wahrten sie den Schein, und sobald sich Fremde näherten, verlegten sie die Aktivitäten in die Nacht.

Als sie schließlich die Mauerkrone erreichten, brach Aurora ihr Schweigen. »Es geht um das Mädchen, das du hergebracht hast. Sie ist eine gute Schülerin, überaus talentiert. Besonders.«

»Du spürst es also auch?«

Sie nickte und streifte ihr Haar zurück. Der Wind schien wild entschlossen, die roten Flechten aus der Spange zu befreien, mit der Aurora sie hochgesteckt hatte. Torik konnte den Blick nicht abwenden. In ihm wuchs der Wunsch, noch einmal ihr Haar zu berühren, ins Unerträgliche. Er wandte sich mit einem Ruck ab, trat an die Brüstung und zwang sich, statt zu Aurora in die Tiefe hinabzuschauen.

»Als ich erfuhr, dass ihre Familie bekannte Weber sind, wuchs meine Gewissheit. Der Name hat sie schließlich verraten.«

»Was meinst du?«

»Dreh ihn um.«

Torik stockte der Atem. »Olecni? Hara Olecni, die Weltenweberin, ist ihre Urgroßmutter?« Er konnte es nicht glauben und ärgerte sich zugleich, nicht selbst darauf gekommen zu sein. Die Chance, dass Noréy eine Weltenweberin war ... Was für Möglichkeiten! Im Gegensatz zu gewöhnlichen Schattenbändigern besaßen die Weber ein besonderes Verständnis für das Geflecht der Magie. Sie konnten ihr Ganzes erfassen und die Struktur verändern. Genau so jemand war nötig, um das angerichtete Unheil wieder zu entwirren!

»Du hast an Haras Seite gekämpft. Du warst dort, als die Welt zerbrach und sie von ihrer eigenen Magie zerrissen wurde. Und du hast geschworen ...«

»Ich weiß«, erwiderte er schnell, während die Erinnerungen wie umherfliegende Trümmer auf ihn einprasselten und alte Wunden

aufrissen. Es forderte seine gesamte Konzentration, die Gefühle wieder wegzusperren, um klare Gedanken fassen zu können. »Ich habe meinen Eid nicht vergessen. Das haben wir alle nicht.«

»Zu heilen, was zerbrochen ist, und nie wieder zuzulassen ... Sie ist die Weltenweberin, die uns von Geedal prophezeit wurde. Und mein Ziehsohn Jahor ...«

»... der Krieger ohne Volk.«

»Als ich ihn vor Jahren fand, habe ich es sofort geahnt und ihn schonend vorbereitet. Noch sperrt er sich gegen den Gedanken, aber ...« Aurora fasste ihn an den Armen und sah ihm mit einer Begeisterung in die Augen, die an Euphorie grenzte. »Weißt du, was das bedeutet? Wir werden miterleben, wie Abrelien wieder zusammenwächst.«

»Das hat Geedal nie versprochen«, dämpfte er ihren Elan. »Aber du hast recht, wir sollten alles daransetzen, dass die vier Krieger und Kriegerinnen gefunden werden, und ihnen zumindest den Weg zeigen, so gut wir können. Es bedeutet aber auch, dass die Welt endgültig vernichtet werden könnte, sollten sie scheitern oder die falsche Magie anwenden. Dieser Teil wird gerne vergessen, wenn sich jemand auf die Prophezeiung beruft. Ich habe gesehen, dass ihr ihn auch nicht mehr über dem Mosaik im Hof stehen habt.«

»Das war Elines Idee. Sie will den Kindern keine Angst machen. Niemand will die Welt, in der wir leben, vollständig zugrunde richten. Es würde ihnen den Mut nehmen, meint sie.«

Eline. Natürlich. Torik versuchte, seinen Unmut herunterzuschlucken, doch es gelang ihm nur schlecht. »Einer Prophezeiung hinterherzuhetzen, ohne ihre Schattenseite zu kennen, ist genau die Denkweise, die erst dazu geführt hat, dass Abrelien zerriss.« Damals hatten sie mit Magie experimentiert, die so mächtig war, dass niemand die Konsequenzen kannte. Doch sie waren so kurzzeitig gewesen, so besessen von der Vorstellung, den Krieg ein für alle Mal mit einem gewaltigen Schlag auf dem Schlachtfeld zu beenden,

dass es sie nicht gekümmert hatte. »Wir dürfen die Fehler von einst nicht wiederholen!«

»Torik.« Sie seufzte, stützte sich auf die Brüstung und beugte sich weit vor. »Es kann noch Jahrzehnte dauern, bis sie so weit sind und sich die gesamte Konstellation entfaltet.«

Er rieb sich übers Kinn. »Das glaube ich nicht. Die Zeichen sind bereits vorhanden. Unruhe in den Städten, erneutes Blutvergießen, und der Rand ist instabil. Früher hätte er sich niemals verschoben. Damit, dass er die Siedlungen der Mirakler verschlang, hat alles angefangen. Das war wie ein Startsignal. Ich war dort, Aurora. Die Struktur ändert sich. Er wird dünner. Risse entstehen und lassen mehr Kreaturen entkommen, vielleicht geht die Grenze bald ganz entzwei. Mir scheint, die Götter sind ungeduldig mit uns. Ihr Plan ist schiefgegangen. Der erzwungene Friede führt nicht zur Versöhnung. Nur weil in Sel Nedara der Hass zwischen den Völkern besiegt ist, bedeutet es nicht, dass es woanders auch so kommen wird. Wenn alles, was Noréy erzählt hat, der Wahrheit entspricht, versucht eine bislang unbekannte Partei, die Herrschaft der Meerleute in Arboressea zu untergraben, indem sie deren Sicherheitsversprechen Lügen straft. Es gibt Blutbäder in der Stadt. Und statt offen einzugestehen, dass es zu Angriffen kommt, vertuschen die Fürsten die Attentate, indem sie sämtliche Zeugen ermorden oder mundtot machen. Das geht nicht mehr lange gut. Wald und Steppe werden sich auflehnen. Und dann haben wir einen neuen Krieg.«

Sie nickte und sah dabei auf die kleine Schar Schüler hinab, die mit Meister Garyan den Schwertkampf übten. Dabei sollten sie ihren eigenen Schatten als Schild benutzen.

Die Schreie, wenn die hölzernen Übungsschwerter auf Arme und Beine krachten, drangen bis zu ihnen hinauf.

Torik musterte mit einem seltsamen Gefühl von Stolz, wie Noréy jeden Angriff erfolgreich blockierte. Ihr Schatten bedeckte dabei

ihren gesamten linken Arm bis zur Schulter hinauf und bildete blitzschnell Knoten, Platten und Verdickungen, sobald sich die Übungs- waffe ihres Gegners näherte. Ihre eigenen Ausfälle waren hingegen allenfalls Mittelmaß. Aus ihr würde nie eine wirklich gute Fechterin, aber das war auch nicht wichtig, solange sie sich ausreichend verteidigen und zugleich weiter Magie wirken konnte.

»Denkst du, die anderen zwei sind ebenfalls bereits hier?«

»Noréy gehört zum Waldvolk. Inesa ist die Einzige von der See, die mir zu passen scheint. Sie ist in der Praxis noch nicht sehr gut, was aber nicht an ihrem Unvermögen liegt, sondern an einem chaotischen Schatten, unstet wie das Meer. Wenn sie den in den Griff bekommt, ist sie die stärkste ihres Volkes. Von der Ebene sind viele hier, aber Odo und Gorda scheinen mir die Vielversprechendsten. Sie sind es auch, die Noréys Nähe suchen. Beinahe, als hätten sie ihre Ankunft erwartet, ohne es selbst zu merken. Seitdem sie da ist, pflegen sie zu den anderen nur noch oberflächlichen Kontakt.«

»Wir sollten sie gemeinsam unterrichten«, sagte Torik aus einem Gefühl heraus.

»Wir?« Aurora sah ihn ungläubig an. »Das heißt, du bleibst?«

»Habe ich denn eine Wahl?«

NORÉY

Wir sind jetzt in einer eigenen Übungsgruppe, du, Odo, Inesa, Gorda und ich«, verkündete Noréy.

Jahor saß in seinem Bett, im Rücken einen Kissenberg, weil er nicht länger liegen wollte, und verzog bei ihren Worten abfällig das Gesicht. »Wem ist denn der Unsinn eingefallen? Ich habe immer allein trainiert.«

»Jetzt nicht mehr. Und ich sage dir, von Torik kannst du viel lernen.«

»Torik?« Er sah sie ungläubig an. »Er unterrichtet jetzt in Sel Nedara?«

»Nur uns, das ist seine Bedingung, habe ich so rausgehört.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«

»Musst du auch nicht«, erwiderte sie gut gelaunt. »Fühlst du dich gut genug, um aufzustehen?«

Seit dem Angriff durch die Kreatur war fast eine Woche vergangen, von der er die meiste Zeit schlafend verbracht hatte. Seit dem Vortag hatte sich sein Schatten jedoch größtenteils aus der Wunde zurückgezogen, und er wirkte wacher.

»Ich warte eigentlich noch auf einen neuen Verband. Meisterin Eline wollte ihn wechseln, aber dann ... meine Beine sind ja in Ordnung.« Er grinste, setzte sich auf die Bettkante und schob die Füße über den Rand.

»Ich kann dich auch verbinden ... denke ich.«

Er wies mit dem Kinn auf das Tischchen, wo alles bereitlag. Auch ein Töpfchen Salbe war dabei. »Ich kann auch warten, aber ... Wenn du willst, mach nur. Ich bin allerdings keine große Hilfe.« Er begann mit der Linken, den Verband zu lösen, dann überließ er es Noréy, Schicht um Schicht abzuwickeln. Das Gewebe würde ausgekocht und wiederverwendet werden. Zuunterst befand sich ein Pflaster aus Moos, das im feuchten Zustand zu einer Art Filz geklopft worden war. Nun hatte es sich mit Wundflüssigkeit und ein wenig Blut vollgesogen. Noréy zog es vorsichtig ab, doch die Weise, auf die Jahor schlagartig blass wurde und die Luft anhielt, sprach Bände. »Es tut mir leid.«

»Mach einfach.« Er krampfte die Finger in seine Bettdecke, während Noréy sich seinem Rücken zuwandte. Auch dort musste das Moospflaster herunter, doch hier war es regelrecht mit der Wunde verbacken. Noréy pellte es von allen Seiten ab, bis eine

kleine Kruste aus Moosfetzen, trockenem Blut und ... Schatten zurückblieb.

Schatten! Um etwas anderes konnte es sich bei der grauen Substanz nicht handeln. »Er ist mit dir verwachsen«, murmelte Noréy ungläubig und konnte nicht anders, als die Stelle zu berühren.

Jahor sog mit einem scharfen Zischen Luft durch die Zähne. »Wie sieht es aus?«, fragte er dennoch neugierig.

»Grau.« Etwas anderes fiel ihr nicht ein. »Und es heilt gut. Ich mache jetzt die Salbe drauf.« Sie nahm eine ordentliche Portion und verstrich sie erst auf dem Rücken, dann auf der Brust. »Hier ist er nicht ... oder zumindest weniger.«

Seine Haut war weich und sonnengebräunt. Die alten Narben waren dünne, weißliche Linien, fein wie geheimnisvolle Runen. Mit der Fingerspitze folgte sie einer, die wie ein Wegweiser von der Brust zu seiner Kehle führte.

Jahor legte seine Hand auf ihre und hielt sie einen winzigen Augenblick fest. Erschrocken stand Noréy auf und griff nach dem Verbandszeug. Was war nur in sie gefahren? Sie sollte ihn verbinden und nicht ... nicht ...

Was auch immer sie da gerade getan hatte.

Mit hochrotem Kopf brachte sie die Aufgabe zu Ende. Dass Jahor sie dabei unbeirrt ansah, machte es um ein Vielfaches schlimmer.

»Fertig«, sagte sie schnell und wandte sich ab, um nicht das spöttische Funkeln in seinen Augen sehen zu müssen.

»Noréy, bevor du aus dem Zimmer stürmst ... Hilfst du mir in die Tunika? Ich kann den Arm nicht heben.«

Seine Worte brannten, als hätten sich ein paar wütende Ameisen unter ihrer Kleidung festgesetzt. Ihr überstürzter Fluchtversuch war womöglich noch peinlicher als ihre roten Wangen.

»Ja, natürlich«, erwiderte sie schnell und wandte sich um.

Hatte sie sich den leisen Spott in seinem Blick nur eingebildet? Als sie ihn nun ansah, war keine Spur davon geblieben. Hinter der

leisen Traurigkeit, die zu ihm gehörte wie das silbrige Haar und die grauen Augen, schien auch er ein wenig peinlich berührt von der plötzlichen Nähe zwischen ihnen.

Die Tunika hielt er bereits in der Hand. »Nur zur Warnung, ich werde fluchen wie ein Rohrspatz.«

»Wenn es so wehtut, solltest du es vielleicht besser bleiben lassen.«

»Und für immer hier drinnen versauern, während ihr mit dem legendären Torik ren Hulme die Schwerter kreuzt? Niemals!« Er lachte und lachte noch, als sie ihm die Tunika über den linken Arm schob und er sich mit ihrer Hilfe hineinzwängte. Er fluchte nicht. Doch als er den Kopf schließlich durch den Ausschnitt schob, war er schlohweiß, und sein Atem jagte. Wackelig kam er auf die Beine.

»Du kannst dich auf mich stützen.«

»Ich fürchte, das muss ich auch.«

Den rechten Arm auf ihren Schultern, machten sie die ersten gemeinsamen Schritte.

Es fühlte sich ganz natürlich an, ihren Arm um seine Mitte zu legen. Schnell fanden sie einen langsamen Gleichschritt.

»Ah, tut das gut«, seufzte er. »Danke.«

»Jederzeit, Jahor. Schließlich ist es meine Schuld, dass es dir so schlecht geht.«

»Wie kommst du denn darauf? Bist du eine blutrünstige Kreatur aus dem Rand? Das sieht man dir gar nicht an. Dafür bist du viel zu hübsch.«

Die flapsige Erwiderung, die ihr auf der Zunge lag, schaffte es nicht an ihrem plötzlichen Herzklopfen vorbei. »Nein, ich ... Danke.«

Sie senkte den Blick auf den Boden. Ihre Füße im Gleichtakt, Schritt, Schritt ... Warum wurde das Glühen in ihren Wangen nicht weniger?

Die Nähe zu ihm, die Wärme, die er ausstrahlte ... Es war, als

würde sie nach einem langen Winterspaziergang heimkommen und sich ans Feuer setzen. Er trieb die Kälte der Trauer aus ihrem Körper. In seiner Nähe schwand das Gefühl, von einer gewaltigen Hand aus Stein gepackt worden zu sein, die sie langsam erdrückte.

»Ich hoffe, ich habe nichts Falsches gesagt, Noréy«, sagte er mit belegter Stimme, so leise und vorsichtig, als könnte er sie mit jedem lauten Geräusch vertreiben.

»Das hast du nicht.«

»Gut.« Aus dem Augenwinkel konnte sie sehen, wie sich ein Lächeln in seinen Mundwinkel stahl. Seine rechte Hand drückte ihre Schulter, dann waren sie plötzlich an der Tür, die auf den Dachabschnitt führte, wo an diesem Tag der Unterricht stattfand.

Mit einem Anflug von Mut zog sie Jahors Hüfte an sich, fühlte die kräftigen Muskeln, die sich in seinem Rücken spannten. Ihre Blicke begegneten sich, und Noréys Mund wurde mit einem Mal ganz trocken. Sie waren einander so nah, dass sie den waldigen Geruch des Moospflasters wahrnahm und darunter den ureigenen, samtigen Duft seiner Haut ...

Schritte.

Dann wurde die Tür aufgerissen, und sie wären beinahe mit Gorda zusammengeprallt. »Huch. Hier sind sie, Meister ren Hulme.« Ihr Blick huschte von Noréys Gesicht zu Jahors. Ahnte sie etwas? Die Missbilligung war deutlich. »Ich war auf dem Weg, nachzusehen, ob ihr noch auftaucht.«

»Jahor ist schwer verletzt, Gorda. Falls du es nicht mitbekommen hast, wir wurden von einer Schattenkreatur angegriffen«, fuhr Noréy sie deutlich heftiger an als beabsichtigt.

Ihre Freundin drehte sich ruckartig um und trat ohne ein Wort zurück aufs Dach.

»Da seid ihr ja«, sagte Torik, ohne auf das kleine Drama zwischen den Schülerinnen einzugehen. Auf Noréy wirkte er völlig verändert und um Jahre jünger. Frisch rasiert, das Haar gekürzt und

eng an den Kopf gelegt, trug er eine knielange, wattierte Tunika und darüber einen blitzenden Schuppenpanzer. Sie hatte zwar nie bewusst darüber nachgedacht, doch genau so hatte sie sich einen Krieger aus alter Zeit immer vorgestellt.

Jahor starrte, als sähe er einen Geist.

»Setz dich dorthin«, sagte Torik nur und wies auf einen Stuhl, der sich unter einem breiten Baldachin befand. Wenn die Sonne richtig hoch stand, wurde es auf der breiten Mauerkrone des Turmdorfes glühend heiß, da half auch der stete Wind aus Westen nicht mehr viel.

»Komm«, sagte Noréy leise.

»Warum bin ich auch ausgerechnet heute zu nichts zu gebrauchen?«, murrte er und schien ernstlich bestürzt, nicht am Unterricht teilnehmen zu können.

»Das wird schon«, flüsterte Noréy ihm zu, dann nahm sie bei den anderen Aufstellung.

Torik lief auf und ab, als fiele es ihm schwer, herumzustehen. »Ihr fünf seid angeblich die vielversprechendsten Schattenbändiger von Sel Nedara. Deshalb wurdet ihr ausgewählt, eure Fertigkeiten unter meiner Leitung zu verfeinern. Fortan übernehme ich gemeinsam mit Meisterin Aurora eure weitere Ausbildung.«

»Was? Das ist ja der Wahnsinn«, flüsterte Gorda Inesa zu. »Das glaube ich nicht. Ich doch nicht!«, protestierte Inesa.

»Ruhe!«

Die Mädchen fuhren erschrocken zusammen und schienen ein wenig zu schrumpfen. Der schweigsame Odo hingegen stand kerzengerade und mit gestrafften Schultern da und konnte sich ein triumphierendes Grinsen nicht verkneifen.

»Inesa, ich sehe dir die Zweifel an. Ja, es mag sein, dass du mit deinem Schatten noch Schwierigkeiten hast, aber Meisterin Aurora denkt, dass er besonders stark ist. Und deshalb bist du hier.«

Inesa nickte schnell.

»Heute möchte ich sehen, was ihr könnt. Macht euren Schatten so klein wie möglich, und dann greift mich an.«

Noréy schluckte und sah zu Jahor herüber, der wie gebannt an Toriks Lippen hing. Doch etwas stimmte nicht. Was sie erst für Begeisterung gehalten hatte, trug etwas Dunkles in sich. Sein Blick war starr. Gräulicher Schatten sprang zwischen seinen Fingern wie ein winziges Tier, das blaue Blitze schlug.

Noréy schob es auf seine Anspannung. Er wollte unbedingt mit dem bekannten Schattenbändiger trainieren, und nun machte ihm seine Verwundung einen Strich durch die Rechnung. Hätte sie nicht auch Jahors andere Seite gekannt, wäre es leicht gewesen, die Meinung der anderen über ihn zu teilen, dass er übellaunig und manchmal auch unheimlich war.

»Wir haben noch keine Kampf magie gelernt, Meister Torik«, sagte nun Odo.

Torik wirkte ehrlich überrascht. »Was bringen sie euch denn sonst heute hier bei?«

»Verteidigung!«, rief Gorda scheinbar eifrig bemüht, den Tadel wieder auszumerzen. »Kann ich es zuerst versuchen?«

»Natürlich, stell dich da rüber. Und denk immer daran, wo sich die anderen befinden. Du willst ja niemanden verletzen.«

Gorda nickte schnell, dann ließ sie ihren Schatten schrumpfen, bis er nur noch ein kleiner Fleck zu ihren Füßen war. Als Torik nichts sagte, nahm sie es als Aufforderung für den nächsten Schritt.

Noréy beobachtete ganz genau, was sie tat, von der vor Anspannung eingesogenen Unterlippe über die verkrampften Hände. Plötzlich schoss Gordas Schatten vor, formte eine Spitze und raste auf Torik zu. Der wich mit einem schnellen Schritt aus, und der Angriff verpuffte neben ihm. »Nicht schlecht für den Anfang. Noréy als Nächste.«

»Ich?« Mit weichen Knien trat sie vor und überlegte. Torik hatte Gordas Angriff kommen sehen. Zielgerichtet und gerade... So

leicht würde sie es ihm nicht machen, auch wenn ihr nicht klar war, wie man einen Schatten überhaupt zu einer Waffe formte. Ihr Ziel würde sein, ihn zu berühren, das allein war schon eine Kunst für sich.

Ihr schwarzer Begleiter schrumpfte zu einem faustgroßen Klecks. Noréy schloss die Augen, rief im Geiste das Band hervor, blau, silbern und rot. Ein Muster von Dornen und Flügeln, es spliss auf, schmiegte sich um die Schwärze und verlieh ihr eine neue Form.

Als sie die Augen wieder öffnete, kroch eine armdicke Schlange auf Torik zu. Inesa stieß einen Laut des Staunens aus, doch für Noréy war all das in diesem Moment weit weg. Die Schattenschlange war nun ganz nah an ihrem Ziel. Sie richtete sich auf und wuchs und wuchs. Schwang hin und her.

Hoffentlich klappte es!

Noréy hielt den Atem an. Mit einem scharfen Knistern spaltete sich die Schlange schlagartig auf und stieß von zwei Seiten auf Torik zu.

Der wirkte ehrlich überrascht, wehrte eine mit dem Arm ab und wich der anderen aus.

Dann löste sich der Schatten auf.

»Sehr gut, Noréy! Wer möchte ...«

Wie aus dem Nichts türmte sich vor ihm eine graue Wand auf. Statisches Knistern.

Jahor saß noch immer auf seinem Stuhl und lenkte seinen Schatten mit bloßem Willen, während die anderen Schüler weiter zurückwichen.

Das Grau bebte und waberte. Die bläulichen Adern darin pulsierten mit hypnotischem Rhythmus, veränderten beständig die Richtung.

Jahor wurde vor Anstrengung schlohweiß im Gesicht. Er krampfte die Hände um die hölzerne Sitzfläche seines Stuhls. Als Noréy glaubte, die Schattenmauer wäre bereits das, was er erschaf-

fen wollte, schossen plötzlich speerlange Dornen daraus hervor und begannen, auf Torik einzustechen.

Sie konnte der Krieger nicht sehen, der graue Schatten schluckte fast alles. Doch Torik keuchte deutlich hörbar und hatte offensichtlich alle Mühe auszuweichen.

Jahor warf in stummer Agonie den Kopf in den Nacken.

»Er bringt ihn um«, kreischte Inesa plötzlich.

Dann raste ein schwarzer Schemen im Bogen am Grau vorbei und krachte gegen ein Stuhlbein. Jahor fiel von seinem Sitz, und im gleichen Moment implodierte sein Schatten.

Torik stand da, ein wenig außer Atem, doch scheinbar unverletzt, und hob seinen linken Handrücken, um ihnen allen einen dünnen Schnitt zu zeigen, aus dem ein einzelner Blutstropfen quoll. »Eines Miraklers würdig, Jahor Sarevil! Du hast viel Potenzial.«

Jahor lag noch immer auf dem Boden. Ein dünnes Stöhnen riss Noréy aus ihrem gebanntem Staunen. Sofort war sie bei ihm und kniete sich hin. »Jahor! Alles in Ordnung?«

Sein Blick war pechschwarz und ungeheuer wütend. Sie zuckte zurück, schob es dann aber auf die Kränkung, vom Stuhl geschubst worden zu sein. »Komm, ich helfe dir hoch.«

Sie stellte zuerst den Stuhl hin und fasste ihm dann unter den Arm. Dennoch dauerte es quälend lang, bis er auf seinen Beinen stand.

»Mir reicht es für heute«, fauchte er und schüttelte Noréys Hand ab.

»Warte, ich helfe dir.«

»Nein!« Schatten fuhr aus seinem Leib und formte eine Art Stütze.

»Wo willst du hin? Der Unterricht ist noch nicht zu Ende«, rief Torik, doch Jahor sah sich nicht einmal um. Da war so viel Zorn in ihm, dass er Noréy auf der Haut brannte. Mit dem ratlosen Gefühl, ihm in diesem Moment nicht helfen zu können, sah sie ihm nach.



JAHOR

Am liebsten hätte er seinen Zorn so laut herausgebrüllt, dass man es bis zum Wilden Rand hörte.

Stattdessen schlug er mit der Faust gegen die Wand. Die Erschütterung drang bis in seine Wunde und zwang ihn beinahe in die Knie.

Er keuchte, rang nach Atem. Als er sich wieder gefasst hatte, blieb von seinem Ausbruch ein blutiger Abdruck auf dem Putz zurück. Erst jetzt begannen die Knöchel zu schmerzen. Gegen die Wand gestützt, wankte er seinem Zimmer entgegen.

Sein Schatten war noch immer an seiner Seite, bedeckte ihn wie eine zweite Haut und wuchs als Stütze zum Boden. Doch er war ähnlich schwach wie Jahor.

Wie hatte er sich nur auf diese Provokation einlassen können? Torik hätte ihn vermutlich nicht einmal aufgefordert, aktiv am Unterricht teilzunehmen, solange er derart schwach war. Und was tat er?

Statt genau zu beobachten und Toriks Fähigkeiten zu studieren, hatte er sich auf ihn gestürzt wie ein tollwütiger Hund.

In seinem Zimmer angelangt, entschied sich Jahor um. Die Zeit, im Bett zu liegen, war vorüber. Er musste in die Bibliothek. Torik

ren Hulme hatte seine Neugier geweckt. War er wirklich der gleiche Mann, der damals im Großen Krieg gekämpft hatte? Oder nur ein Nachfahre gleichen Namens? Was genau wollte er in Sel Nedara, was wollte er von den Schülern? Zog auch ihn diese dämliche Prophezeiung an, mit der ihm Meisterin Aurora ständig in den Ohren lag?

Es gab nur einen Ort, wo er Antworten finden würde.

Eingehüllt vom Duft der Bücher, Schriftrollen und alten Folianten, schrumpfte sein Zorn unweigerlich. Dieser Ort ließ giftige Gefühle nicht zu, das war ihm schon in den ersten Tagen aufgefallen, als sie ihn wie ein verlaustes, streunendes Kätzchen in Sel Nedara aufgenommen hatten und die Bibliothek für ihn nicht mehr gewesen war als ein Ort, an dem er allein sein und unbeobachtet weinen konnte.

Auch jetzt kehrte die Erinnerung an die ersten Tage zurück. An den Schmerz von damals. Er war ein mit Wunden übersätes Kind gewesen, verletzt an Körper und Seele. Er hätte sterben können. Eigentlich wäre es der deutlich leichtere Weg gewesen, als sich ostwärts zu schleppen, phasenweise nur noch auf allen vieren kriechend. Wäre da nicht die verzweifelte Stimme seiner Mutter in seinem Kopf gewesen. »Jahor, lauf davon, so weit du kannst. Du musst leben, hörst du, mein Junge? Schwöre es mir!«

Er hatte es geschworen, weinend, während ihm der magische Sturm des Wilden Randes die Worte aus dem Mund riss und ins Nirgendwo verschleppte. Dann war alles ganz schnell gegangen. Das Dach wurde davongefetzt, als wäre es aus Papiermaschee. Holzschindeln peitschten durch die Luft, und dann raste etwas Großes auf sie zu. Vater warf sich ihm entgegen und wurde zerrissen, dann kam Mutters Stoß. »Spring!«, schrie sie.

Er krachte gegen das Fenster, das wie durch ein Wunder bis zu diesem Moment noch heil geblieben war, brach hindurch und landete in einem Scherbenmeer vor dem Haus.

Der magische Wind drückte ihn nieder, fetzte ihm die Kleidung vom Leib ... und dann kroch Jahor los, ostwärts, wie er es versprochen hatte. Er schaffte es, den Wilden Rand zu verlassen, der nun genau in ihrem Dorf verlief, gelangte immer weiter ... wie, das wusste er bis heute nicht.

Wie oft hatte er in jenen ersten Tagen einfach liegen bleiben wollen. Wäre da nicht der Schwur gewesen, weiterzuziehen und -zu leben.

Sein einziger Begleiter war sein Schatten. Jahor hatte schnell gemerkt, dass er sich verändert hatte, lebendiger und irgendwie größer geworden war. Es machte ihm Mut, und so leistete er einen weiteren Schwur. Er würde seine Eltern rächen.

Anfangs betrachtete er jeden, der aus einem der drei Völker stammte, als schuldig. Zwar hatte der Rand seine Familie, die Freunde und schlicht jeden ermordet, den er kannte. Doch erschaffen worden war er schon viel eher. Ein Jahrhundert eher.

Zunächst hatte er seinen Racheplan als gescheitert erachtet. Doch dann wurde ihm bewusst, dass große Schattenmagier womöglich in der Lage waren, den Wilden Rand zu bewegen. Wenn es jemand getan hatte, würde er denjenigen finden und vernichten.

Und dann hatte ihn das Schicksal ausgerechnet nach Sel Nedara in ihre letzte Festung geführt. Die Götter schienen seinen Weg gutzuheißen. Hier gab es eine schier endlose Sammlung von Wissen und alten Gesetzestexten. Wenn es Kunde über einen derart mächtigen Schattenmagier gab, dann würde er sie hier finden. Und wenn er ihn gefunden hatte, dann würde er ihn stellen. Aber das ging nur, wenn er selbst ein meisterlicher Schattenbändiger wurde. Und solch eine Entwicklung brauchte Zeit.

Geduld war sein größtes Problem, doch nach und nach war er in seine Aufgabe hineingewachsen. Er wurde älter und sog das Wissen wie ein Schwamm auf. Mit der Zeit hatte er sich abgenabelt, sich innerlich mehr und mehr distanziert und sein Herz mit einer Art

Panzer umgeben. Jeder, der ihm zu nahe kam, wurde davongestoßen, weil Jahor nie wieder verletzt werden wollte.

Nun humpelte er in den hintersten Winkel der Bibliothek, in den sich bis auf die wissbegierige Inesa sonst nie jemand verirrt.

Hier verstaubten die Bücher, die von den Schattenbändigern Sel Nedaras vor der Vernichtung bewahrt worden waren. Darauf bildeten sie sich viel ein. Nimmermüde erwähnten sie, wie schlau sie selbst und wie ignorant die Arboessaner waren. Dabei las auch von ihnen fast niemand in den Folianten.

Er stützte sich an den Regalen ab und schlurfte auf einen bestimmten Kodex zu, den er schon seit einem Jahr nicht mehr in Händen gehalten hatte.

Die dicke Staubschicht darauf verriet, dass es auch kein anderer getan hatte. Jahor zog den Band aus dem Regal. Das Gewicht ging beinahe über seine Kraft. Mit einem Knall ließ er das Buch auf einen Tisch fallen, sank auf einen Stuhl und schlug den Holzdeckel auf. Staub tanzte im Licht eines schmalen Fensters.

Die Anfangsbuchstaben auf jeder Seite waren kunstvoll mit Gold und verschiedenen Farben verziert. Jahor runzelte die Stirn. Die alte Schrift war schwer zu lesen, als gäbe es in jedem Wort drei Bögen, Punkte oder Haken zu viel. Es dauerte, bis er sich wieder hineinfand. Dann aber flog er durch die Seiten. Las, wie jedes der drei Völker Schattenbändiger als Söldner anwarb, damit diese die regulären Armeen mit Magie unterstützten. Jahre ging es so, bis es so viele Tote gab, dass die Schlachtfelder mit mehr Leichen übersät waren, als noch Krieger auf den Beinen standen.

Der Hass wuchs ins Unermessliche. Kinder von vierzehn Jahren wählten die Waffe statt des Lebens, zogen freiwillig in die Schlacht, weil daheim niemand mehr übrig war, mit dem sie in die Zukunft gehen konnten.

Und noch immer heuerten die Fürsten mehr Schattenbändiger an, in der Hoffnung, in einem entscheidenden, letzten Schlag den

Sieg zu erringen. Doch am Ende hatten sie nicht den Sieg errungen, sondern ein Ende der bekannten Welt.

Die Götter hatten ein für alle Mal genug. Als der große Zauber den Kontinent zerriss, mussten die Überlebenden die Feindschaft aufgeben und zusammenrücken.

Die letzten Schattenbändiger flohen wie geprügelte Hunde in die Berge und überließen den niederen Wirkern das Feld, die fortan für den Schutz der Städte sorgten.

Hier brach der nüchterne Bericht ab, und der unbekannte Autor streute Gerüchte ein ... nein, *Märchen* war vielleicht das passendere Wort. Von Helden, die auszogen, die Kreaturen zu vernichten, die zwischen den Städten wüteten, angelockt vom Blut und Gestank der Leichen auf den Feldern.

Einer davon war Torik ren Hulme. In den Geschichten war er ein Held. Wer dies aufgeschrieben hatte, würde nicht wollen, dass die Glanzgestalt seiner Erzählung Risse bekam.

Der Torik, gegen den er heute gekämpft hatte, wirkte nicht wie der hehre Ritter aus dem Buch. Er wusste sehr wohl, dreckig zu kämpfen, das hatte Jahor am eigenen Leib erfahren. Auch deshalb fühlte es sich wie ein kleiner Triumph an, als er las, Torik habe sich geschworen, nie wieder gegen Menschen zu kämpfen. Weder Schwert noch Schatten sollten je wieder deren Blut vergießen.

Eine Lüge!

Noréys Erzählung war drastisch gewesen. Torik hatte sämtliche Gardisten, die sie verfolgten, abgeschlachtet. Sie ritt sogar das Pferd ihres Anführers, das veränderte Brandzeichen war ein deutlicher Beweis.

Wenn das schon gelogen war, dann konnte auch am Rest der Sage vieles erfunden sein. Ja, er brachte Biester vom Rand zur Strecke, aber alles andere ... Torik war kein strahlender Held, aber was war er dann?

Jahor blätterte langsam weiter durch den Folianten, doch seine

Konzentration war dahin. Statt zu lesen, sah er die Bilder an, verlor sich in den Schnörkeln, die sich um die Zeilen schmiegen, und dachte an Noréy.

Warum konnte er sich nicht von ihr fernhalten? Jeden Morgen nahm er es sich beim Aufwachen vor und hatte es gleich darauf wieder vergessen. Sie war nicht gut für ihn, machte ihn schwach. Hätte er es nicht besser gewusst, er hätte es auf einen Zauber geschoben. Keinem Mädchen, nein, überhaupt keinem Menschen war es in all den Jahren gelungen, ihm derart nahezukommen. Sich zu öffnen, empfand er als Schwäche. War es doch einmal geschehen, sagte er ein paar Gemeinheiten und ging auf Abstand.

Bei ihr konnte er das nicht. Sämtliche Schutzmechanismen versagten, wenn sie ihn mit ihren großen, traurigen Augen ansah. Sie waren sich zu ähnlich. Ihr Schmerz war mit seinem verwandt, und er brachte es nicht über sich, ihr noch mehr wehzutun.

Außerdem hatte sie ihn durchschaut. Für sie war seine Ablehnung nicht mehr als ein billiger Puppenspielertrick. Und recht hatte sie. Er sehnte sich nach ihr, tat es jeden Augenblick. Auch hier in der Bibliothek mischte sich zarter Kirschduft in den muffigen Staubgeruch. Es war ihr Duft, der ihres Haars, das schwarz war wie ihr Schatten selbst.

Er hing in seiner Kleidung ... Wie lange sie sich nahe gewesen waren! Es hatte ihm den Atem geraubt und seine Welt, die seit Jahren um dasselbe Zentrum kreiste, aus dem Takt gebracht.

Heute hatte er es sich erlaubt. Ein Moment der Schwäche, die ihn bitter zu stehen kommen würde. Nie würde er aus seiner Erinnerung löschen können, wie es sich anfühlte, wenn ihr Atem über sein Gesicht strich, so nahe, dass er sie beinahe geküsst hätte. Sich in ihren Augen zu verlieren, die auf der Suche nach einer weiteren Farbveränderung immer wieder die seinen musterten.

In den Jahren in Sel Nedara hatte er beinahe vergessen, dass seine Augen etwas Besonderes waren, denn er sah selten in den Spiegel,

und alle anderen hier hatten Augen wie Noréy... Nein, nicht wie sie, das gelang niemandem! Ihre Augen strahlten im hellen Blau des Frühlinghimmels, auch wenn die Trauer nie ganz daraus verschwand. Ein Teil von ihm wollte nichts mehr, als sie glücklich zu machen und diesem Ziel all seine eigenen hochfahrenden Pläne unterzuordnen. Aber das konnte und durfte er nicht.

Und wenn er sie auf seine Seite brachte?

Nein, das war nicht richtig... Und doch... Er wollte diesen Gedanken nicht zu Ende führen. Energisch lenkte er den Blick zurück auf seine Lektüre, die längst nicht mehr von Torik ren Hulme berichtete. Es waren weitere Märchen. Er überflog auch sie. Oft hatte er an diesen Stellen das Interesse verloren, doch nun sog er sich einem Impuls folgend an den Zeilen fest, um endlich Noréys scheues Lächeln aus seinen Gedanken zu verbannen.

Der große Pero Lenn stieg auf seinen Schatten und reiste schneller als der Wind, stand dort. Er las es noch einmal. Ja, wirklich, da ließ sich jemand von seinem Schatten durch die Gegend tragen wie von einem Pferd. Und nicht nur das. Dort stand geschrieben, dass er die großen Türkisklüfte erreichte – was auch immer das sein sollte –, und da die Schlucht zu breit war, erhob er sich auf seinem Schatten in die Lüfte. *Er flog!* Auf seinem verdammten Schatten! Und es war ein Mirakler wie er! Es war eindeutig auf der zugehörigen Illustration zu erkennen, wo eine kleine menschliche Figur auf etwas kauerte, das wie eine Mischung aus Wolke und Adler aussah. Das Gebilde war hellgrau und von feinen blauen Linien durchzogen. Ein Miraklerschatten!

Jahor blätterte hastig durch das Buch, suchte nach anderen Illustrationen, die Schatten zeigten. Nein, die waren meist tintenschwarz. Der Autor kannte den Unterschied.

Dass der angeblich so große Pero Lenn später von einer drachenartigen Kreatur, vermutlich aus dem Rand, getötet worden war, fand sich ganz unten als wenig rühmliches Ende seiner Sage.

Jahor sah auf seinen Schatten hinab, der sich wie eine dunkle Gewitterwolke unter seinem Lesetisch tummelte. Tief im Inneren waren die feinen, bläulichen Magiefäden zu erkennen, die ohne jedes System mal heller und mal dunkler schimmerten. Ebenso wie Jahors Augen war auch sein Schatten eine Besonderheit, die es nur unter Miraklern gab. Kein Volk sonst besaß leuchtende Schatten in einer anderen Farbe als Schwarz.

Jahor streckte seine Hand aus. Sein Schatten floss sofort über seine Haut. »Kannst du mich tragen?«, fragte er flüsternd. Das blaue Funkeln wurde stärker. Es war, als würden Tausende Ameisen über seine Hand laufen, mit winzigen Mandibeln beißen und ihre Säure verspritzen.

Es war unangenehm, tat aber nicht richtig weh. Als sich das Zwicken jedoch bis in seine Verwundung vorarbeitete, zuckte er zusammen und fluchte deftig. »Gut, ich frage nicht mehr, und jetzt hör auf!«

Der Schatten gehorchte, fiel wie Wasser in sich zusammen und ließ ein Gefühl der Empörung zurück. Aber war er empört, weil Jahor gefragt hatte, oder hielt er die Vorstellung, ihn zu tragen, für eine Zumutung? Waren Schatten überhaupt zu einem klaren Gedanken fähig, oder spiegelten sie nur das Unterbewusstsein ihrer Menschen?

NORÉY

Jahor hatte sie gemieden, als trüge sie eine ansteckende Krankheit in sich, und Noréy verstand nicht, warum. Gab er ihr nun doch die Schuld an seiner Verletzung? Oder bekam sie jetzt einfach die übliche Behandlung, die er allen Menschen angedeihen ließ, die ihm zu nahe gekommen waren?

Sie konnte nicht sagen, was es war, denn wenn sie ihn traf, war er weiterhin freundlich zu ihr, nicht abweisend wie ganz zu Anfang. Er nahm am Unterricht teil und machte wie sie alle gute Fortschritte. Torik war ein guter, wenn auch ungewöhnlicher Lehrer. Er ließ sie die seltsamsten Übungen ausführen. Mal sollten sie die Schatten so weit von sich fortschicken wie möglich, was sich anfühlte, als würde ein elastisches Band an ihrem Herzen befestigt und langsam schmerzhaft in die Länge gezogen.

Jeder von ihnen hatte darüber so unauffällig wie möglich ein paar Tränen vergossen. Doch sie alle wollten beweisen, zu Recht in die Gruppe der Besten aufgenommen zu sein.

Jahor blieb bei allen Aufgaben im Mittelfeld, dabei sah Noréy ihm an, dass er nicht alles gab. Ihr kam es vor, als wollte er nicht, aber womöglich tat sie ihm unrecht, und er schonte sich nur.

Wenn er bemerkte, wie sie ihn musterte, lag manchmal eine Sehnsucht in seinem Blick, die ihr Herz flattern ließ. Dann wandte er sich mit einem scheuen Lächeln ab, oder sein Gesicht fror in einer Maske der Ignoranz fest, und er verließ den Unterrichtsort unter irgendeiner fadenscheinigen Erklärung.

Noréy versuchte, ihre Gefühle für ihn zu vergessen. Wenn er ihre Nähe aus irgendeinem Grund nicht ertrug, würde sie ihm nicht wie eine Bittstellerin hinterherlaufen. Womöglich brachte

ihre Trauer seine eigene wieder aus der Vergangenheit zurück. Am See hatte er ihr von Albträumen erzählt, in denen er wieder und wieder durch das Fenster gestoßen wurde und in einem Regen aus Scherben zu Boden fiel, während über ihm der Wilde Rand seine Eltern fraß.

Träume, die plagten sie ebenfalls. Fast jede Nacht fuhr sie ein-, zweimal aus dem Schlaf, mit rasendem Herzen und schweißbedecktem Körper. Reyto und ihr Vater ... die Angst in ihren Augen ...

Und dann war da noch Maigar. Die Träume von ihm waren anders, schöner. Und doch erwachte sie jedes Mal mit einem beklommenen Gefühl in der Brust. Was bedeutete das alles? Klammerte sie sich unbewusst an ihn, weil er das einzig Gute an jenem schrecklichen Tag gewesen war? Als wäre er ein Hoffnungsschimmer? Oder sandten die Götter ihm die Träume, weil Maigar und sie füreinander bestimmt waren?

Der Gedanke gefiel ihr, bedeutete er doch, dass sie eines Tages tatsächlich nach Arboressea zurückkehren könnte.

Aber warum sah sie ihn dann mit erhobenen Armen auf der Lichtmauer stehen und die Hände gen Himmel strecken?

... um Leute wie dich zu beschützen, hallten seine Worte in ihrem Kopf nach.

Aber ich brauche keinen Schutz mehr, Maigar. Ich bin nun eine Schattenbändigerin.

MAIGAR

Sie waren mit dem letzten Abendlicht aufgebrochen.

Zwar konnte Maigar nun angeblich gefahrlos im grellsten Sonnenschein wandeln, doch die allermeisten Gardisten konnten es nicht.

Außerdem war diese Tatsache etwas, das kein Wirker den normalen Leuten auf die Nase binden sollte, denn sonst würden auch sie nach Sonnensteinen verlangen, von denen es nur sehr wenige gab und die auch nicht für jeden Menschen taugten.

Raluca hatte erzählt, man hätte probiert, Seefahrer damit auszustatten, um wenigstens wieder ein wenig Handel über die Meere betreiben zu können. Doch die Versuche waren allesamt gescheitert. Die Probanden waren zur Hälfte gestorben, die anderen erlitten heftige Entzündungen, und die Steine kamen im Eiter wieder heraus. Es gab zu wenige Wirker, um sie zu Matrosen zu machen, und so endete jener Versuch, bevor er so recht begonnen hatte. Seitdem konzentrierten sich die magisch Begabten auf den Schutz der Städte.

Maigar sehnte den Tag herbei, an dem er sich nicht mehr verstecken musste. Doch der war nicht heute und auch nicht morgen oder übermorgen.

Sie ritten bereits seit Stunden. Meister Grimus und er ganz vorn. Maigar gab die Richtung an, denn nur er kannte die Karte, die er auf der Suche nach Noréy in seinem Kopf angefertigt hatte.

Es war ein seltsames Gefühl. Zum ersten Mal folgten Männer seinem Befehl. Die Gardisten stellten keine Fragen. Sie musterten ihn auch nicht mit diesem zweideutigen Blick, der hieß, dass sie ihn nicht ganz für voll nahmen, wie er es von früher gewohnt war.

Nein, er war ein Wirker auf einer Mission, und sie taten alles dafür, ihn zu unterstützen.

Er hätte lügen müssen, wenn er behauptete, es gefalle ihm nicht. Ganz im Gegenteil. Dies war ein kleiner Vorgeschmack auf seine Zukunft.

Seine Fuchsstute schüttelte übermütig den Kopf. Auch ihr gefiel es, die Beine außerhalb der beengten Wälle Arboressesas zu strecken. Mit einem Schnalzen trieb er sie in den Galopp.

Neben ihm stöhnte der alte Meister Grimus, der auf seinem Pferd hin und her geworfen wurde wie ein Sack Knochen.

Maigar gab vor, es nicht zu hören, denn sonst hätte er Rücksicht nehmen müssen. Für dieses eine Mal wollte er sich nicht nach anderen richten. Dies war seine Mission!

Hinter ihm galoppierten die Gardisten an, und die Hufe ihrer schweren Pferde brachten die Erde zum Beben.

Der Morgen war nicht mehr weit, als sie sich dem Ziel näherten. Ein Wald tat sich vor ihnen auf. Die unbelaubten Kastanien und kahlen Eschen würden kaum Schutz vor der aufgehenden Sonne bieten. Außerdem waren Pferde und Männer erschöpft. Missmutig gestand sich Maigar ein, dass es keinen Durchmarsch geben würde.

»Wir machen hier Rast für den Tag. Spannt bei den Kiefern die Tücher auf und kümmert euch um die Pferde.«

»Eine gute Entscheidung, Maigar«, keuchte Grimus und brach damit sein langes Schweigen.

Maigar ließ sich aus dem Sattel gleiten und übergab die Zügel einem Gardisten. »Kümmere dich um das Pferd.«

»Ja, mein Herr Legián.«

Er schlug die Hände um den Oberkörper, um wieder etwas Blut in die kalten Finger zu treiben, dann ging er los, ohne noch auf die Felsen zu achten.

Noréy war ganz nah.

Er spürte es. Beinahe, als spräche ihr Schatten zu ihm. Er stellte sich vor, wie er vor sie trat, ihr tief in die blauen Augen sah wie damals auf der Mauer ... Er würde einen Weg finden, es seiner Tante rechtzumachen *und* Noréy vor sich selbst zu schützen. Vielleicht war auch sie eine geborene Wirkerin und wusste es nur nicht. Vielleicht ...

Unter seinen Schritten raschelte von Eiskristallen überzogenes Laub. Ostwärts, dorthin, wo der Fels aus dem Boden stieg ... dorthin musste er.

Sie war ganz nah!



NORÉY

Einige Wochen später

Sie war lange nicht mehr oben auf dem Aussichtspunkt gewesen, wo Jahor ihr vor fast drei Monaten gezeigt hatte, wie sie ihren Schatten vom Feind zum Freund machen konnte.

Nun war nach einem kurzen Herbst der Winter ins Land gezogen.

Schnee lag in einer feinen Puderschicht über den Felsen und ließ sie weicher und freundlicher aussehen. Rinnsale und kleine Wasserfälle waren in der Bewegung erstarrt und zu bizarren, blauschimmernden Kunstwerken geworden.

Eine derartige Kälte gab es in Arboressea nicht, Schnee kannte sie nur von Gemälden, und Noréy fand es ganz wunderbar. Die Luft roch besonders frisch und ein wenig mineralisch.

Sie strich mit den Fingern durch den Schnee, drückte ihn zu einer kleinen Kugel und schob sie sich in den Mund. Unter ihren Füßen knackte und knirschte es.

Vor ihr war seit dem Schneefall noch niemand den schmalen Bergpfad zu dem Aussichtspunkt hinaufgestiegen. Ein wenig ehr-

fürchtig hinterließ sie ihre Abdrücke im unberührten Weiß. *Ich wünschte, du könntest das sehen, Mama*, dachte sie. Eine vertraute Wehmut breitete sich in ihr aus, doch heute schmerzte sie kaum. Der Tag würde kommen, da sie wieder nach Arboressea zurückkehren konnte. Es war ein tröstlicher Gedanke, der ihr gleichzeitig immer unvorstellbarer vorkam, je länger sie sich in Sel Nedara frei und ohne Angst bewegte.

Wie es wohl sein würde, den blauen Himmel und Tage unter einer strahlenden Sonne gegen die graue Nebelsuppe der Hauptstadt einzutauschen? Die Freiheit von Wäldern und Bergen gegen gepflasterte Straßen und ein Dasein zwischen endlosen Mauern und in engen Gassen? Bei der bloßen Vorstellung wurde ihr das Herz ganz klamm. In Arboressea würde sie sich hüten müssen, nicht aufzufallen. Ihr Schatten würde im Zwielicht hinter ihr her schleichen und sich allenfalls in der Einsamkeit ihres Schlafzimmers deutlicher zum Vorschein wagen.

War das wirklich das Leben, das sie wollte? In die Werkstatt an den Webrahmen zurückkehren und all das Gelernte nur dafür verwenden, nicht aufzufallen? Ja, sie liebte es, mit farbigen Garnen und Stoffen zu arbeiten. Besonders die Brettchenweberei hatte etwas an sich, das auf eine Weise ihre Seele beruhigte, wie es nichts anderes vermochte.

Auch hier in Sel Nedara besaß sie nun ein Sortiment von Webrettchen, und während sie mit Gorda und Inesa paukte, führten ihre Hände die vertrauten Bewegungen aus. Tröstend waren sie ... ja. Und es half ihr gegen das Heimweh.

Je mehr Zeit verstrich, desto mehr wünschte Noréy sich, ihre Mutter könnte hierher zu ihr kommen statt andersherum. Für immer als Weberin in Arboressea leben ... der Gedanke bekam mehr und mehr einen faulen Beigeschmack. Arboressea wuchs sich in ihrer Vorstellung zu einem Gefängnis aus. Und das Schlimmste war, dass sie es in ihrem alten Leben nicht einmal gemerkt hatte. Da

war nur diese leise, aber unstillbare Sehnsucht gewesen, die immer dann in ihr angewachsen war, wenn sie von den Kronen der Lichtmauern auf das weite Land hinaussah.

Die Menschen ganz Abreliens waren ebenso Gefangene, wie sie es gewesen war. Geedals Fluch hatte die Städte zu Gefängnissen werden lassen. Aber was, wenn sich das ändern ließe? Wenn es wirklich möglich war, die Menschen zu befreien? Wenn jeder so wie sie nun durch einen wunderschönen Wald streifen könnte statt zwischen Mauern unter einem bleiernem Himmel?

Was, wenn in ihr selbst die Kraft ruhte, das zu ändern? Sollte sie dann nicht alles daransetzen, den Fluch aufzuheben?

Ihre Mutter würde die Wälder genauso lieben wie sie selbst, da war sie sich sicher.

Eiskristalle glitzerten in der Luft und tauten in den Atemwölkchen, die von der Anstrengung des Aufstiegs vor ihrem Mund schwebten.

In Sel Nedara hatte man Noréy gute Winterkleidung zur Verfügung gestellt – einen warmen, weinroten Filzmantel und einen pelzverbrämten Umhang, den sie beim Unterricht im Freien auch mal als Sitzkissen oder Windschutz einsetzten. Noréy trug ihn angesichts des anstrengenden Aufstiegs unter dem Arm, doch auch der Mantel war bereits zu viel, und sie fühlte sich, als würde sie von innen gekocht.

Dieses Mal verschwand ein abgebrochener Eiszapfen in ihrem Mund, den Rest presste sie in der Hand, bis er sich auflöste und dabei angenehm ihre Haut kühlte.

Endlich oben!

Sie lief durch den lichten Föhrenwald bis dorthin, wo das Plateau plötzlich abbrach und den Blick ins Tal freigab. An seiner tiefsten Stelle breitete sich ein türkisfarbener See aus, der gerade erst begann, von den Rändern aus zuzufrieren.

Noréy blieb stehen und ließ sich vom eisigen Wind kühlen.

Der Wilde Rand schimmerte blau und violett am Horizont und warf Lichtreflexe auf den weißen Schnee. Wären da nicht die dunklen Schemen gewesen, die von dem Wall zurückgehalten wurden wie eine Heerschar von Dämonen, hätte man leicht vergessen können, wie gefährlich der Rand war.

Der Wind brauste in Noréys Ohren und zerrte an ihrem Haar. Er pfiff so laut, dass sie mehr spürte, nicht mehr allein zu sein, als es zu hören. Als sie sich umwandte, war Jahor nur noch wenige Schritte von ihr entfernt.

Auch er trug seinen Umhang in der Hand, die Wangen waren gerötet, und in seinen Wimpern und Brauen sammelte sich die Feuchtigkeit der Atemluft.

»He«, sagte er zur Begrüßung.

Sie erwartete, dass er nun sofort auf Abstand ging, doch das tat er nicht.

»Geht es dir wieder gut?«, fragte sie vorsichtig, als müssten sie erst aufs Neue lernen, miteinander umzugehen. Im Unterricht wirkte es oft so, als schränkte ihn die Wunde noch immer sehr ein. Doch jetzt strotzte er regelrecht vor gesunder Kraft. Sie wurde einfach nicht schlau aus diesem Kerl.

»Die Muskeln sind noch etwas steif, aber sonst ist alles gut.« Er grinste und strich sich das Haar aus der verschwitzten Stirn. Sein Blick ging zum Rand, und das Grau darin schien zu flackern.

Noréy legte sich den Umhang um die Schultern und schloss ihn mit zwei Riegeln vor der Brust. Von zu warm war ihr schlagartig kalt geworden. Sie setzte sich auch die Kapuze auf, damit Jahor nicht sah, dass seine Nähe sie berührte. Dabei hatte sie sich so fest vorgenommen, nichts mehr für ihn zu empfinden.

»Ich gehe wieder runter, ich bin ja schon länger hier oben«, hörte sie sich sagen. Nun würde sie diejenige sein, die die Flucht ergriff.

»Jetzt schon? Du bist doch gerade erst angekommen.«

Sie glaubte, ihren Ohren nicht zu trauen. *Wollte* er nicht, dass sie

ging? Auf jeden Fall reichten seine Worte aus, damit der Teil in ihr die Oberhand gewann, der nicht vergessen konnte, wie es sich anfühlte, Arm in Arm mit ihm zu gehen.

»Sag, Noréy, du kennst Meister Torik doch besser. Hat er dir je vom Großen Krieg erzählt?«

»Nein. Nur dass es ein großes Unglück war und die Fehler von damals nie wiederholt werden dürfen.«

Er verzog unwillig den Mund und spannte die Kiefer an, bis sein Gesicht ganz kantig wurde. »Mehr nicht? Nichts über die Kämpfe? Die Schlachten?«

»Nein, nichts, tut mir leid. Warum fragst du?«

Er zuckte mit den Schultern. »Neugier.«

»Frag ihn doch einfach selbst.«

»Vielleicht mache ich das.« Er wandte sich ab.

»Du hast viel Zeit in der Bibliothek verbracht, als du krank warst. Gab es da nichts über die Schlachten zu lesen?«

»Mehr als genug.« Es blitzte in seinen Augen. »Aber noch etwas viel Spannenderes. Sagen.«

»Sagen? Wie Märchen?«

»So in etwa. Und anfangs glaubte ich, sie wären nicht viel mehr als ausgedachte Geschichten mit einer kleinen Lehre versetzt. Aber das stimmt nur zur Hälfte. Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, zum Ausprobieren. Schau.«

Er streckte die Hand aus, und sein Schatten tropfte aus seinem Körper wie eine gräuliche Flüssigkeit. Noréy würde sich wohl nie daran gewöhnen, dass die Mirakler ihren Schatten ganz im Körper tragen konnten.

Jahors Schatten bildete einen wachsenden Kegel auf dem Boden, dann nahm er langsam Gestalt an und streckte sich zu einem gewaltigen Körper mit vier schuppenbewehrten Beinen. Eine Nebelröhre formte Hals und Kopf, bis ... das Abbild eines Drachen vor ihr stand!

Bläulicher Zauber sprang über den dornigen Nackenkamm.

»Wahnsinn«, keuchte Noréy fassungslos.

»Und das ist noch gar nichts!« Jahor lief erst durch seinen Schatten hindurch, dann kletterte er plötzlich auf ihn und setzte sich an die Stelle, wo der Hals in den Rumpf übergang.

Noréy blinzelte. Doch er saß noch immer da, schwebte eigentlich in der Luft, getragen von einem Fetzen Schattenmagie. »Das ist nicht möglich!«

»Du siehst doch, dass es möglich ist! Komm her!« Er streckte die Hand aus. Und auch wenn in ihr alle Alarmglocken schrillten, trat sie zu ihm und ergriff seine Hand. Jahor zog sie mit einem Ruck zu sich nach oben, und schon saß sie hinter ihm auf seinem Schatten-drachen. Vorsichtig ließ sie die Hände über die grauen Schuppen gleiten. Sie waren fest und waren es doch nicht, wie mit einer unsichtbaren Watteschicht überzogen.

Mit dem Geräusch zischender Luft schoben sich nun zwei Ausläufer aus dem Körper, streckten und streckten sich, bis Flügel entstanden waren.

»Jahor! Siehst du das? Siehst du ...« Sie wies auf die Schwingen, die sich langsam auf und ab bewegten.

»Klar«, sagte er und grinste von einem Ohr zum anderen.

»Das kann selbst Torik nicht!«

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Ich denke, unsere Lehrer verbergen weit mehr vor uns, als sie uns wissen lassen.«

»Meinst du?« Doch über so etwas konnte sie jetzt nicht nachdenken, während sie auf einem leibhaftigen Schatten saß. Und es war nicht mal ihr eigener! »Ist das anstrengend? So lange die Form zu wahren? Und so fest! Ich glaub das nicht!«

»Nein, gar nicht, wenn man erst einmal weiß, wie es geht. Schau ...«

Der Schatten setzte sich ruckartig in Bewegung.

»Huch!« Noréy hielt sich erschrocken an Jahor fest, während sie langsam über das kleine Plateau getragen wurden. Als sie schließ-

lich anhielten, wandte der graue Schatten seinen Kopf und sah sie beide an. Dort, wo die Augen sein sollten, funkelte es blau.

»Jeder Schattenmagier, der den Wilden Rand betreten oder Wesen von dort berührt hat, kann das tun, Noréy. Auch du. So stand es in einem kleinen, abgewetzten Buch, das ich hinten in einer Sagensammlung eingeklemmt gefunden habe.«

Sie schüttelte den Kopf. Das war doch wirklich unglaublich! »Ich habe gemerkt, dass mein Schatten sich verändert hat, seit wir angegriffen wurden, aber ... nein, *das* niemals. Ich doch nicht«, protestierte sie halbherzig, während in ihrem Kopf bereits wilde Pläne entstanden, wie sie ihren eigenen Schatten verwandelte. Wenn Jahor meinte, es könnte ihr gelingen, dann würde sie es zumindest versuchen!

»Halt dich an mir fest, ja? Auf keinen Fall loslassen!«

Was hatte er vor?

Der Schatten bewegte seine kräftigen Flügel auf und ab. Von den Spitzen lösten sich winzige graue Fetzen wie Rauchfahnen, trudelten kurz und kehrten dann zum Körper zurück. Ein Zittern lief durch den Drachen. Noréy stieß einen Schrei aus und klammerte sich an Jahor fest. Mit einem Satz sprang der Schatten von der Kuppe.

»Nein!« Noréy kniff die Augen zu und drückte sich fest an Jahors Rücken. Der Schatten würde sich jeden Moment auflösen und sie in die Tiefe stürzen. Ihr Magen wurde kurz nach unten gedrückt, dann fühlte er sich schwerelos an.

Eisiger Wind rauschte an ihren Wangen vorbei.

»Ist das nicht großartig?«, schrie Jahor gegen das wilde Brausen an.

»Nein, wir sterben!«

»Unsinn, wir fliegen!« Er drehte sich zu ihr. »He, mach die Augen auf.«

Zögernd tat sie, was er sagte. Der Wind riss ihr sofort Tränen aus den Augenwinkeln. Die Bergflanke neben ihr verschwamm, doch

den Horizont erkannte sie klar. Wie Spielzeugkegel reihte sich dort Gipfel an Gipfel. Unter ihr erstreckten sich Wälder und Seen, ein Flickenteppich aus Dunkelgrün, Türkis und Weiß.

»Schau nur, Antilopen«, rief Jahor und wies nach unten. Die Tiere liefen im Gänsemarsch durch den Schnee.

»Es ist wunderschön.« Nun, da sie es endlich wagte, konnte Noréy sich gar nicht sattsehen. Von hier oben sah alles so anders aus!

Zuerst merkte sie kaum, wie eisig ihre Hände wurden und dass sie das Gefühl in den Ohren verlor. Aber irgendwann ließ sich das Zittern nicht mehr unterdrücken.

»Kehren wir um!«, rief Jahor schließlich, denn auch er bibberte, das Zittern durchlief seinen Körper schubweise. Ihm musste es noch schlimmer gehen, denn er bekam den gesamten Wind ab, während Noréy hinter seinem Rücken vor dem meisten geschützt war.

Der Schatten zog einen Flügel an und kippte seitwärts. Sofort wechselten sie die Richtung und sanken tiefer. Pfeilschnell ging es nun auf den Felsen zu, von dem sie gestartet waren.

Noréy biss die klappernden Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Was, wenn Jahor nun die Kontrolle verlor?

TORIK

Die Wachen hatten ihn alarmiert, statt die Glocken zu läuten, denn das, was da flog, war anders als jegliche Kreatur aus dem Wilden Rand, die sie kannten.

Als er mit Aurora die Mauerkrone erreichte, war nichts mehr zu sehen.

»Wo war es, wie sah es aus?«

Dem Wachmann klebte Schnee in Bart und Augenbrauen. Seine

Wangen waren von der Kälte gerötet. »Da oben.« Er wies in die Berge. »Wie ein riesiger Vogel oder ...« Er wirkte peinlich berührt. »Oder ein Drache«, fügte er leiser hinzu.

»Der Wilde Rand bringt alle möglichen Formen hervor«, mischte sich Aurora ein. Sie hatte Ferngläser dabei und reichte eines an Torik weiter.

»Aber die Kreatur war grau! Und sie flog«, sagte der Mann und wirkte dabei regelrecht verzweifelt, als traute er seiner eigenen Aussage nicht über den Weg und schämte sich dafür, seine Entdeckung überhaupt gemeldet zu haben.

»Vielen Dank, wir kümmern uns.«

Der Mann nickte, kehrte auf seine Wachrunde zurück und grübelte wohl darüber, ob sie sich nun über ihn lustig machten.

Doch sie waren weit davon entfernt. Torik hatte schon Wochen auf ein Zeichen wie dieses gewartet.

»Er hat *grau* gesagt.« Aurora konnte ihr triumphierendes Lächeln nicht ganz unterdrücken.

»Bei so einem Schneetreiben wird aus Schwarz schnell Grau.« Torik drückte das Fernglas an die Augen und suchte erst den Himmel, dann die Felsen ab. Er hatte nicht vergessen, wie stark Jahor selbst noch schwer verwundet gewesen war.

Seitdem hatte der Junge ihn gemieden. Vermutlich, weil er sich für seinen Ausbruch genierte. Dabei gab es keinen Grund dazu. Stattdessen hatte er begonnen, viel Zeit in der Bibliothek zu verbringen.

Torik wusste von jedem einzelnen Buch, das der Junge sich ausgeliehen hatte. Es war, als folgte Jahor einem vorgezeichneten Weg.

Er hätte sich gewünscht, dass sein Zögling Noréy die Erste wäre, die das gesamte Potenzial der Schattenmagie entdeckte. Doch Jahor war ihr in seinem Wissen um Jahre voraus, das konnte auch der beste Unterricht nicht ausgleichen.

»Ich hoffe, er hat es wirklich geschafft, seinen Schatten ganz von

sich zu lösen«, sagte Aurora und trat unruhig von einem Bein auf andere.

»Da! Da ist er!« Torik entdeckte den großen Schemen, der mit angezogenen Flügeln aus dem Himmel stürzte, zuerst.

»Er hat es geschafft!«

»Bei den Göttern, sieh doch!« Torik wollte seinen Augen kaum trauen. Denn der Schatten war nicht allein. Er hatte sich zwar von seinem Menschen gelöst, ihn gleichzeitig aber auch mitgenommen.

»Lichte Lohe, steter Schein! Bei Geedal und allem, was ihr heilig ist! Mein Jahor reitet auf seinem Schatten!«

»Und nicht nur er, Noréy ist bei ihm!«

Der Schemen war längst wieder aus ihrem Sichtfeld verschwunden und hoffentlich sicher auf dem Felsplateau gelandet.

»Weißt du, was das bedeutet?«

Aurora nickte und wurde blass. »Ein neues Zeitalter hat begonnen.«

NORÉY

Der felsige Boden näherte sich erschreckend schnell. Jahor verkrampfte sich und brüllte eine Reihe saftiger Flüche in den Wind. Erst in diesem Moment wurde Noréy klar, dass er die Kontrolle verlor.

»Tu etwas, tu doch etwas!«, schrie sie. Dicke Schneeflocken flogen ihr in den Mund.

Die Zeit schien mit einem Mal langsamer zu verlaufen, als sollten sie ihren Tod in jedem Detail erleben. Es half nicht mehr, die Arme noch fester um Jahors Mitte zu pressen. Und es würde auch

nicht helfen, die Augen zu schließen. Denn auch so war zu spüren, dass der graue Schatten an Festigkeit verlor. Sie saßen nicht mehr auf ihm, sondern rutschten immer weiter in ihn hinein.

Der Schatten schien Jahors wachsende Panik zu spüren und raste dem Grund immer schneller entgegen. Doch was einen grauen Schemen vielleicht retten mochte, würde die Menschen umbringen.

Schon waren sie an den ersten Baumspitzen vorbei, als Noréy plötzlich begriff, was sie tun musste.

Sie trieb ihren eigenen Schatten von sich, stieß ihn noch schneller dem Boden zu, als sie fielen, und verfestigte ihn.

Der Aufschlag kam nicht.

Ölige Schwärze, zäh wie Moorschlamm, fing sie auf. Noréy hatte kurz das Gefühl zu ersticken, dann sank ihr Schatten in sich zusammen. Ihr Herz raste, als wollte es ihr aus der Brust springen. Schwindel schwappte über sie und ließ sie schwanken. Sie sollte sich setzen, doch dazu kam es nicht. Stattdessen wurde sie von Jahor in die Arme gerissen. »Du hast uns gerettet!«

Er presste sie an sich, bis sie keine Luft mehr bekam, und sie erwiderte den Druck mit derselben Heftigkeit, als würden sie sich mit aller Macht ans Leben klammern.

Sie konnte Jahors Herz genauso wild schlagen spüren wie ihr eigenes und legte den Kopf an seine Schulter. Schleichend wurde die Umarmung weniger verzweifelt und wich etwas anderem. Seine Hand auf ihrem Haar, sein Atem, den sie trotz des eisigen Windes auf ihrer Haut spürte, als besäße er eine besondere Kraft.

»Ich hätte mir nie verziehen, wenn dir etwas passiert wäre«, sagte er ganz dicht an ihrer Wange.

Sie wollte erwidern, dass es dann nichts mehr zu verzeihen und zu bereuen gegeben hätte, weil er genauso tot wäre wie sie. Zerschellt. Flach wie ein Fladenbrot. Aus.

Doch sie hielt den Mund. Denn sie besaß scheinbar ein Talent

dafür, die schönsten Momente mit einem einzigen Wort zu zerstören. Also schmiegte sie sich nur schweigend an ihn und hoffte, er würde sie nie wieder loslassen.

Er ließ seine Hände unter ihren Umhang gleiten, und sie spiegelte seine Bewegung. Sofort kribbelte Wärme durch ihre Finger. Als sie schließlich zu ihm aufsaß, waren seine Augen ganz hell vor Glück. Dicke Schneeflocken hingen in seinem Haar, das vom Wind hin und her gepeitscht wurde. Seine Wangen waren gerötet, die beiden Narben schimmerten von der Kälte bläulich, und auf seinen Lippen spielte ein geheimnisvolles Lächeln. Auf seine herbe Art war er wunderschön.

Als er sich nun vorbeugte, flatterte es in Noréys Brust, und sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Der Kuss war vorsichtig, kaum mehr als ein saches Berühren der Lippen, seine noch etwas kälter als ihre. Es fühlte sich fremd an – und doch schön.

Sie sah Jahor tief in die Augen und schob eine Hand in seinen Nacken, berührte den Haarwirbel, dessen Anblick sie schon seit Monaten faszinierte, und zog ihn für einen zweiten Kuss zu sich. Dieser war schon nicht mehr ganz so fremd... wärmer diesmal.

Er schmeckte besser, als sie je für möglich gehalten hätte. Jahor und sie... Es war wie ein Sog, ein Wirbel. Sie küsste ihn heftiger, legte all die aufgestaute Sehnsucht hinein. Jahor stöhnte leise auf, dann gab er jede Zurückhaltung auf.

Als sie sich schließlich voneinander lösten, brannte Noréys Mund. Und nicht nur der, ihr ganzer Körper schien in Flammen zu stehen. Das Gefühl grenzte an Schmerz, und doch wollte sie nicht, dass das je endete.

»Du darfst nicht mehr vor mir davonlaufen, Jahor, jetzt nicht mehr«, sagte sie weich und berührte seine Wange.

Prompt huschte Dunkelheit durch seinen Blick, doch dann lächelte er zögernd. »Versprochen.«

Ein lautes Splittern ließ sie beide zusammenzucken. Eine gewaltige Haarkiefer brach unter einer heftigen Böe aus dem Fels.

Im nächsten Moment war der Sturm auch bei ihnen. Wie eine weiße Wand raste er auf sie zu.

Jahor zog Noréy unter seinen Mantel, dann schlug der Wind wie ein Peitschenhieb nach ihnen. Sie brauchten alle Kraft, um sich auf dem Plateau zu halten.

»Weg! Wir müssen weg hier«, brüllte Jahor gegen das Tosen an und nahm ihre Hand.

MAIGAR

Es war so anstrengend, als würde er versuchen, mit seinem eigenen Körper ein Stück Himmel zu tragen. Dabei unterstützte er die Wirker nur, während sie die Hauptarbeit taten. Kurz vor Sonnenaufgang hatten sie begonnen, doch Maigar hatte den Turm schon viel eher betreten.

Es war sein erster Tag als Beschützer der Stadt, und er wollte alles richtig machen.

Gemeinsam mit den anderen Wirkern legte er ein feines Gewebe aus Magie um die Säulen aus Wasserdampf, die aus vier riesigen Kesseln stiegen, und leitete sie aufwärts. In der Höhe angekommen, begann die wahre Arbeit. Das Geflecht wurde gestreckt, verdichtet und nun nur noch gehalten, damit der Schutzschirm an seinem Platz blieb.

Doch was so einfach klang, war schweißtreibende Arbeit. Denn der stete Westwind hatte etwas dagegen, wenn sich eine Wolke – denn nichts anderes war der Schutzschirm – nicht seinem Willen beugte.

Maigar saß in einem der Sessel und umklammerte mit geschlossenen Augen sein silbernes Nhalys-Amulett. Mit dem Ende seiner Ausbildung würden sie es gegen ein goldenes tauschen. Doch auch dieses tat seine Arbeit gut. Beständig übertrug Maigar einen Teil der ihm innewohnenden Magie in das Amulett, und dieses wiederum sendete die Magie weiter an einen Wirker, der sie in den Schild lenkte.

Du wirst keine ganze Schicht durchhalten, und das ist keine Schande, hatte Meister Grimus gesagt, als er ihn am Morgen herbegleitete. Komm zu mir, sobald du ausgelaugt bist, dann arbeiten wir an Schutzmechanismen, die du nutzen kannst, wenn du im Kampf ausgebrannt bist.

Grimus würde lange warten können, denn Maigar war fest entschlossen, genauso lange zu bleiben wie alle anderen. Und wenn es auch bedeutete, dass er den Turm auf Knien verlassen würde. Mittelmaß oder Schlechteres hatte er schon zur Genüge abgeliefert. Heute sollte es anders sein. Staunen sollten sie!

Seine Suche nach Noréy hatte ein unrühmliches Ende gefunden. Das Einzige, was er aufgespürt hatte, war ihr Kristall. Er lag am Eingang eines Höhlensystems. Drei Tage hatten sie gebraucht, es in seiner Gänze zu durchsuchen, und neben dem Stein doch nichts weiter gefunden als alte Blutflecke und entsorgtes Verbandszeug.

Grimus war es schließlich, der die Sache beendete. Maigar war mit hängendem Kopf vor seine Tante getreten und hatte ihr den Stein überreicht. Wider Erwarten zeigte sie sich erfreut, denn scheinbar löste sich damit ein alter Fall auf, bei dem ein Trupp Gardisten auf der Jagd nach einer Gefangenen vernichtet worden war.

»Von wilden Tieren gefressen, wie es scheint«, hatte Raluca behauptet.

Bis heute wusste er nicht, ob ihre Freude echt gewesen war und sie überhaupt selbst daran glaubte, was sie da gesagt hatte. Nur eines wusste er mit Gewissheit: Noréy war nicht tot. Denn die Träume

waren noch immer da, vielleicht sogar häufiger und intensiver als zuvor. Mal sah er sich an ihrer Seite, zurück auf der Lichtmauer. Sie liefen Hand in Hand und betrachteten die Stadt. Er zeigte ihr etwas, konnte aber seine eigenen Worte nicht verstehen. Dann begann seine linke Hand plötzlich zu leuchten, heller und heller, bis sie beide in einem gleißenden Feuerball verbrannten.

In der nächsten Nacht stieg sie allein auf einen Berg. Schwärze folgte ihr und verschlang Stück für Stück den Sternenhimmel, bis auch sie in der Dunkelheit verschwand.

Er musste seinen Weg in diesen Traum finden, davon war Maigar überzeugt. Mit seinem Licht könnte er die alles verschlingende Finsternis aufhalten und sie retten.

Und dass Noréy gerettet werden musste, davon war er so überzeugt, als habe die Götterwelt selbst ihm eine Eingebung gesandt.

Solange sie noch keine vollwertige Schattenbändigerin war, könnte sie noch auf die Seite des Lichts wechseln. Sie könnte Wirkerin werden und er Seite an Seite mit ihr Arboressea vor der Dunkelheit schützen. Doch ihm lief die Zeit davon ...

NORÉY

Zehn Tage später

»Zeigt es den anderen!«, forderte Torik. Sein Blick bewies deutlich, dass er keine Ausflüchte dulden würde.

Sie konnte es nicht leiden, wenn er vom Freund zum strengen Lehrer wurde. Seitdem er in Sel Nedara war, sprachen sie oft miteinander. Torik war neugierig, wie Arboressea sich seit seinem letz-

ten Besuch verändert hatte, erkundigte sich nach der Politik und den herrschenden Familien. Oft wurden die Gespräche schnell persönlicher. Aber Jahor und ihr Geheimnis erwähnte sie kein einziges Mal.

Noréy wusste nicht, wie er herausgefunden hatte, was Jahor und sie auf dem Berg trieben. Doch nun waren sie vor Inesa, Odo und Gorda bloßgestellt worden.

Der Unterricht fand im Innenhof statt, wo es zwar kalt war, aber zumindest der unerbittliche Winterwind ihnen nichts anhaben konnte.

Die anderen drei beobachteten sie gespannt.

»Du zuerst, Jahor! Keine Ausflüchte!«

Noréy konnte ihrem Freund ansehen, wie sehr er sich in diesem Moment weit, weit fortwünschte. Aber Torik würde ihn nicht wie sonst gehen lassen, wenn er sich irgendwelche Ausreden einfallen ließ. Nicht heute.

Mit einer beinahe nachlässigen Handbewegung schüttelte Jahor seinen grauen Schatten aus dem Körper. Etwas, das die anderen noch immer in Staunen versetzte, von dem Noréy allerdings wusste, dass dazu der bloße Gedanke eines Miraklers genügte.

Der Graue zeigte sich wie immer zuerst als Kugel, in der winzige blaue Blitze funkelten, und wuchs dann zu einer Sturmwolke heran, die aussah, als würde sie von allen Seiten zugleich vom Wind angegriffen.

»Muss das wirklich sein?«, wandte sich Jahor mit genervtem Tonfall an Torik. Er klang dabei wie so oft überheblich – was er streng genommen auch war, nur eben nicht Noréy gegenüber.

Der alte Schattenbändiger stemmte zur Antwort nur die Hände in die Hüften.

In der Luft sang knisternde Elektrizität. Die anderen wichen zurück, Odo und Gorda in die eine Richtung, Inesa schob sich näher zu Noréy. Dann stand der Drache mit einem Mal da, und sein stacheliger Kopf pendelte gefährlich von einer Seite zur anderen.

Gorda, sonst die Ruhe selbst, stieß einen spitzen Schrei aus und versteckte sich hinter Odo, der sich in diesem Moment wohl zum ersten Mal wünschte, klein und schmal zu sein.

»Du bist noch nicht fertig«, sagte Torik kühl.

Jahor schoss ihm einen mörderischen Blick zu und kletterte dann auf den Rücken seines Schattens.

»Jetzt du, Noréy.«

Sie trat zögernd in die Mitte. Sie hatte es doch erst zweimal geschafft. Was, wenn es nicht gelang?

Jahor hatte mit ihr alte Märchenbücher gewälzt, bis sie die Form fand, die sie ihrem Begleiter geben wollte. Es war ihr vor drei Tagen mit einem Schlag klar geworden, und seit der ersten Verwandlung war daran nicht mehr zu rütteln, denn auch ihr Schatten hatte sich entschieden.

Jahors Versprechen erfüllte sich. War die Form erst einmal gefunden, passte die Magie wie Schloss und Schlüssel.

Noréy schloss die Augen und spürte, statt zu sehen. Ihr Schatten flach auf dem Boden, ihr Schatten, der sich erhob, ihr Schatten, der wuchs und wuchs.

Lange, fellige Beine, scharfe Klauen, die sich auf einen Gedanken hin strecken konnten. Ein peitschender Schwanz, Federn und Fell gemischt, eine borstige Mähne und ein großer, scharfer Schnabel. Zuletzt streckten sich Flügel aus dem Leib.

Dann stand ein lackschwarzer Greif vor ihr, größer als das größte Pferd.

Auch für Noréy war es noch immer ein überwältigender Anblick. Es war ihr Schatten! Und er fühlte sich so wohl in der Form, die sie für ihn gewählt hatte, dass es sie kaum anstrengte, sie zu halten. Die Form zu erschaffen, war das einzig Schwierige.

Bevor Torik sie dazu auffordern konnte, kletterte sie auf den Greif und schmiegte ihre Hände in sein Fell. Dann erst wagte sie es, ihre Freunde anzusehen.

Neben Inesa, Gorda und Odo hatten sich unbemerkt sämtliche Lehrer, viele Schüler und ein guter Teil der Einwohner Sel Nedaras versammelt. Sie umringten Jahor und Noréy mit staunenden Gesichtern, als wäre ein Wanderzirkus ins Turmdorf gekommen.

Inesa klatschte die Hände zusammen, dann fielen nach und nach alle in den Applaus mit ein, selbst Torik. Noréy lenkte ihren Schattengreif näher zu Jahor und seinem Drachen, so nah, dass sie sich beinahe berührten und die Ränder ein wenig miteinander verschwammen.

Während Noréy der Stolz aus jeder Pore strahlte, saß er stocksteif und mit versteinertem Gesicht da. Warum? War es denn so schlimm, wenn ihr Geheimnis keines mehr war? Sie wäre am liebsten zu ihm auf seinen Grauen geklettert und hätte ihm so lange Küsse auf Wangen, Mund und Nasenspitze gedrückt, bis er lachen musste.

Doch das war nun wirklich ein Geheimnis. Was würden sich die anderen die Mäuler zerreißen, wenn sie herausfanden, dass Noréy und Jahor zusammengehörten? Besonders bei Gorda hatte sie Sorge, dass sie wütend auf sie sein könnte.

Langsam nahm der Applaus ab und verstummte schließlich ganz, als Meisterin Aurora gemeinsam mit Meisterin Eline eine Treppe hinaufging und auf halber Höhe stehen blieb.

»Noréy und Jahor haben heute etwas offenbart, was es so seit vielen Jahrzehnten nicht mehr gegeben hat«, begann sie.

Noréy schoss ihrem Freund einen fragenden Blick zu. *Wusstest du das?*

Er schüttelte kaum merklich den Kopf. Ein feines, bläuliches Knistern lief durch den gesamten Drachenkörper, beginnend bei der Schnauze.

»Jeden Tag geht ihr hier vorbei, hier an dieser Stelle, und kaum einer verschwendet wohl einen Gedanken an den alten Schriftzug, der vor fast einhundert Jahren an den ehrwürdigen Mauern Sel Nedaras angebracht wurde.«

Sie wies hinter sich, wo in einer kaum lesbaren schnörkeligen Schrift die Prophezeiung von der Heilung der Welt geschrieben stand, oft nachgezogen, an vielen Stellen von Wind und Wetter verfärbt, die Farbe teils abgesplittert.

Und der Tag wird kommen, da Geedal wähet, von jedem Volk einen und einen ohne Volk, zu heilen, was zerrissen. Vier mächtige Krieger, dem Licht verschrieben, groß wird der Kampf sein, in dem ein neues Zeitalter erwacht. Doch wachet, ihr Menschen. Wird einer verführt, müssen alle untergehen.

Wie oft hatte Noréy die Zeilen gelesen, ohne ihnen viel Bedeutung beizumessen. Denn auch am Stallgebäude standen alte Sprüche über Pferde und über der Küche gleich mehrere Reime über Gerechtigkeit und gutes Essen.

»Der Morgen dämmt über einem neuen Zeitalter.« Aurora breitete die Arme aus. »Vor euch stehen Jahor Sarevil, der Mirakler, Letzter seines Stammes und damit der Krieger ohne Volk. Sein Zeichen sei der graue Drache. Und ihm zur Seite Noréy Incelo aus einer alten Familie von Schattenwebern. Meister Torik und ich konnten herausfinden, dass sie von den Olecni abstammt, berühmten Kämpfern von einst. Sie ist die Kriegerin vom Waldvolk. Ihr Zeichen sei der Schattengreif!«

Selbst die restlichen Meister begannen nun zu tuscheln. Offenbar hatten Torik und Aurora ihr Geheimnis für sich behalten, bis sie ganz sicher sein konnten. Inesa begann wieder zu applaudieren, und dieses Mal stießen einige Schüler sogar Begeisterungsschreie aus. Wofür? Was erwarteten sie von ihnen? Nur weil sie ihren Schatten diese Form geben konnten, ließ sich damit doch nicht der Wilde Rand vernichten.

Noréy hätte sich am liebsten hier und jetzt in Luft aufgelöst. Ein Blick zu Jahor bewies, dass es ihm genauso ging. Sie wollten beide

keine Krieger sein, auf denen die Hoffnung Abreliens ruhte, und wünschten sich einfach nur fort aus dem Zentrum der Aufmerksamkeit.

Noréy würde später darüber nachdenken, warum ihre Ahnen beschlossen hatten, Kleidung statt Schatten zu weben und ihren Namen umzudrehen, um nur von jenen erkannt zu werden, die von ihrer Vergangenheit wussten.

Nun trat auch Torik auf die Stufen. »Nach dem Ende des Großen Krieges, als Abrelien zerrissen war und den Völkern der Frieden aufgezwungen wurde, zogen sich die letzten Schattenbändiger an abgelegene Orte zurück. Orte wie diesen, wo sie Festungen errichteten. Doch es gab eine Gruppe, die mehr wollte. Die in der Prophezeiung der Lichtgöttin etwas anderes sah als eine tröstende Geschichte, die den Menschen Hoffnung auf eine bessere Zeit vorgaukeln sollte. Meisterin Aurora, Reitmeister Kalut und ich sind die Letzten dieses alten Bündnisses, die sich noch in Sel Nedara aufhalten. Und wir haben uns eines geschworen: alles daranzusetzen, um zu heilen, was Abrelien an Unheil widerfahren ist. Wir schworen uns, die prophezeiten Krieger zu finden und ihnen als Lehrmeister zu dienen, damit sie ihren Weg mit der bestmöglichen Vorbereitung gehen können. Jahrzehnt um Jahrzehnt verging, ohne dass sich Geedals Versprechen zu erfüllen schien. Bis jetzt. Die Hälfte der vier ist nun hier versammelt. Zwei fehlen noch – jene von See und Ebene. Sie könnten bereits hier unter uns stehen oder erst in einigen Jahren den Weg zu uns finden.«

Inesa, Gorda und Odo sahen einander an, die Wangen vor Aufregung gerötet. Schlagartig war ihnen klar geworden, warum sie seit einigen Wochen getrennt von den Mitschülern unterrichtet wurden. Zwei von ihnen mochten auserwählt sein.

Der graue Schattendrake scharrte mit den Vorderbeinen, bildete plötzlich scharfe Krallen aus und zerfetzte den Boden aus hart gefrorenem Lehm, als handelte es sich um weichen Schlamm.

War das Hass, der da in Jahors Augen glomm? Seine Haltung war so starr, als erwartete er, verletzt zu werden ... oder als machte er sich selbst zum Angriff bereit.

»Eine Frage, Torik ren Hulme!«, rief er plötzlich in das Stimmgewirr hinein.

Es wurde still.

»Was willst du wissen?«

»Als die Erde zerbrach, warst du dabei? Als die Götter Abrelien verfluchten, war es deine Magie, die auf dem Schlachtfeld wirkte?«

Torik wurde blass. Seine Fassade der Unverwundbarkeit bröckelte schlagartig. »Wir alle sind nur Menschen, Jahor. Wir alle machen Fehler.«

»Dann heißt das ja?«, schrie Jahor in die Stille hinein, die sich wie ein Flächenbrand im Innenhof ausbreitete und allen Jubel und alle Begeisterung verschlang.

»Seit jenem Unglück vergeht kein Tag, an dem ich nicht wiedergutzumachen versuche, was geschehen ist«, antwortete Torik leiser.

Noréy stockte der Atem. Der Mann, der sie gerettet hatte, mit dem sie lange Abende reden konnte wie mit einem Vater, war einer der schlimmsten Verbrecher der Geschichte. Ausgerechnet Torik! Sie ertrug die Vorstellung nicht. Torik war das erste Gute, was ihr nach dem Massaker auf dem Markt widerfahren war! Er hatte ihr Leben gerettet, nein, ihr sogar ein ganz neues Leben geschenkt. Es konnte nicht wahr sein. Mit brennenden Augen sah sie den alten Schattenbändiger an, der wirkte, als habe er einen heftigen Schlag einstecken müssen. Da war so viel Qual in seinem Blick ...

Neben ihr riss der graue Drache die Flügel abwärts und stemmte sich vom Boden ab. Wind peitschte ihr ins Gesicht, dann war er fort.

Als der Drache durch die Öffnung des Turmdorfes dem Himmel entgegenstrich, hallte ein lang gezogener Schrei durch die Luft.

Jahor hatte seinen gesamten Schmerz und die bittere Enttäuschung aus sich herausgebrüllt.

»Hinterher!«, fuhr Noréy ihren Schatten an. Der Greif rannte los, schraubte sich die Wände des Innenhofs hinauf, grub seine Klauen mühelos in Sandstein und Mörtel. Sie ließ es Steine regnen, ohne auf jene zu achten, die am Boden zurückblieben. Dann endlich waren auch sie in der Luft.

Zwei kurze Flüge, immer knapp über dem Boden, damit sie notfalls einen Sturz abfangen konnte, mehr hatte sie noch nicht gewagt. Heute aber zählte die Gefahr nicht mehr, sondern Jahors Schmerz, mit dem sie ihn um keinen Preis der Welt allein lassen wollte. Das und Toriks Verrat. Keinen Moment länger hätte sie es noch in seiner Nähe ausgehalten.

Der Greif war klein und wendig und konnte es zum Glück mit dem Drachen aufnehmen. Dabei flog er beinahe so lautlos wie eine Eule. Noréy hielt ihren Blick starr auf die große graue Gestalt vor sich gerichtet.

Der Drache schlug heftig mit den Flügeln. Kleine Schattenfetzen lösten sich von den ledrigen Spitzen und verbrannten in der schwachen Wintersonne.

Wo wollte er nur hin?

Bislang flog Jahor stur nach Norden. Schon lagen die schroffen Felswände von Grahlis' Wacht vor ihnen. An den steilen Hängen hielt sich kein Schnee. Ihre rostroten Flanken sahen aus wie offene Wunden, über die blutrote Rinnsale liefen. Noréy glaubte nicht an schlechte Omen, doch der Furcht einflößende Anblick der Felswand trieb ihr einen eisigen Schauer über den Rücken.

Jahors Drache legte die Flügel an und schoss in einem waghalsigen Manöver erst um eine Felsnase, dann in eine enge Klamm hinein. Unter ihnen rauschte ein eisiger Gebirgsfluss talwärts, und auf beiden Seiten huschten Felsen und gefrorene Wasserfälle vorbei.

Die Flügel der Schatten rissen mannslange Eiszapfen ab, die in der Tiefe zerschellten.

»Jahor! Jahor, so warte doch!«, schrie Noréy mit wachsender Verzweiflung, doch er konnte sie nicht hören, hätte es nicht einmal gekonnt, wenn er gewollt hätte. Der Wind brauste zu laut.

Noréy bekam Angst. Sie war noch nicht so weit. Ihre Konzentration ließ nach, sie konnte ihren Schatten nicht mehr lange im festen Zustand halten. Schon war sie ein Stückchen in den Körper hineingerutscht, und die Schwingen wurden mit jedem Schlag kürzer und kürzer.



NORÉY

Als hätten die Götter ein Einsehen, wurde die wilde Jagd schließlich langsamer. Sie passierten einen Bergkamm und segelten talwärts.

Noréy hämmerte der Puls in den Ohren. Tiefer und tiefer rutschte sie in den Greif hinein. Unter ihr breitete sich ein scharfkantiges Geröllfeld aus. Hier konnte sie nicht landen. Sie musste noch etwas durchhalten.

Endlich wurde das Gelände flacher. Der graue Drache landete auf einem gefrorenen See, dabei putzten seine Flügel den Schnee herunter, bis eine türkis glänzende Fläche übrig blieb, glatt wie ein Spiegel. Der Schattengreif fuhr die Krallen aus und schlitterte über das Eis, dabei löste er sich auf, und Noréy stürzte der Länge nach hin.

Sie hatte keine Kraft mehr aufzustehen, alles tat weh. Ihre Knie und die Hüfte würden am nächsten Tag grün und blau sein.

»Noréy!« Jahor, der bereits ein Stück gegangen war, kam zu ihr gerannt. Er kniete sich neben sie und strich ihr das zerzauste Haar aus dem Gesicht. Ihre Wangen waren so kalt, dass sie die Berührung kaum spürte.

»Geht es dir gut? Tut dir was weh?«

»Alles«, stöhnte sie.

»Du hättest mir nicht folgen dürfen.«

Sie setzte sich mühsam auf. »Damit du Dummkopf wirklich ganz allein bist? Für wen hältst du mich, Jahor?«

In seinen Augen flackerte es, als lieferten sich Hell- und Dunkelgrau ein Gefecht. »Für mehr, als ich je erhofft habe«, erwiderte er nach kurzem Schweigen. »Viel mehr. Kannst du aufstehen?«

»Ich werde es versuchen.«

Er half ihr hoch, und sie konnte einen Schmerzlaut nicht unterdrücken. »Argh, meine Knie.«

Jahor schloss sie in die Arme und drückte sie fest an sich. »Du hättest sterben können, Noréy«, sagte er, den Kopf an ihren gelehnt. »Aber ... wie weit du geflogen bist! Ich habe doch immer gesagt, du kannst es! Zu Pferd bräuchten wir Tage, um zurückzukommen.«

»So weit haben wir es geschafft?« Ungläubig sah sie zu ihm auf.

Er nickte. »Ich wollte nur noch weg und alleine sein. Und dann kommst du.«

Sie wollte ihre Hand an seine Wange legen und ihn in einen Kuss ziehen, doch Jahor wies sie ab. Seine Umarmung endete derart abrupt, dass sie nach vorn stolperte. Als sie sich wieder gefangen hatte, war er schon einige Schritte von ihr fort. Über das Eis kam er schnell voran, dann erreichte er das Schneefeld und versank sofort bis zu den Knien.

»Jahor, warte.« Noréy ahnte, was in ihm vorging. Ihr Sturz und die Sorge um sie hatten ihn kurz aus dem Strudel von Zorn und Trauer gerissen, doch nun war er mit Macht zurück und zerrte Jahor wie ein Wirbelsturm von ihr fort.

Sie rannte ihm hinterher, auch wenn er allein sein wollte und sie auch das verstand.

Aber auf dem zugefrorenen See konnte sie nicht bleiben, und zurück nach Sel Nedara konnte sie auch nicht. Dafür war sie zu aufgebracht, ganz abgesehen davon, dass es ihr an der nötigen Kraft fehlte.

Jahors Drache fiel binnen eines Wimpernschlags in sich zusammen und folgte seinem Herrn als kleine, wabernde graue Kugel, in der es blitzte wie in einem winzigen Gewittersturm. Die Menge der Entladungen war wie ein Barometer für Jahors Seelenzustand. Derart stark hatte Noréy das bläuliche Funkeln noch nie gesehen.

Sie hatte Mühe, ihm zu folgen. Bei jedem Schritt stießen ihre verletzten Knie gegen den Schnee, es tat höllisch weh, aber sie biss die Zähne zusammen und stapfte weiter. Zum Glück musste sie sich keinen eigenen Pfad durch die weißen Wehen bahnen.

Das Land stieg an. Bunte Sandsteinbänder erhoben sich fast senkrecht vor ihnen. Gelb- und Goldtöne wechselten sich mit roter und brauner Bänderung ab. Kleine, knorrige Kiefern krallten sich in Risse und Spalten.

Im Näherkommen wurden mehr und mehr Höhlen sichtbar. Noréy meinte, ein Rudel einer größeren Segeleichenart zu erkennen, die eng aneinandergedrängt Winterruhe hielten.

Jahor lief unbeirrt voran, als wüsste er genau, wo er sich befand und wo er hinwollte. Aber vielleicht war dem ja auch so.

»Wo sind wir, wo gehen wir hin?«

Er sah ruckartig über die Schulter zurück. Der Wind riss an seinem Haar. Sein Blick war unstet wie der eines gehetzten Tieres, das nicht mehr wusste, wohin es fliehen sollte, um seinen Häschern zu entkommen.

Ohne eine Antwort stieg er weiter bergauf. In der Nähe der Felswand wich die Schneeschicht einem überfrorenen Eispanzer, der bei jedem Schritt knackte und knirschte. Hier entdeckte Noréy die erste Wegmarke. Es musste eine sein, denn eine quadratische Felsplatte wäre nie so auf einem runden Findling zum Liegen gekommen.

Es folgte eine weitere Marke, dann noch eine. Vor ihnen schien sich ein alter Pfad zu befinden, der zumindest im Winter nicht benutzt wurde. In den Fels geschlagene Stufen bildeten den letzten Beweis.

Mittlerweile war Noréy auch nicht mehr so kalt. Der Anstieg war anstrengend, und nun trieb auch wachsende Neugier ihren Puls an.
»Wo sind wir hier?«

Ihre Frage verhallte erneut unbeantwortet. Aber was hatte sie auch anderes erwartet?

Jahor schien von Wut und Trauer wie in einem Tunnel gefangen und nur ein Ziel zu haben. Welches, wusste er allein.

Die Treppen endeten an einem Absatz. Von hier aus zweigten mehrere Wege ab, allesamt in das sonst glatte Antlitz des Felsens gehauen. Jahor wandte sich nach links, wo eine Art Schlund in der Wand prangte, der sich bald als Laufgang entpuppte, der von natürlichem Licht erhellt wurde. Alle paar Meter befanden sich Durchbrüche in der linken Wand, wunderschön aus dem Fels gearbeitet, mit Säulen, Bogen und floralen Mustern. Der Boden war in der Mitte tiefer ausgetreten als zu den Seiten. Zahllose Schritte hatten ihn geformt und glatt poliert. Nun lag altes Laub auf dem Grund, war hier und dort zu kleinen Haufen verwirbelt worden und an manchen Stellen völlig zerfallen. Dieser Ort ... er war nicht nur seit Winteranfang, sondern schon seit vielen Jahren verwaist.

»Jahor, nun warte doch! Wo sind wir hier?«

»Sel Briel«, rief er, ohne sich umzudrehen. »Ein Felsendorf meines Volkes. Wir kamen früher jeden Sommer für einige Wochen her.«

Sie war erleichtert. Er sprach wieder mit ihr. Dann verschwand er so plötzlich, als hätte er sich in Luft aufgelöst. Der Bogen öffnete sich zur Rechten und endete nach einem kurzen Flur vor einer massiven Holztür. Jahor nestelte an einem Schloss, das geräuschvoll aufsprang, doch für die Tür brauchte es Kraft. Er drückte sich mit der Schulter dagegen, ruckelte und schob, bis der Spalt gerade breit genug war, um sich hindurchzuzwängen.

Noréy folgte ihm ins Innere und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Man konnte beinahe vergessen, in einer Bergflanke zu

sein. Die Höhle verdiente die Bezeichnung nicht. Es war ein Zimmer, die Wände mit geometrischen Verzierungen geschmückt, die in monatelanger Arbeit in den Stein gekerbt worden waren.

Es gab einen großen Kamin mit Götterfiguren auf beiden Seiten. Auch hier leuchtete der Fels in warmen Gelb- und Rottönen wie in der Bewegung erstarrte Flammen.

Jahor schien von alledem wenig beeindruckt. Mit seinem Feuerstahl entfachte er erst etwas Zunder, damit einige Kerzen, dann schloss er die großen, hölzernen Läden vor den Fenstern, durch die bislang Kälte und vereinzelte Schneeflocken hereingekommen waren.

»Du warst schon öfter hier, nicht wahr?«, fragte sie und ließ stauend eine Hand über den großen Holztisch gleiten, der vom vielen Benutzen ganz glatt poliert war. Es lag nur wenig Staub für all die Jahre, die der Ort schon verlassen sein musste.

Jahor werkelte nun am Kamin und zündete aus bereitliegendem Holz ein Feuer an.

»Wir werden die Nacht bleiben«, sagte er, während er weitere Scheite auf die hochzügelnden Flammen schichtete.

Noréy trat zu ihm, zögerte kurz, dann legte sie ihm die Hände auf die Schultern. Sollte er sie doch zurückweisen, so leicht gab sie nicht auf.

Doch er tat es nicht. Stattdessen ließ er sich auf die Fersen sinken und lehnte den Rücken an ihre Knie. Ganz langsam schwand ein Teil der Anspannung aus seinen Schultern. »Es tut mir leid«, wisperte sie. »Es tut mir so unendlich leid.«

Dünn fühlten sich diese Worte an, zu winzig für den Schmerz, der an Jahors Seele fraß. Doch nichts konnte es damit aufnehmen.

Jahor hatte gelernt, den Verlust zu ertragen und irgendwie damit weiterzuleben. Bis Torik mit seiner dummen Rede alles wieder ans Licht gezerrt und alte, vernarbte Wunden aufgerissen hatte.

Vor ihnen flackerten die Flammen in die Höhe und warfen ein

warmes Pulsieren auf ihre durchgefrorenen Körper. Noréy strich Jahor durchs Haar. Es war so fein und seidig wie ein Flüstern auf ihrer Haut. Die Schneeflocken, die sich darin gefangen hatten, waren längst geschmolzen und hatten dunkle Spuren hineingemalt.

Noréy ließ sich hinter ihn sinken und schloss ihre Arme um seine Mitte. Drückte den Kopf gegen seinen Rücken, ohne auf seinen nassen Umhang zu achten. Sie hätte weit mehr auf sich genommen, damit es ihm nur ein wenig besser ging.

»Ach, Noréy«, murmelte er und seufzte.

Seine Hände auf ihren. Verschränkte Finger und die Wärme eines prasselnden Feuers. Lang saßen sie so da, dann kribbelte es Noréy plötzlich in der Nase. Sie versuchte, es zu unterdrücken, wollte diese kostbare Stille nicht zerstören. Doch es ging einfach nicht. Das Niesen wollte und musste heraus.

Jahor zuckte zusammen und stieß dann ein kleines Schnauben aus, bei dem es sich an besseren Tagen um ein Lachen gehandelt hätte. »Kann es sein, dass ich die ganze Wärme abbekomme, während du hinter mir erfrierst?«

»So in etwa. Dein Umhang ist außerdem klitschnass.«

Sie ließ ihn nur ungern los, aus Angst, er könnte in seine Dunkelheit zurückfallen, doch etwas sagte ihr, dass die Gefahr für den Moment gebannt war. Dass sein dünnes Lachen genug Licht verströmte, um im Hier und Jetzt klarer zu sehen.

Auf den Knien rutschte sie neben ihn und streckte die Hände in Richtung Flammen, während er seinen Umhang ablegte und dann die Schließe von ihrem öffnete. Er brauchte einige Versuche, und je länger er daran herumnestelte, desto mehr war da von diesem wilden Flattern in ihr.

Viel mehr als Küsse und scheue Umarmungen hatte es zwischen ihnen bislang nicht gegeben, doch etwas hatte sich verändert. Etwas, für das sie keine Worte hatte. Etwas, das sie mit jeder Faser ihres Körpers Jahors Nähe herbeisehnen ließ.

Noréy war noch nie mit einem Jungen zusammen gewesen, und bislang hatte sie sich in Jahors Gegenwart immer seltsam unbeholfen gefühlt. Auch diesmal brachte er sie wieder auf diese herrliche, verlegene, unvergleichliche Weise durcheinander. Doch ihm schien es nicht viel besser zu gehen, denn sonst hätte er sich nicht beinahe einen Finger abgebrochen, um die Schließe aufzubekommen, die genauso simpel funktionierte wie die an seinem eigenen Mantel.

Auf seiner Stirn wuchs eine feine Falte, und die Augen wurden schleichend dunkler. Warm flackerte der goldene Feuerschein über sein Gesicht und zeichnete die Wangenknochen mal als scharfe Grate und strich sie dann wieder glatt, als wären sie gar nicht da.

Der schwere Umhangstoff rutschte von Noréys Schultern.

Der Rest ist auch nass, wollte sie sagen, doch die Worte verkannten sich in ihrem Hals, und ihr stieg eine Hitze in die Wangen, die nur zu einem sehr geringen Teil dem Feuer zuzuschreiben war.

Mit dem Finger strich Jahor den Pelzkragen ihrer gefütterten Tunika entlang. Sein Mund stand leicht geöffnet, als wären ihm die gleichen Worte im Hals stecken geblieben wie ihr.

Noréy nahm allen Mut zusammen und löste blitzschnell den obersten Knopf seiner Tunika, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

Ein Lächeln huschte kaum merklich über sein Gesicht, dann öffnete auch er einen Knopf bei ihr.

Schrittchen für Schrittchen arbeiteten sie sich abwechselnd tiefer, und zum ersten Mal war Noréy froh, dass sie in Sel Nedara Schülerinnen und Schülern die exakt gleiche Kleidung gaben. Wie zwei Seiten eines Spiegelbildes arbeiteten sie sich erst durch die Wintertunika, dann durch die hellen Untergewänder aus Leinen.

»Die sind nicht nass«, sagte Jahor mit einem derart unverschämten Grinsen, dass es ihr bis in die Lenden zog. Seine Finger fuhr über den dünnen Stoff, zogen geheimnisvolle Spuren zu ihren Brüsten. Er streichelte sie, und die Spitzen reckten sich ihm entgegen.

Noréy warf den Kopf zurück, doch sie konnte den Pfaden aus Hitze nicht entkommen ... wollte es auch gar nicht. Zwei kleine Haken, dann fiel auch ihr Leibchen.

Jahor hielt inne, seine Augen zwei tiefe Brunnen. »Du bist so schön«, murmelte er, während Noréys Herz langsam in einen ganz neuen Takt fand.

»Ich bin dran«, sagte sie leise und ließ ihre Hände unter sein Leinwandhemd gleiten. Heiß war die Haut dort, der Bauch ganz fest. Sie folgte einer Linie aus einzelnen Haaren aufwärts, langsam, ganz langsam, bis zu seinen Schultern. Das Kleidungsstück fiel blitzschnell, dann konnte sie sich an seine bloße Haut schmiegen, sie Kuss für Kuss erkunden, bis Jahor sie sacht von sich schob und nun seinerseits Küsse über ihre Brüste, den Bauch, ihre Kehle fließen ließ.

Noréy fand sich mit ihm bald auf einem Durcheinander aus abgelegter Kleidung wieder, das zu jedem anderen Zeitpunkt schrecklich unbequem gewesen wäre. Doch nicht heute. Heute waren Stofffalten und nasse Umhänge das Unwichtigste auf der Welt, denn Jahors Lippen malten magische Linien auf ihre Haut, die zu einem glühenden, wummernden Kern tief in ihr führten, die ihren Verstand berauschten und keinen Platz mehr für Gedanken und Sorgen ließen.

Es gab nur noch ihn, seinen sehnigen Leib, die weiche Haut. Den Wirbelwind in seinen Augen, der sie in einen atemlosen Strudel zog.

Sie wollte ihn, wollte ihn so sehr, dass es wehtat. Wollte gemeinsam mit ihm glühen, sich wie die Flammen im Kamin umeinander schlingen und eins werden in einem gewaltigen Aufflackern, das allen Sauerstoff verzehrte.

Atemlos keuchte Jahor ihren Namen. Es war eine Frage, auf die es nur eine einzige Antwort gab.

Sie hatten Holz nachgelegt, und Jahor war kurz aufgestanden, um von irgendwoher eine Decke zu holen. Noréys Blick hing an ihm, nichts anderes wollte sie mehr sehen als ihn, nackt im goldenen Schein des Feuers. Muskeln, die bei jeder Bewegung spielten, sein Haar, das in alle Richtungen abstand, als wäre er in einen Tornado geraten. Und etwas viel Geringeres konnte es auch gar nicht gewesen sein, was sie beide gepackt hatte.

Noréy fühlte sich auf eine vollkommen neue Weise erschöpft. Es war eine angenehme Schwäche, die bis in die Beine zog und sie daran zweifeln ließ, dass sie in der Lage dazu gewesen wäre, aufzustehen und nach irgendetwas zu suchen.

Während im Kamin die Flammen am neuen Holz hochloderten, kehrte Jahor mit seiner Beute zurück. Er ließ die Decke ganz knapp außerhalb ihrer Reichweite fallen.

»He!« Noréy grinste und hielt den Arm ausgestreckt.

»Ich würde dich am liebsten ewig anschauen.« Er grinste, seufzte tief und legte ihr die Decke um die Schultern.

Die Weise, wie Jahor sie ansah, sorgte dafür, dass sie die Decke nicht um sich zusammenzog, denn ihr wurde schon wieder ein wenig heiß.

Er fand sie schön, seine Blicke bewiesen es mehr, als jedes Wort es vermocht hätte. Sie flüsterten wie Berührungen über ihre Haut.

Im Schneidersitz setzte er sich neben sie und breitete seine Beute vor ihr aus. Es gab Mandeln, Walnüsse, getrocknete Aprikosen und etwas Braunes, Faseriges. Womöglich Trockenfleisch. Darauf konnte sie verzichten. Die geschliffene Karaffe mit goldenem Inhalt aber, die weckte ihre Neugier.

»Honigwein«, sagte Jahor. »Es gibt nur noch ganz wenige Flaschen. Mein Onkel Thomr hat ihn gemacht.« Er schenkte zwei Gläser ein.

»Dann hast du hier wirklich mal gelebt?«, fragte Noréy, während sie die Muskeln in seiner Schulter beobachtete, die winzigen Bewe-

gungen darin, während er die Hand anwinkelte, um den Honigwein einzugießen.

»Wir kamen jeden Sommer für einige Wochen her. Dauerhaft gewohnt hat hier schon Generationen vorher niemand mehr. Wir kamen zum Jagen her und zum Fischen, um wilde Beeren zu sammeln ... Aus denen man übrigens auch vortrefflichen Wein herstellen konnte.« Er grinste, doch die Traurigkeit, die wieder in sein Herz eingekehrt war, konnte er nicht ganz verbergen. Noréy zog die Decke nun doch fester um sich.

Sie tranken den herrlichen Wein, der herber und würziger war als erwartet, und fütterten einander mit Nüssen und süßen Aprikosen. Bald war Noréy der Kopf ganz leicht, während sie Jahor lauschte, der von seiner Familie und seinem Volk erzählte. Von seiner Mutter, einer Kalligrafin, deren Augen mal grasgrün waren und mal die Farbe von dunklen Tannen besaßen. Von seiner älteren Schwester Jenna und ihrem ersten Kind, von seinem Vater, einem begnadeten Schnitzer. »Meine allerersten Erinnerungen als kleiner Junge sind seine Hände. Riesige, vernarbte Pranken, die mir immer neue Spielzeuge brachten. Kleine Pferdchen, Felsenkatzen ... Jedes Tier und jedes Ding, das ich mir wünschte, brachte er mir ein, zwei Tage später. Es war unser Spiel, wie ein Wettstreit.«

Noréy schmiegte ihre Wange an seine Schulter. Sie lagen ausgestreckt da, und Noréy beobachtete den Flammenschein, der sich im Glas der Karaffe spiegelte wie in einem funkelnden Edelstein.

»Mein Vater Vinge hatte nie viel Zeit. Er konnte mit kleinen Mädchen nicht viel anfangen, aber ich bin ihm nicht böse«, erzählte sie. »Es ist bei den Waldleuten so, dass die Männer sich um die Söhne kümmern, die Frauen um die Töchter. Erst als Mama mir das Weben beibrachte und ich ein gewisses Talent zeigte, merkte ich, wie stolz er auf mich war. Ich erinnere mich noch genau, wie ich ein Gespräch zwischen ihm und einem Geschäftspartner belauschte

und er zu meinem grenzenlosen Erstaunen nicht meinen großen Bruder Reyto lobte, sondern mich.«

Jahor drückte sie fester an sich.

»Nun sind sie beide bei den Göttern.«

Jahor seufzte. »Und deine Mutter?«

»Wie alle Leute hat sie ihre Schwächen, und doch ist sie der beste Mensch, den ich kenne. Ich vermisse sie so sehr.«

»Glaubst du, sie würde mich mögen?«

Noréy stieß ein Prusten aus. »Auf keinen Fall.«

»Auf keinen Fall?« Jahor stützte den Kopf auf, um sie anzusehen. Sie hätte ihn am liebsten geküsst, doch er erwartete eine Antwort.

»Du bist nicht vom Waldvolk, da könntest du noch so perfekt sein. Absolut verboten, eine Todsünde, was wir hier treiben.«

Bevor sie genauer darüber nachdenken konnte, was ihre Mutter empfinden würde, wenn sie je erführe, was ihre Tochter gerade tat, antwortete Jahor: »Reich, höflich und gut aussehend, wie ich bin? Tss. Engstirniges Pack.«

»Ach, und die Mirakler haben sich frei mit den anderen Völkern vermischt?«

»Natürlich nicht.« Er lachte, doch es klang bitter. »Ich muss also für immer alleine bleiben.«

»Unsinn.« Mit einem Ruck setzte Noréy sich auf und legte sich der Länge nach auf ihn. »Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

Es folgte eine kurze Rangelei, während der er so tat, als würde er sie loswerden wollen, und sie seine Hände herunterdrückte und seine Beine mit ihren festklemmte.

»Aber es ist verboten! Verboten!«, rief er mit verstellter hoher Stimme.

Und dann liebten sie sich noch einmal, bis die Lust jeden Zweifel, auch den geringsten, davongebrennt hatte.

MAIGAR

«Lass los, Junge!« Grimus legte ihm eine Hand auf die Schulter, und als Maigar nicht reagierte, löste er vorsichtig dessen Finger, mit denen er das Nhalys-Amulett seit Stunden umklammert hielt.

Erst in diesem Moment verschwand auch der innere Krampf, dem er sich schließlich überlassen hatte. Über die Stunden war es immer schmerzhafter geworden, seinem Schatten die Energie zu entwinden und sie über das Amulett den anderen Wirkern zur Verfügung zu stellen. Es war, als wäre die Magie, die bei anderen den Schatten zum Leben erweckte, noch immer nicht ganz bezwungen. Sie wehrte sich mit Krallen und Zähnen, kämpfte gegen den Willen ihres Meisters und musste sich doch Stück für Stück hergeben. Der Sonnenstein sorgte dafür. Er war nun fest mit Maigar verbunden. Manchmal kam es ihm vor, als gingen von dem Stein feine Spinnfäden aus, die seinen ganzen Körper durchliefen. Er war nun ein Diener des Lichts, und das war ein seltsam erhebendes Gefühl.

»Du hast uns alle beeindruckt, Maigar.« Grimus setzte sich auf einen Stuhl neben ihn und reichte ihm ein Glas mit Wasser, das er in einem Zug leerte. Als er es abstellte, begannen seine Hände zu zittern, und die kalte Flüssigkeit rumorte in seinem Bauch.

»Im Turm wurden Wetten abgeschlossen, wie lange es Ralucas Zögling durchhält, aber niemand, nicht einmal ich, hat erwartet, dass du es bis zum Abend schaffst.«

»Es ist Abend?«, fragte Maigar mit belegter Stimme.

Er hatte es geschafft! Hatte es wirklich geschafft!

»Du hast nicht den elegantesten Weg gewählt, aber du hast durchgehalten.« Wieder drückte Grimus' knochige Hand seine Schulter.

»Üben wir jetzt Verteidigung?«

Grimus' Kehle entstieg ein Geräusch, als führe eine grobe Feile über Holz. Rasselnd und trocken. »Kannst du stehen?«

Maigar war sofort auf den Beinen, doch ehe sich ein Gefühl des Triumphs in ihm breitmachen konnte, gaben seine Knie nach, und er fiel zurück in den Stuhl.

»Ich denke nicht, Maigar.« Wieder erklang Grimus' rasselndes Keuchen, bei dem es sich offenbar um das Lachen des alten Mannes handelte. »Morgen wirst du dich vielleicht nicht völlig verausgaben, dann können wir daran arbeiten. Heute aber wirst du dich noch etwas im Turm ausruhen, eine Kleinigkeit essen und dann heimgehen. Verstanden?«

»Ja, Meister Grimus.« Er konnte sich das Grinsen nun doch nicht mehr verkneifen, vor allem, da ihm klar wurde, wie die anderen Wirker und Wirkerinnen ihn ansahen. Er schien in der Tat etwas Außergewöhnliches geschafft zu haben.

Maigar schloss die Augen und lauschte in sich hinein. Der wilde Strudel, der sich angefühlt hatte, als würden in ihm zwei Wesen miteinander kämpfen, war verschwunden. Schleichend kehrte seine Kraft zurück. Er wartete noch kurze Zeit, dann stand er vorsichtig auf. Ja, seine Beine trugen ihn wieder.

Er verabschiedete sich von den anderen und nahm sich im Vorbeigehen ein Stück Kräuterfladenbrot und eine Handvoll Oliven. Als er schließlich aus dem Turm trat, fühlte er sich wie ein König.

Langsam stieg er auf die innere Lichtmauer und verzehrte seine kleine Stärkung. Am Horizont glomm die Sonne feuerrot und schickte weiches, goldgelbes Licht über das Land. Nein, dies war *sein* Tag, und er würde nicht einfach heimkehren und den restlichen Abend lesen oder sich langweilen.

Zuerst lief er an die Stelle, die immer wieder in seinen Träumen über Noréy eine Schlüsselrolle spielte. Hier, genau hier, von wo aus man das Schimmern des Risses erahnen konnte, wenn die Luft besonders klar war.

Heute sah er es nicht, stattdessen empfing er ein seltsames Gefühl. Wie ein fernes Pulsieren ... Nein, es war eher ein Reißen. Als ginge etwas entzwei, das unbedingt intakt bleiben musste.

Es erschreckte ihn. Spielte ihm seine erschöpfte Schattenkraft Streiche? Hatte er sich womöglich zu rücksichtslos daran bedient? Oder war es etwas Größeres, ja Gefährliches, was er da spürte?

Ihm war klar, was für eine Antwort er bekäme, wenn er nun in den Turm zurückkehrte und die anderen darauf ansprach. Sie spürten es nicht. Sie würden ihn ansehen, als wäre er auf dem besten Weg, den Verstand zu verlieren. Die kurze Achtung, die er sich so hart erarbeitet hatte, wäre wieder dahin.

Seine Träume und Ahnungen, sie waren eine Gabe ... oder ein Fluch, je nach Auslegung. Und er wurde selbst nicht so recht schlau aus ihnen.

Das reißende Gefühl nahm zu. Hatte es etwas mit Noréy zu tun? War sie der Kern dieses Gefühls? Wie von allein schlug er eine bestimmte Richtung ein. Hinab von der inneren Mauer, auf kürzestem Weg zur äußeren, dann die Krone ostwärts entlang, bis er erneut in das Gassengewirr hinabstieg.

Er wusste mittlerweile, wo sie gelebt hatte, kannte die Signatur ihrer Mutter und sogar die von Vater und Bruder, die mit ihren Gran-Steinen begraben worden waren.

Erst als er ihr Haus sehen konnte, blieb er stehen und kam sich zugleich ungemein töricht vor. Sie war fort. Noréy Incelo hatte die Stadt vor Monaten verlassen, war entweder untergetaucht oder tot.

Das reißende Gefühl war fort. Er hatte hier nichts verloren. Schon spürte er die Blicke, die ihm hinter halb verschlossenen Türen und durch dünne Vorhänge zugeworfen wurden, und entschloss sich umzukehren.

Er zog seinen Mantel vor dem Oberkörper zusammen und legte darunter die Rechte an seinen Dolch. Mit der linken Hand zog er

das Nhalys-Amulett über den wärmenden Stoff, sodass es auffällig auf seiner Brust prangte. Das gab ihm etwas von seiner Sicherheit zurück. Wirker, gleich aus welchem Volk, wurden in Arboressea geachtet. Sie waren die Beschützer der einfachen Leute, niemand würde sie anrühren.

Die Werkstätten der Weber lagen bald hinter ihm, dann betrat er über eine kleine Brücke das Gerberviertel und wurde von dessen Gestank umfasst. Dass ihm kalter Schweiß den Rücken hinunterkribbelte, lag sicher nicht am scharfen Geruch von faulem Fleisch und Beize.

Er hätte nie herkommen sollen, und wenn, dann an einem anderen Tag... überhaupt bei Tag und nicht nach Sonnenuntergang. Schritte hinter ihm ... Er sah sich nicht um, spürte stattdessen nach dem Gran-Stein seines Verfolgers ... und fand keinen!

Schnappte er jetzt vollends über? Hektisch sah er sich um, doch die Gasse war leer.

Als nun an der nächsten Biegung eine Gruppe ruppig aussehender Gerber vor ihm erschien, tauchte er in eine Hintergasse ein. Hier, zwischen Fässern fragwürdigen Inhalts, blieb er stehen und lauschte. Die Schritte wurden erst lauter, dann leiser.

Schleichend fiel die Anspannung von ihm ab, das wilde Pochen in seiner Brust verschwand. Er nahm die Rechte vom Dolch, stützte sich an der Wand ab und zuckte sofort zurück.

Glitschige Farbe bedeckte die hellgraue Fassade. Jemand hatte eine Schablone benutzt, um seine Botschaft mit Blutrot an die Wand zu bringen. Unter dem Symbol einer Welle, die zweifellos für das Wasservolk herhielt, stand in dicken Lettern *Mörder!*

Ein Stück weiter *Leichenräuber!* und noch etwas weiter *Wir haben euch gesehen!*

Gesehen? Wobei denn? Was für Leichen? Was warf man seinem Volk da vor? Bezog es sich auf die Toten vom Markt, oder war da noch mehr?

Er lauschte, doch das wilde Hämmern in seinen Ohren überdeckte jedes andere Geräusch.

Vorsichtig ging er tiefer in die Hintergasse hinein, folgte Tropfen von Farbe ins wachsende Zwielficht.

War dort eine Bewegung vor ihm? Nach seinem Dolch greifend, streckte er erneut seine Sinne nach Gran-Steinen aus. Er fand welche in den Gebäuden zu beiden Seiten, doch niemanden vor sich, niemanden zwischen den Mauern von Hinterhöfen. Dabei waren dort eindeutig zwei Gestalten zugange. Eine hielt eine Schablone, die andere tunkte einen Pinsel in einen Eimer und strich die Botschaft an die Wand.

Keine Gran-Steine! Er spürte nichts, wie sehr er sich auch anstrengte. Das konnte nicht sein. War er noch immer so geschwächt?

In seiner Linken erwachte ein schmerzhaftes Funkeln. Licht erhellte plötzlich seinen Mantel von innen. Im gleichen Moment trat jemand hinter ihm auf ein paar Steinchen, es knackte unter Schuhsohlen.

Maigar riss den Dolch aus dem Gürtel und fuhr herum. Zu spät. Ein Schemen raste auf ihn zu, traf ihn an der Schläfe, und er stieß gegen die Mauer. Scheppernd fiel die Klinge aus seiner Hand, dann folgte er ihr in die Gosse.

NORÉY

Zu ihrem eigenen Erstaunen erwachte Noréy in einem Bett. Jahor musste sie irgendwann in der Nacht hergetragen haben. Nun drang die späte Winterdämmerung durch ein kleines Glasfenster und lag als weich umrandete Lichtpfütze auf dem Boden.

Einzelne Schneeflocken drangen durch die geschlossenen Holz-

läden eines großen Fensters, trudelten in das Zimmer und fielen als Wassertropfen zu Boden.

In diesem Zimmer gab es keinen Kamin, und doch fror Noréy nicht, ganz im Gegenteil. Ihr war auf eine sehr angenehme Weise heiß. Jahor hielt sie auch im Schlaf im Arm. Sein regelmäßiger, tiefer Atem strich über ihren Nacken. Seine Brust drückte fest gegen ihren Rücken, und seine Beine waren mit ihren verknötet, wie genau, konnte sie in ihrem halb wachen Zustand nicht ergründen.

Sie lagen auf einem gepolsterten Bett, das mit einer Vielzahl von Fellen ausgelegt war, eines weicher als das andere. Lockiges Lammfell und seidiger Bergkatzenpelz, aus dem auch die Zudecke bestand.

Dieser Ort war so schön und friedlich, als wäre er einem Traum entsprungen. Das Zimmer bildete ein Halbrund mit der geraden Seite zur Felswand hin. Die Wände waren auch hier von den natürlichen Adern des Sandsteins durchzogen. Ihr lebhaftes Spiel machte Bilder überflüssig.

Noréys Blick folgte einzelnen Linien, die sich in ihrer Fantasie in Adernetze von Flüssen, Bergkämme und dichte Wälder verwandelten. Ein stetes Auf und Ab, alle Linien gerundet, keine einzige scharfe Kante, die das Auge störte.

Noréy wollte die Zeit anhalten. Hier wollte sie sein, genau hier, in Jahors Armen, weit weg von den Sorgen der Welt.

Dieser Ort schien ihrer Trauer die Schärfe zu nehmen. Sie war da, denn sie war nun ein Teil von ihr. Doch sie ließ sich ertragen.

Für Jahor mochte es genau andersherum sein. Er hatte hier in einer glücklichen Zeit mit all jenen gelebt, die nun verloren waren. Hier rissen seine Wunden auf, und doch war er hergekommen. Warum?

Eine Stimme in ihr sagte: weil er den Schmerz wollte. Weil er diese frisch aufgerissenen, alten Wunden brauchte, um sich lebendig zu fühlen. Vielleicht auch, um überhaupt etwas zu spüren.

Nein, sie würden hier nicht bleiben können. Um seinetwillen

nicht. Noréy schmiegte sich noch etwas fester an ihn, verflocht ihre Finger mit seinen und drückte ihre vereinten Hände über ihr Herz. Er seufzte leise und wohligh.

Diesen Moment, genau diesen, wollte sie sich einprägen und nie wieder vergessen.

Unter den Decken stieg der Duft von Haut auf, seiner und ihrer harmonisch vermischt, als gehörte es so. Sie wollte ihm für immer genau auf diese Weise nahe sein. Es war ein kindischer Gedanke. Einer, der die Welt außen vor ließ, einer, der genau aus diesem Gefühl geboren war und sich nicht darum scherte, dass sie sich erst so kurz kannten, so jung waren und dort draußen womöglich ein zweiter großer Krieg am Horizont dräute, in dem ihnen eine Rolle zugeteilt worden war.

Weil es einer Göttin so gefiel.

Noréy hätte gerne laut auf Geedal geflucht, doch dazu fehlte ihr der Mut.

Jahor regte sich. Sein Atem ging schneller, und seine vorher trägen Bewegungen wurden zielgerichteter.

»Bist du wach?«, fragte Noréy.

»Wach genug.« Er bedeckte ihren Nacken mit Küssen, die ihr lustvolle Schauer über den Rücken trieben. Heiß, so heiß war sein Atem.

Wie zähe, klebrige Fäden hafteten Noréys Zweifel an ihr fest, doch selbst sie kamen nicht gegen das an, was Jahor in ihr auslöste. Als er ihren Namen sagte, drehte sie sich auf den Rücken, und dann ... gab es plötzlich nur noch ihn.

»Wir sollten bald wiederkommen«, sagte Noréy, während sie Jahor an der Hand die Treppe hinabfolgte und sich ein letztes Mal zu dem gemütlichen Bett umblickte. Auch die Stufen waren aus dem Fels gehauen.

»Wann?«

»Wenn das alles vorbei ist.«

»Du träumst noch«, erwiderte er mit einer Bitterkeit in der Stimme, die auch das letzte wohlige Gefühl aus ihrem Körper ätzte. Sie ließ seine Hand los.

Jahor fachte das Feuer im Kamin wieder an, das bis auf einige träge glimmende Kohlen heruntergebrannt war, und sie ließ ihn nicht aus den Augen. Etwas war anders. Er begann, sich wieder zu verschließen. Als habe es die Nähe zwischen ihnen nie gegeben.

»Was hast du nun vor?«

»Fühlst du dich stark genug für den Flug nach Sel Nedara?«

Noréy nickte. »Du hast meine Frage nicht beantwortet.«

Sein Kopf ruckte herum. »Was willst du hören?«

»Wirst du tun, was sie von uns erwarten? Du, der Krieger ohne Volk? Wirst du uns anführen?«

Er spuckte aus, was sie abstoßend fand, was er wiederum sehr wohl wusste. »Ich führe niemanden an. Du kennst die Prophezeiung wohl nicht. Denn es ist die Weltenweberin, die an der Spitze steht.«

»Wer, ich?« Noréy schüttelte den Kopf. Der Gedanke war kalt und glitschig wie ein Fisch, sie konnte und wollte ihn nicht halten.

Sie wäre Jahor überallhin gefolgt, um die Welt zu heilen. Aber selbst führen? Ausgerechnet sie, die ihren Bruder und ihren Vater im Stich gelassen hatte? Die ihrem Gespür so wenig getraut hatte, dass es nicht einmal für eine Warnung reichte? Nein. Jahor war von Aurora seit seinem siebten Lebensjahr auf diese Aufgabe vorbereitet worden, nicht sie, Talent hin oder her. Und was, wenn sie ihre Freunde durch eine erneute falsche Einschätzung der Situation dem Tod in die Arme trieb? Schon der Gedanke lies ihr ein eisiges Gefühl über die Haut fahren. »Ich kann und will das nicht. Sie muss sich irren.«

»Ich bin froh, dass du das sagst, denn ich werde garantiert keine gemeinsame Sache mit den Mördern von einst machen.« Er hielt

die Hände über die Flammen, so tief, dass es Noréy schon beim Zusehen wehtat.

»Was machst du denn da?« Sie stupste ihn an, und er stand ruckartig auf und wandte sich von ihr ab.

»Torik, Aurora und all die anderen wollen uns in einen zweiten, noch größeren Krieg stürzen!«

»Unsinn! Sie wollen die Welt heilen. Sie haben Gutes im Sinn!«

»Gutes?« Er spie das Wort aus, als hätte er sich den Mund daran verbrannt. »Gutes wollten sie schon damals tun. Und schau, was geschehen ist! Torik hat es doch zugegeben, und du nimmst ihn auch noch in Schutz. Wie kannst du nur?«

»Was? Was wirfst du mir das jetzt vor? Ich bin erst seit ein paar Monaten in Sel Nedara. Aber du, du sitzt seit über zehn Jahren mit ihnen am Tisch, genießt deine Privilegien, bekommst Einzelunterricht. Warum hast du dann nicht den Anstand und verschwindest, wenn du sie so hasst?«

»Ich habe meine Gründe.«

»Deine Gründe?« Sie fasste ihn an den Schultern und zwang ihn dazu, ihr in die Augen zu sehen. Seine waren graue Strudel voller Zorn. Noréy wurde schlagartig klar, dass er jedes einzelne grausame Wort genau so meinte, wie er es gesagt hatte.

Und noch etwas wurde ihr schmerzlich bewusst. Er hegte schon lange einen Hass auf die Schattenbändiger von einst. Vermutlich, weil er den Verlust von Familie, Volk und Zuhause nicht anders ertrug.

Noréys Freundin Inesa hatte recht gehabt. Da war eine gefährliche Dunkelheit in Jahor, die niemand erhellen konnte. Selbst Noréy nicht.

»Aurora ist wie eine Mutter für dich«, sagte sie aus einem Gefühl der Hilflosigkeit heraus.

»Falsch! Und das war sie auch nie. Ich kann nichts dafür, wenn sie mich wie einen Sohn behandelt. Gar nichts!« Er fauchte ihr das letzte Wort entgegen, und in Noréy zerbrach etwas.

Als er sich abwandte, nahm er einen Teil von ihrem Herzen mit, riss es einfach heraus und ließ sie mit einer offenen Wunde zurück.

Hinter ihm wallte sein Schatten auf, streckte sich zu einer gewaltigen Wand, die sich mitten durch das Zimmer zog. Mit einem Schlag waren die Geräusche dumpf. Es gab kein Windrauschen mehr, keinen Vogelgesang, nichts von dem, was sie kaum bewusst wahrgenommen hatte, das aber dennoch immer da gewesen war. Nun fühlte es sich an, als kippte sie ins Nichts.

»Jahor!« Sie schrie seinen Namen. Schrie ihn, weil es ein leiserer Ton nicht durch ihre Kehle geschafft hätte. Sie war so zugeschnürt, dass Noréy kaum Luft bekam. Ihre Augen brannten, aber sie weigerte sich zu weinen. Den Triumph gönnte sie ihm nicht. »Du verdammter Mistkerl!«

Der Schatten fiel nicht. Sie drückte mit den Händen dagegen, sank ein Stück ein, nur um auf eine feste Mauer zu treffen.

Es war ein geringer Trost zu wissen, dass er die Bergfeste nicht ohne seinen Schatten verlassen konnte.

»Jahor!«



JAHOR

Es musste sein.

Jahor stand am Fenster und sah in das weite Tal hinaus, während Noréy ihren ganzen Zorn auf ihn hinausschrie. Er hätte nicht gedacht, dass sie so viele Schimpfworte beherrschte. Sein Schatten dämpfte ihre Stimme, doch er wusste auch so, dass sie mit den Tränen kämpfte.

Wütend wischte er sich die eigenen vom Gesicht.

Er hätte es niemals tun dürfen. Hätte sie nie so nah an sich heranlassen sollen. Jahrelang war es ihm gelungen, alles und jeden auf Distanz zu halten, und dann kam sie und brach so mühelos durch alle sorgsam erschaffenen Barrieren, dass es ihn selbst erschreckte.

Er hatte sich in Ausreden geflüchtet. Es sei Zufall, später Schicksal. Seine Hoffnung, in ihr eine Kampfgefährtin zu finden, war vor Augenblicken zu einem Scherbenhaufen zerfallen. Sie würde Torikren Hulme nicht verraten. *Nicht für mich jedenfalls.*

Die Erkenntnis schmerzte so sehr, dass es ihm wie ein reinigendes Feuer erschien. Es brannte unerträglich heiß und hell, brannte die Weichheit aus ihm heraus, und endlich sah er wieder klar. Seine Barrieren nahmen nach und nach wieder ihre Funktion auf.

Er wischte noch einmal über seine Augen, die jeder andere unheimlich, sie aber schön fand. Auch das wischte er fort. Er würde für immer auf Noréy Incelo aufpassen. Aber das hieß noch lange nicht, dass er sich ihrem Diktat unterwerfen würde – mochte die Prophezeiung auch wahr sein und er tatsächlich einer der Auserwählten sein.

Noréy die Führung zu überlassen, hieße erneut, kaum beherrschbare Magie zu entfachen. Hieße, die Welt womöglich ganz zu zerstören!

Er durfte das nicht zulassen! Die letzten Schattenbändiger des ersten Zeitalters mussten aufgehalten werden, und die vier Krieger der Prophezeiung durften ihre gemeinsame Magie nicht wirken. Umbringen musste er dafür weder Noréy noch seine Mitschüler, denn solange der *Krieger ohne Volk* seine Magie nicht mit ihrer mischte, konnte Geedal sich noch so winden, noch so toben, ihr Ziel erreichen würde sie nicht.

Es war ein ausreichender Trost. Denn gegen Noréy kämpfen zu müssen, war der unerträglichste Gedanke von allen.

Langsam wandte er sich um. Sein dunkelgrauer Schatten füllte das kleine Zimmer an. In ihm tanzten Strudel und Wirbel wie auf der Oberfläche eines reißenden, schlammgetränkten Flusses.

Auf der anderen Seite war Noréy nun still geworden, was zu seiner Überraschung mehr schmerzte als ihre Wut zuvor. Mit Wut konnte er umgehen, sie begleitete ihn, seitdem der Wilde Rand über seine Heimat gekommen war. Ihre Stille aber ... Sie war ein schleichendes Gift.

Er meinte, wieder ihre Hände auf seiner Haut zu spüren. Das unsichere Lächeln zu sehen, während sie seinen Körper erforschte und, ohne es zu ahnen, alles genau richtig machte. Ihr lackschwarzes Haar, das als unbändige Flut herabströmte, dessen Spitzen ihn liebkosten und reizten, bis es ihm so sehr in den Lenden zog, dass er es kaum noch aushielt ...

Sie waren diesen Weg gemeinsam zum ersten Mal gegangen, und

es gab noch so viel Unbekanntes zu erforschen. Er wollte ihren Mund beobachten, während er seine Finger über ihren Körper wandern ließ. Sehen, wie sich ihre Lippen teilten, wenn sie alles um sich herum vergaß. Wollte das verschämte Lächeln heranschleichen sehen, wenn ihr bewusst wurde, dass er sie beobachtete. Wollte sie küssen, wenn sie es mit Blicken forderte, oder sie warten lassen, bis sie ihn an den Schultern fasste und ihn mit aller Kraft an sich zog.

Er wollte sie halten und einfach nur spüren, Haut an Haut, eingehüllt in den süßen Duft geteilter Lust ... und gemeinsam einschlafen. Er beehrte sie mit jeder Faser seines Körpers, und wenn es nur das gewesen wäre ... wie leicht hätte er sie ziehen lassen können und ihren Hass ertragen. Doch da war mehr als das.

Und dieses Mehr war der Grund dafür, dass er sich mit jedem verstreichenden Herzschlag stärker davor scheute, die Schattenbarriere aufzulösen. Er hätte den Schmerz in ihren Augen nicht ertragen können. Ein Teil von ihm wollte davonlaufen, den Schatten in sich ziehen, aus dem Fenster springen und sich davonmachen.

Doch das wäre feige gewesen, und er war alles andere als das. Deshalb würde er ihre Vorwürfe ertragen, denn ihr Schmerz war auch der seine.

Er brauchte nur noch einen Augenblick, um Kraft zu sammeln, nur noch ...

Sein Schatten schlug blaue Funken. Der Schmerz kam unvermittelt, traf ihn wie ein Faustschlag im Magen. Er klappte mit einem Keuchen nach vorn und sah aus dem Augenwinkel, wie sich zwei pechscharze Klingen durch die graue Wand schnitten.

Er hätte es verhindern können, seine Energie in die Barriere lenken und die Schnitte verkleben, sobald die Klingen weitergezogen waren. Aber er tat es nicht.

Sein Schatten klatschte herab wie eine Ladung Wasser, die von einer Zeltplane gestoßen wurde, und blieb auf dem Boden liegen.

NORÉY

Noréy lief über die graue Masse hinweg, in der es protestierend blitzte. Er erwartete Beschimpfungen oder dass sie an ihm vorbei ins Freie stürzte. Doch da kannte er sie offenbar schlecht. Nach wenigen Schritten hielt sie inne und beobachtete, wie er sich mühsam aufrichtete und die verkrampften Hände sinken ließ.

»Bei den Göttern! Ich wollte dir nicht wehtun.«

»Hast du nicht«, presste er zwischen den Zähnen hervor.

»Lügner.« Sie war bei ihm, ehe er die Gelegenheit zur Flucht bekam. Ihr Blick riss mühelos seinen Berg aus Vorsätzen ein.

Zögernd griff sie nach seiner Hand, barg sie in ihren beiden und ließ sie wieder los, ehe er die Überwindung fand, sie von sich zu stoßen.

»Kommst du?«, fragte Noréy, ihren Umhang bereits über dem Arm, und zerrte die schwergängige Holztür auf.

Er folgte ihr wie benommen, während ihre Berührung noch an seiner Haut klebte und ihn wie an einem Band mit sich zog. Den schmalen Felsengang entlang und die Stufen hinab in den Schnee.

Mit einigen eleganten Bewegungen, die immer aussahen, als stünde sie an einem gewaltigen, aber unsichtbaren Webstuhl, erschuf sie den schwarzen Schattengreif und saß auf.

Jahor ließ den Drachen aus sich herauswachsen, sodass er von dem grauen Körper emporgehoben wurde. Er schloss die Schnallen an seinem Umhang und zerrte den Pelzkragen so eng zusammen, dass kaum noch Kälte darunterdrang.

»Ich will noch nicht zurück nach Sel Nedara«, rief Noréy, während sie ihr Haar zu einem festen Knoten wand.

Er hätte zurückkehren sollen, um seine Pläne zu Ende zu schmieden. Doch etwas hielt ihn davon ab.

Er hatte so viele Jahre gewartet ... Seine Eltern würden es verstehen, wenn er es noch einen Tag aufschob.

»Ich auch nicht«, antwortete er. »Flieg, wohin du willst!«

Noréy hielt es keinen Moment länger am Boden in seiner Nähe aus. Sie wusste, dass Jahor versucht hatte, sie von sich zu stoßen, um sie zu schützen, aber sie hasste ihn auch ein wenig dafür. Sie musste nicht beschützt werden, nicht mehr als er, der weit mehr verloren hatte als sie.

Kurz seine Hand zu halten, war alles gewesen, was sie sich abringen konnte. Am liebsten hätte sie ihm eine saftige Ohrfeige verpasst und ihm ihre ganze Wut in sein hübsches Gesicht geschrien.

Aber das war genau, was er wollte, und deshalb würde er darauf warten können, bis Abrelien endgültig entzweiriss.

Ein bloßer Gedanke von ihr, und der Schattengreif stieß sich vom Boden ab. Seine Flügel peitschten den Schnee zu einem Wirbelsturm auf.

Jahor würde eine eisige Ladung abbekommen. Zumindest das hatte er verdient. Vielleicht brachte es ihn wieder zur Vernunft. Sein Zorn auf die Schattenbändiger war so kindisch, dass es eigentlich nicht zu ihm passte. Er musste doch sehen, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hatte. Andererseits war diese Art von Selbstschutz aus den schrecklichen Erlebnissen eines Siebenjährigen entstanden, und das erklärte wiederum zugleich alles.

Schnell gewann Noréy an Höhe. Sie brach durch eine Nebelbank, und es wurde schlagartig blendend hell. Blaue Eispanzer reflektierten das leuchtende Aquamarin des Himmels. Sie folgte den zugefrorenen, vom Wind blank geputzten Seen nordwärts. Ein Pass aus verwittertem, schroffem Gestein. Dahinter ein locker bewaldetes Tal.

Goldfarbene Felsengazellen flüchteten sich in ein Geröllfeld und

duckten sich zwischen die Brocken. Im Sommer hätte das eisenhaltige Gestein sie vollständig verborgen. Jetzt im Winter jedoch stachen sie wie Fremdkörper aus dem Schnee hervor. Noréy drehte ab, um die Tiere nicht noch mehr zu verängstigen, und sah zurück.

Dort war Jahor auf seinem grauen Schattendrachen, ein Anblick, der ihr Gänsehaut über den Rücken jagte. Sie sahen aus wie aus einem Märchen geschlüpft. Er folgte ihr mit etwas Abstand, als würde er einer Beute hinterherjagen. Was wohl jetzt in seinem Kopf vorging?

Bereute er schon, wie er sie behandelt hatte? All dieser Zorn speiste sich aus seinem Verlustschmerz. Das zu wissen, machte es ihr leichter, sein Verhalten zu ertragen.

Sie wandte sich ab, drehte in den Wind, der aus Nordwesten kam. Spielten die Augen ihr einen Streich, oder funkelte es in der Höhe tatsächlich in allen Farben, als hätte sich Staub aus dem Wilden Rand gelöst und bis hierher verirrt?

Ein statisches Kribbeln sorgte dafür, dass sich die feinen Härchen auf ihren Armen aufrichteten. Doch, da war eindeutig Magie in der Luft!

»Spürst du das?«, schrie sie.

Jahor schloss auf. »Ja!«, erwiderte er, seine Antwort nur ein Flüßtern im Brausen des Windes. »Sehen wir es uns an!«

Der graue Drache kippte ab, genau in den glitzernden Strom hinein. Noréy zögerte einen Herzschlag lang, dann folgte sie ihm und hatte Jahor mit wenigen Flügelschlägen eingeholt.

Die Randmagie kribbelte und stach auf der Haut, als wären sie in einen Sandsturm geraten.

»Es hat schon angefangen!«, rief Jahor.

»Was? Was hat angefangen?«

Er hörte sie nicht, sondern raste schneller und schneller auf das Unheil zu, das dort eindeutig in der Mache war.

Während ihr das Herz bis in die Kehle hämmerte und die Win-

terkälte mit einem Schlag vergessen war, geschah etwas mit ihrem Schatten.

Es schien, als würde er ganz von allein in den dichtesten Strom der Partikel fliegen – und er *fraß* sie, schluckte die glitzerhellen, winzigen Lichtpunkte mit seiner gesamten Oberfläche.

Ja, sie wusste, dass sich Dunkel von Licht nährte. Doch niemals hätte sie geahnt, wie nah an der Wahrheit die Aussage ihrer Lehrer gewesen war. Alle Spektralfarben wurden vom Schattengreif aufgesogen, zurück blieb eine graue Spur in der Luft. Es war unheimlich.

Noréy versuchte, ihren Schatten aus dem Magiestrom zu lenken, doch er reagierte nicht. Er fraß und fraß.

Seine Oberfläche wurde immer fester, realer. Sie konnte das dichte Löwenfell jetzt nicht nur in der Schwärze ertasten, sondern es *sehen*. Es war ein erschreckendes und zugleich berauschendes Gefühl. Tief grub sie nun die Hände in die Mähne, in die sich auch einzelne borstige Federn mischten. Und dort war noch etwas. Wärme!

Als würde ihr Schatten lebendig.

»Jahor! Mein Schatten«, schrie Noréy in einem Anflug von Panik und trieb den Greif dazu an aufzuholen. Er tat es mühelos. »Jahor, da ist etwas in der Luft, das ...«

»Ich spüre es auch«, rief er gegen den tosenden Wind an. Auch sein silbergrauer Drache sog die Partikel in sich hinein und wurde dadurch mehr und mehr in dieser Welt verankert. Noréy meinte, einzelne Schuppen zu erkennen, wo zuvor nur eine wabernde Masse gewesen war.

»Mein Greif lebt! Ich weiß nicht, was noch passiert, wenn wir weiterfliegen!«

»Finden wir es raus. Ich kehre nicht um.«

»Hast du keine Angst?«

»Doch, klar!« Er grinste, als würde ihm das alles einen Heiden-

spaß machen, doch Noréy sah unter die Maske. Er war besorgt, mindestens so sehr wie sie. Und ja, auch er hatte Angst.

Schweigend und unter höchster Anspannung flogen sie weiter. Der Partikelstrom wurde dichter und schmaler. Schon reichte er nicht einmal mehr von einer Flügelspitze des grauen Drachen bis zur anderen. Wenn er hindurchgeflogen war, blieb nur noch etwas mehr als die Hälfte übrig, nach der Passage des Greifen fast nichts. Sie verschlangen alles.

Noréy hatte den Versuch aufgegeben, ihn hinauszulenken. Es war ein wilder, unheimlicher Ritt.

Dann lag der Rand plötzlich vor ihnen.

Als wäre ein Regenbogen auf die Erde gefallen und in Abermillionen Teile zerschellt, die vergeblich versuchten, die alte Ordnung wieder herzustellen. Es gab Zonen, in denen Gelb vorherrschte, andere waren rötlich oder blau, dazwischen klare Lücken, bunte Wirbel und eine Menge von dem Staub, der ihnen aus einer Art Riss entgegenströmte.

»Da ist ein Leck im Rand!«, rief Jahor, während sie sich segelnd näherten.

So nah war Noréy dem Riss in der Welt noch nie gekommen. Von hier aus ließ sich das Land auf der anderen Seite erkennen. Es sah eigentlich ganz gewöhnlich aus. Sie hatte eine Albtraumlandschaft erwartet, mit Dornenhecken und schroffen, dunklen Klüften voller Schatten, keine Kiefernwälder und goldgelben Sandstein.

Ruckartig blieb der graue Drache segelnd in der Luft stehen.

»Was ...« Noréy brachte ihre Frage nicht zu Ende, denn auch ihr Greif prallte wie gegen eine unsichtbare Mauer.

Sie wurde nach vorn geworfen und klammerte sich erschrocken am Hals ihres Schattens fest.

»Was ist das?«

»Ich weiß es nicht.« Jahor streichelte seinem Schatten über den Hals, als ritte er auf einem nervösen Pferd.



Unter ihnen tat sich etwas. Der Partikelstrom, der bislang aus einer Stelle direkt über dem Boden entwichen war, versiegte. Hat-ten die Schatten deshalb angehalten?

Nein. Da war mehr.

»Ein Reiter!« Jahor keuchte auf.

»Ich sehe ihn auch.«

Der Mann verließ den Rand, als würde er durch einen weichen Stoffumhang reiten. Die bunte Schicht blieb kurz an ihm haften, wurde mitgezogen und schwang dann wieder zurück.

Noréys Magen verwand sich zu einem kleinen, schmerzhaften Knoten. Kalter Schweiß machte ihren Nacken klebrig, und ihr Herz raste so schnell, als wollte es davonlaufen. Es fühlte sich an, als würde sie zugleich angezogen und abgestoßen, während eine geheime Kraft kleine Stückchen aus ihrer Seele fetzte.

Sie kannte dieses Gefühl, würde es nie im Leben wieder vergessen. *Der Purpurmann.*

Er war es, daran bestand kein Zweifel. Dort unten war der Mörder von Reyto und ihrem Vater, und sie war hier oben und konnte nichts tun.

Konnte sie wirklich nicht? So wie ihr Schatten heute Morgen Jahors graue Barriere zerschnitten hatte, so konnte er auch durch Fleisch schneiden. Sie hatte es gespürt und war zutiefst erschrocken darüber.

Nun, da sie auf den Mörder hinabsah, war der Wunsch, ihm heimzuzahlen, was er so vielen Menschen angetan hatte, beinahe überwältigend. Doch der Greif rührte sich nicht von der Stelle, beinahe, als fürchtete er den Fremden. Aber konnten Schatten überhaupt etwas empfinden? Geschweige denn Furcht?

»Was tut er da?«, rief Jahor.

Der Mann hatte sein Pferd gewendet und hob nun die Hände. Es sah aus, als würde er jemanden einladen, ihm zu folgen.

Schwärzliche Schemen erschienen hinter dem bunten Wabern,



und dann zwängte sich plötzlich etwas durch den Spalt. Pure Schwärze, groß wie zwei Pferde, ohne richtige Form, wogte, zuckte und streckte sich in alle Richtungen. Eine Schattenkreatur!

Eine? Nein! Gleich darauf folgte eine weitere, dann noch eine und noch eine. Noréy vergaß vor Schreck zu atmen, während insgesamt elf Wesen den Wilden Rand verließen, bevor der Mann den Riss wieder schloss und der Partikelstrom damit endgültig versiegte.

Keine Kreatur glich der anderen. Manche waren formlos, einige hatten Scheren und Dornen wie Wüstenskorpione. Wieder andere sahen alpträumhaften Versionen von Felsenantilopen, Pferden und Schneekatzen ähnlich. Sie folgten dem Mann, unter dessen Winterumhang Noréy nun das Purpur seiner Robe durchblitzen sah.

Lichte Lohe, steter Schein, wiederholte Noréy die Schutzformel, mit der man um Geedals Beistand bat. Unten zügelte der Mann sein Pferd und sah sich um, als spürte er, dass er beobachtet wurde. Zuvor hatte das Rauschen des Randes ihre Stimmen übertönt. Er konnte sie nicht gehört haben.

Sorgfältig musterte er Felsen und Sträucher, dann legte er den Kopf plötzlich in den Nacken.

»Weg hier, wir müssen hier weg!«, schrie Jahor, doch Noréy war wie erstarrt. Sie meinte, dem Purpurmann direkt in die Augen sehen zu können. Auch wenn sie es aus der Entfernung eigentlich nicht hätte erkennen dürfen, erinnerten sie an zwei pechschwarze Brunnen.

Noréy hatte schreckliche Angst. Zugleich aber wuchs ein trotzi-ger Zorn in ihr. Sie wollte nicht davonlaufen. Wollte es nie wieder tun. Wenn sie ihn jetzt aufhielten ...

Der Mann schien überrascht, dann machte er eine Handbewegung, und eine der formlosen Schattenkreaturen löste sich blitz-schnell vom Boden und raste auf sie zu.

»Los!« Jahor ließ seinen Drachen wenden, und der verpasste ihrem Greif einen Stoß. Noréy wurde durchgeschüttelt und konnte

endlich wieder klar denken. Dies war nicht der Augenblick für Heldenmut.

Fort, sandte sie ihrem Schatten zu, und der schnellte herum und raste, so schnell die Flügel ihn trugen, hinter Jahor und dem Grauen her.

Die Schattenkreatur holte mit beängstigender Geschwindigkeit auf. Noréy hätte ihm entkommen können, doch der Drache war langsamer. *Zu* langsam.

»Was machen wir, Jahor? Er hat uns gleich.«

»Bring dich in Sicherheit!«

»Nein!«

Noréy dachte daran, wie Torik den Stierschatten angegriffen hatte. Er hatte Klingen aus Schwärze geformt. Doch sein Schatten war zu dem Zeitpunkt nur ein Schemen gewesen. Würde sie die Form halten können, wenn sie es versuchte?

Sie hatte keine Wahl, wenn sie Jahor nicht zurücklassen wollte. Aber wie sollte sie es anstellen?

Sie fasste in die dichte Mähne und hielt plötzlich ein Stück davon in der Hand – eine wattige Kugel Dunkelheit. *Scharf. Lang. Klinge*. Sie wiederholte die drei Worte wieder und wieder, bis sich das Ding in ihrer Hand wandelte.

Die Schattenkreatur war nun so nah, dass sie rötliche Augen zu erkennen meinte. »Weich aus!«, rief sie Jahor zu.

Der ließ seinen Drachen zur Seite wegkippen, und Noréy warf.

Die Klinge verschwand in der Kreatur, deren Konturen für einen Moment lang verwischten. Sie wurde langsamer.

»Wir haben es geschafft!« Noréy konnte kaum fassen, was soeben geschehen war.

Dann wurde ihr Verfolger wieder schneller.

Der Angriff hatte ihn nur kurz irritiert. Jetzt raste er ihnen hinterher.

Und er war wütend.

MAIGAR

Der Morgen des Folgetages war längst angebrochen, als er mit wummerndem Schädel in der Gosse erwachte. Sie hatten ihm alles bis auf sein Amulett abgenommen. Den geerbten Dolch seines Onkels, alles Geld und die beiden Ringe, die er getragen hatte. Sein linker Zeigefinger fühlte sich ein wenig so an, als hätten sie sehr lange heftig daran gerissen.

Sein Mantel war mit schlierigem Dreck vollgesogen, und seine Socken waren durchnässt, weil selbst die Stiefel fort waren.

Nun taumelte er wie ein Bettler über das eisige Kopfsteinpflaster, die Arme um den Oberkörper geschlungen, und zitterte und zitterte.

An der inneren Lichtmauer hätten die Gardisten ihn beinahe nicht hineingelassen, bis er seinen Namen nannte und das Amulett vorwies.

Endlich erhob sich das Anwesen der Legiën vor ihm wie eine schützende Festung. Als er von den ersten Hausangestellten bemerkt wurde, eilten zwei auf ihn zu, und einer rannte ins Haus.

»Junger Herr, junger Herr, was ist passiert?«

»Überfall«, gab er einsilbig zurück. »Ich muss mit meiner Tante sprechen.«

Der alte Diener verneigte sich zackig. »Es ist schon jemand zur Herrin Legiën unterwegs.«

Sie hatten ihn auf einen Stuhl gesetzt und wuschen seine Wunden. Nun erst merkte Maigar, wie geschwächt er war. Er konnte sich kaum aufrecht halten, während jemand ihm die Socken von den eisigen Füßen pellte.

»Wo ist er?« Raluca stürmte ins Zimmer und blieb ruckartig vor

ihm stehen. Er hatte sie noch nie so aufgebracht gesehen. Seine Tante war sonst stets so voller Selbstbeherrschung, dass er manchmal daran zweifelte, ob sie überhaupt Gefühle besaß wie ein normaler Mensch. In diesem einen Augenblick aber konnte er Sorge in ihrer Miene ausmachen und dachte, dass dies allein die Prügel wert gewesen war.

»Wo bist du gewesen?«

»Dort, wo sie mich niedergeschlagen haben«, erwiderte er kühl.

»Lasst uns allein, bitte.«

»Drückt dies auf die Kopfwunde«, sagte der alte Diener und gab ihm das Stück Stoff, das mit Honig und Kräutersud getränkt war.

Raluca ging hektisch auf und ab, bis die Diener zusammengepackt hatten und die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel. »Sprich.«

Er berichtete ihr alles. Von dem anfänglichen Gefühl, etwas Wichtiges würde entzweigen, bis hin zu seiner ruhelosen Wanderung durch die Stadt und den Hassbotschaften in der Hintergasse. Nur dass er bei Noréys Elternhaus gewesen war, das verschwieg er.

»Und du hast dich nicht gewehrt, weil du nach dem Tag im Turm ausgezehrt warst?«

»Ich habe noch keinen Lichtkampf gelernt, Tante. Aber ja, anders kann ich es nicht erklären. Es war, als wären meine Sinne taub, irgendwie überlagert. Sonst hätte ich den dritten Mann eher bemerkt. Den Dolch haben sie mir auch abgenommen. Aber was hat es mit den Leichen auf sich? Geht es um die Toten, die von dem Ungeheuer so sehr verstümmelt wurden, dass sie nicht ihren Verwandten überlassen wurden? Und warum nennen sie uns Mörder?«

Raluca starrte kurz wie durch ihn hindurch, dann atmete sie tief durch und setzte sich vor ihm auf einen Stuhl. »Ich denke, du bist so weit, Maigar. Schwöre bei den Göttern, dass nichts von dem, was du gleich hörst, diese vier Wände verlässt.«

»Ich schwöre.« Endlich würde es Antworten geben.

»Der Rat der drei, die Fürsten vom Wasser ... Wir mussten eine Entscheidung treffen, als das Biest wütete. Und wir haben die Ent-

scheidung gefällt, die für ganz Arboressea am besten ist. Niemand durfte die Wahrheit erfahren. Und deshalb ...« Ihr Blick flackerte einen Herzschlag lang. »Deshalb durfte es keine Zeugen geben.«

»Ihr habt Zeugen verschwinden lassen?«

Sie nickte. »Aber scheinbar ist es uns nicht gelungen, alle zu finden. Wir haben versagt.«

Maigars Kehle schnürte sich zu. »Von wie vielen Menschen sprechen wir?«

»Das musst du nicht wissen.«

»Wie viele!«, presste er hervor.

»Achtundzwanzig.«

»Ermordet?«

»Ja. Doch nur, um Aufstände zu verhindern, die womöglich Hunderte Tote gefordert hätten. Das war es wert.«

Ein gutes Bild zeichnete sie da, aber nicht gut genug. »Ich bin ein Legiën, und ich bin nicht auf den Kopf gefallen, Tante. Es ging um den Ruf der Fürsten! Auch um *deinen* Ruf! Den wolltet ihr retten, nicht das *Volk*.«

»Im Fürstenrat sitzen mehr als nur ich, Maigar. Die anderen haben größeres Stimmgewicht.«

Er konnte noch immer nicht glauben, was sie getan hatten. Und wofür das alles? »Der Hass ist trotzdem auf den Straßen angekommen, Raluca. Ich habe ihn gespürt, bei den Göttern, sie haben mich fast umgebracht für das, was ihr zu vertuschen versucht habt.«

»Und das ist unverzeihlich, Maigar. Wir müssen Maßnahmen ergreifen. Sobald du dich dazu in der Lage fühlst, wirst du mit Meisterin Firn aufbrechen und diejenigen zur Rechenschaft ziehen, die dort ihr Gift versprühen.«

»Und wie soll ich das machen? Sie hatten keine Gran-Steine! Versteh doch, sie sind unsichtbar! Niemand kann sie finden.«

Ralucas Statuengesicht wurde noch einen Hauch blasser. »Dann haben sie bereits gewonnen.«



NORÉY

Und dann?« Inesa riss ungläubig die Augen auf.

»Dann haben wir gekämpft.« Es klang noch immer unglaublich, fand Noréy, aber sie hatten gekämpft und die Kreatur schließlich in die Flucht geschlagen. Dann waren sie auf schnellstem Weg hergekommen, um die anderen zu warnen.

Jahor war seither irgendwohin verschwunden. Hoffentlich nur, weil er Toriks und Auroras Nähe noch nicht wieder ertrug, und nicht, um sich seinen finsternen Grübeleien hinzugeben. Sie hatte sich vorgenommen, mit ihm über die ganze Angelegenheit zu reden. Vielleicht wurde ihm dann bewusst, wie fehlgeleitet seine Gefühle waren, und er konnte sich zumindest mit Aurora versöhnen, die von seiner Zerrissenheit nichts zu ahnen schien.

Die Lehrer hatten sich nach ihrem knappen Bericht zur Beratung zurückgezogen. Seitdem war gefühlt ein halber Tag vergangen, in Wahrheit konnte es noch nicht so lange sein, denn die Glocke des kleinen Geedal-Tempels hatte noch kein weiteres Mal geläutet.

Noréy saß im Speisesaal, umringt von ihren Freunden, und beantwortete geduldig jede Frage. »Wie habt ihr die Schattenklingen gemacht?«, wollte Odo wissen.

»Jahor hat sie einfach aus seiner Hand wachsen lassen, ich habe Stücke von meinem Schatten abgetrennt und sie verändert.«

Sie streckte die Hand aus, und der Greif tapste auf großen Pforten an ihre Seite. Schob den gefiederten Kopf unter ihre Hand. Seit ihrer Rückkehr war es ihr gelungen, ihn schrumpfen zu lassen, aber noch weigerte er sich beharrlich, die Form eines gewöhnlichen zweidimensionalen Schattens anzunehmen.

»Ist es anstrengend?« Gorda musterte die Tiergestalt sehnsüchtig.

»Ihn in der Form zu halten? Nein, gar nicht. Sobald du die richtige gefunden hast, geht es wie von allein.« Den Rest verschwieg sie, weil sie ahnte, dass die Veränderung ihres Begleiters nicht normal und eigentlich auch nicht akzeptabel war.

»Wir müssen diesen Zauberer in der Purpurrobe aufhalten«, sagte Inesa energisch und sah auf einmal viel erwachsener aus.

»Wir?« Noréy schüttelte zweifelnd den Kopf. »Zu zweit konnten wir eines der Wesen mit viel Glück vertreiben, aber elf davon? Das ist eine Aufgabe für richtige Schattenbändiger. Sosehr ich auch losziehen und diesen Mörder aufhalten möchte.«

Odo richtete sich kerzengerade auf und sah einen nach dem anderen an. »Oder eine Aufgabe für die vier Kriegerinnen und Krieger der Göttin! Das könnte unsere Prüfung sein.«

»Wenn wir vier es wären, vielleicht«, wandte Gorda ein. »Aber so, wie es steht, ist Jahor garantiert einer der Auserwählten, auch wenn nicht in meinen Kopf will, warum.«

Noréy schoss ihr einen zornigen Blick zu, mehr nicht. Um für ihren Freund Partei zu ergreifen, war sie zu erschöpft. Außerdem hatte er viel von dem, was die Mitschüler über ihn dachten, sich selbst zuzuschreiben.

»Was sagt ihr dazu? Noréy, die Greifenreiterin, führt uns an!« Odo war aufgesprungen und schien sofort in den Krieg ziehen zu wollen. Aber er blieb mit seinem Enthusiasmus allein.

»Nein.« Noréy schüttelte den Kopf. »Ich bin keine Anführerin und ... und keine Auserwählte. Das kann gar nicht sein. Dafür bin ich viel zu ... viel zu ...« Sie atmete mit einem Zittern ein. »Ich bin weggelaufen, als mein Bruder von einem Schattenwesen ermordet wurde. Weggelaufen!« Sie schrie ihnen das letzte Wort entgegen und presste dann die Hände auf die Augen, bis sie nur noch weiße Blitze in der Schwärze sah. Tränen verstopften ihre Kehle. Sie drückte die Hände nur noch fester auf die Lider, bis der Krampf der Trauer vorüber war.

Als sie schließlich erneut den Kopf hob, war sie mit Inesa allein. Dass sie bei ihr geblieben war, bedeutete mehr als tausend mitleidige Worte. Inesa rieb ihr aufmunternd über den Rücken.

»Ich hab ihnen die Flausen wohl gründlich ausgetrieben«, sagte sie mit einem bitteren Lächeln und zog die Nase hoch.

»Mir nicht, aber selbst Odo und Gorda verstehen, wann man jemanden besser alleine lässt. Mich wirst du nicht so schnell los. Ich würde dir überallhin folgen, Noréy, denn du bist ... Ach, ich spüre einfach, dass es richtig ist. Überleg doch, was du in der kurzen Zeit alles erreicht hast und wie vorgezeichnet dein Weg war! Du hast dich mit einem lebendigen Schatten durch die Steppe gekämpft, nur um ausgerechnet Torik in die Hände zu laufen, dem größten Schattenbändiger aus alter Zeit. Und er hat sofort gewusst, wie besonders du bist. Seitdem du hier bist, lernst du schneller als alle anderen. Nun kannst du sogar auf deinem Schatten fliegen. Und als wäre es ein Zeichen, führt Geedal dich ausgerechnet an diesem Tag zum Mörder deiner Familie. Wenn das kein Zeichen ist! Nimm dein Schicksal an, Noréy!«

»Ich weiß nicht«, murmelte Noréy, ließ aber zu, dass Inesa ihr einen Arm um die Schultern legte. »Wenn du es so sagst, dann klingt es fast überzeugend. Aber ich fühle mich noch nicht so weit.« Gedankenverloren ließ sie ihre Hand auf dem Kopf des Greifen ruhen.

»Darf ich auch mal?«, fragte ihre Freundin zögernd.

»Nur zu.«

»Bei den Göttern, ich kann jede einzelne Feder spüren ... und er ist ganz ... Noréy, er ist warm! Das ist nicht normal!«

»Ich weiß. Es ist passiert, als wir Teile des Rands berührten.«

»Vielleicht ist er jetzt ein Teil davon!« In ihren Augen blitzte die Begeisterung. »Erinnerst du dich an Meister Toriks Unterricht gestern?«

»Wie könnte ich das vergessen? Er hat uns bloßgestellt.«

»Unsinn! Er sagte, eure Schatten wären anders, weil sie eine Kreatur aus dem Rand berührt hätten.«

»Mag sein.«

»Das heißt, vielleicht wird meiner auch besonders, wenn er deinen berührt.« Sie hatte es kaum ausgesprochen, als ihr Schatten blitzschnell über den Boden auf den Greif zuhuschte. Der fuhr die Krallen aus und schlug nach dem Schemen, doch zu spät. Wie eine zweite Haut glitt Inesas Begleiter über die dicken Tatzen.

»Was geschieht hier?«, donnerte Toriks Bass. Der Meister kam in diesem Moment mit großen Schritten auf sie zugeeilt und jagte beiden einen gehörigen Schrecken ein. Inesas Gesicht verlor schlagartig die Farbe, und sie riss ihren Schatten mit einer schroffen Handbewegung zu sich.

»Nichts, nichts ist passiert, Meister!«, beeilte sich Inesa zu sagen.

Torik blieb neben ihnen stehen, und Noréy bekam das Gefühl, nicht länger sitzen bleiben zu können, denn wenn er so auf sie hinabsah, wirkte er noch größer und furchteinflößender, und sie fühlte sich auch so schon klein und verletztlich, mehr musste wirklich nicht sein.

Dass sich ihr Schatten nun mutig vor sie schob, half nur bedingt. Denn Toriks Blick verfinsterte sich beim Anblick des hüfthohen Greifen noch mehr.

»Wir müssen reden, Noréy.«

»Bin schon weg!« Inesa winkte ungelenkt und ging so schnell davon, dass es nur um Haaresbreite nicht wie eine Flucht aussah, was es natürlich dennoch war.

»Setzen wir uns?«

»Nein, komm mit.« Er ging voraus, über Treppen zwei Etagen höher, bis dorthin, wo Toriks Räumlichkeiten lagen.

Noréy wusste genau, welche Tür es war, aber durchschritten hatte sie diese noch nie. Umso überraschender war es, das Zimmer schlicht und regelrecht kahl vorzufinden. Als wäre er nur auf der Durchreise. Kaum zu glauben, dass er seit Monaten hier war und sein wenig Zeug in zwei kleinen Truhen unterbrachte. An einer Wand hingen Waffen und ein zweiter Mantel, auf einem Ständer ruhte eine in Teilen geschwärzte Plattenrüstung.

»Hier entlang. Und schließ die Tür.«

Er führte sie in ein angrenzendes Zimmer, das von einem großen Tisch dominiert wurde. Darauf lag eine Karte des Wilden Randes oder zumindest der Regionen, die er durchschnitt. Alles dahinter war weiße Leere. Aber das stimmte so nicht, Noréy hatte es genau gesehen.

Sie ließ ihre Finger über die blanken Stellen gleiten. »Das Land geht dort ganz normal weiter, es ist weder verbrannt noch zerstört. Das war von der Luft aus deutlich zu erkennen.«

Torik nickte. »Ich weiß, es sieht harmlos aus. Aber die wilde Magie hat das Leben dort verändert. Selbst das Moos jenseits vom Riss kann dir das Blut durch die Haut aussaugen, wenn du das Falsche erwischst. Jede Pflanze, jedes Tier, alles, was wächst und atmet, wird verändert. Manchmal kaum, manchmal aber werden auch Wesen daraus, wie du sie heute gesehen hast. Und es gibt keine Regeln, das ist das Schlimmste. Denn gäbe es Regeln, könnten wir sie lernen und den Rand häufiger queren, größte Vorsicht vorausgesetzt.«

»Dann könnten wir auch hinein?«

»Jeder kann hinein. Die Frage ist, wie lange. Und ob man wieder hinauskommt.«

Noréy nickte langsam. Sie hatte nicht vor, diesem magischen Wall allzu bald wieder näher zu kommen als nötig. Ihr Schatten scheinbar auch nicht, denn er rieb sich wie zur Bestätigung an ihrem Bein und ließ den Schwanz hin und her peitschen.

»Das geht so nicht!«, sagte Torik mit einer Kälte in der Stimme, die ihr Angst machte. »Du verlierst die Kontrolle.«

»Tue ich nicht«, protestierte Noréy halbherzig.

»Dann zeig es mir. Löse seine Gestalt auf und mache ihn zu einem gewöhnlichen Schatten.«

Noréy schloss die Augen und versuchte, das magische Band zu sehen, das sie mit ihrem Begleiter verflocht. Ja, da war es, mit seinen silbernen und blutroten Mustern. Es wand sich von ihr um die Schattengestalt und spliss sie in Dutzende Fäden auf, die sich wiederum teilten und den gesamten Schattenkörper überzogen. Doch etwas stimmte nicht. Der Zauber, der ihn nur lose umfassen sollte, war wie zu einer zweiten Haut geworden. Sie versuchte, die Fäden zu entwirren, sie herunterzupfen, begann zu zerren, doch das führte nur dazu, dass der Greif sich darin wand wie eine Katze, die mit Wollfäden spielte. Er drehte sich fester und fester hinein.

Als Noréy die Augen wieder öffnete, war sie völlig außer Atem. »Es geht nicht.«

»Schlimmer als befürchtet«, grollte Torik mehr zu sich selbst als zu ihr.

»Was heißt das?«

»Dass es jetzt unangenehm für euch beide wird.« Er legte ihr ohne Vorwarnung eine Hand in den Nacken, schaffte es auch irgendwie, den Greif am Pelz zu erwischen – und dann folgte etwas, das Noréy nie wieder erleben wollte.

Torik zerriss die Fäden, sprengte jeden einzelnen. Es fühlte sich an wie tausend Nadeln, die unbemerkt in ihrem Körper gesteckt

hatten und nun unsanft herausgerissen wurden. Ihr Schatten wand sich, schrumpfte und wuchs, doch der einzige Weg, Torik abzuschütteln, bestand darin, seine Gestalt aufzugeben.

Schließlich fiel er mit einem Zischen in sich zusammen und huschte als kleine Teerpfütze zu Noréys Füßen, wo er sich nicht mehr regte.

»Was hast du getan?« Noréy strauchelte. Ihr Blick war vor lauter Tränen verschwommen, und ihre Haut brannte wie Feuer.

»Ihm seinen Platz gezeigt. Noréy, sei nicht wütend auf mich. In einiger Zeit wirst du verstehen. Dein Schatten war auf dem besten Weg, sich in eine Kreatur aus dem Rand zu verwandeln. Er hätte sich von dir losgerissen und all deine Schattenmagie mit sich genommen.«

»Na und?«

»Na und? Du weißt, wozu Schattenwesen fähig sind.«

»Aber er doch nicht.«

»Noréy.« Seine Stimme wurde weich. »Er kann jederzeit wieder die Greifengestalt annehmen. Aber zwischendurch muss er gewöhnlich werden. Wie willst du irgendwann nach Arbosessea zurückkehren und deine Mutter wiedersehen, wenn du einen Schattengreif im Schlepptau hast, hm?«

Noréy nickte langsam. Auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte und am liebsten mit den Fäusten auf Toriks Brust eingetrommelt hätte, stimmte alles, was er sagte. Dass ihr Schatten sich weigerte, sich zu verändern, hatte ihr schleichend Angst gemacht.

Sie tat probeweise einige Schritte vor und zurück, und der Schatten folgte ihr gehorsam. Sie atmete auf. »Was ist mit Jahor?«

Torik zuckte mit den Schultern. »Er ist ein Mirakler.«

»Was soll das heißen?«

»Seine Magie ist anders. Und würde er mir nicht aus dem Weg gehen, hätte ich ihn längst gewarnt. Ob ich seinen Schatten zwingen kann wie deinen? Ich weiß es nicht.«

»Verstehe«, murmelte Noréy und versuchte, nicht weiter darüber nachzudenken, dass Jahor ihren Retter hasste. Als Torik am Tag zuvor im Hof zugegeben hatte, einer derjenigen zu sein, der den Zorn der Götter heraufbeschworen hatte, dachte sie, es einen Moment lang auch zu tun. Doch nun, da er ihr wieder einmal aus der Patsche geholfen hatte, wollte es ihr einfach nicht mehr gelingen. Seit dem Großen Krieg waren fast einhundert Jahre vergangen. Mehrere Menschenleben. Torik war nicht mehr der Mann von damals, das spürte sie. Er arbeitete jeden Tag daran, wiedergutzumachen, was er verursacht hatte. Mehr konnte niemand verlangen. Sie fragte sich, wie mächtig er einst gewesen war. »Dein Schatten ... War er immer so wie jetzt, oder war er einmal ...?« Sie wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte.

»Mehr?«

Sie nickte. »Ja. Mehr.«

»Er hat fast all seine Kraft auf dem Schlachtfeld zurückgelassen, aber geflogen sind wir nie. Ich weiß nicht, warum.« Toriks Blick flackerte sehnsüchtig.

»Und kanntest du meine Vorfahrin, die Schattenweberin?«

»Hara und ich waren Freunde und Kampfgefährten. Ihre Schattenweberei war die mächtigste von allen.«

»Ich möchte alles darüber erfahren!«

»Und das wirst du. Aber erst einmal müssen wir uns um Drängenderes kümmern: den Schattenmagier.«

Noréy nickte widerstrebend und wandte ihren Blick zurück auf die Karte.

Er beugte sich vor und wies auf ein schmales Tal. »Hier kamen die Kreaturen heraus, nicht wahr?«

»Kann sein, wir sind nur kurze Zeit geflogen, nachdem wir das Felsendorf der Mirakler verlassen hatten.«

»Das ist hier.« Torik tippte auf ein hufeisenförmiges Tal.

»Du kennst es?«

Er nickte. »Sie waren meisterliche Steinmetze. Ein sehr begabtes Volk. Wirklich bedauerlich, wie sie endeten.« Er räusperte sich. »Der Bruch war hier. Der Abstand sollte stimmen.«

»Was hat der Purpurmann vor?«

»Mich würde vielmehr interessieren, in wessen Auftrag er handelt. Was er vorhat? Er wird die Kreaturen bändigen und sie in die Stadt schmuggeln und weitere Blutbäder anrichten. Wenn es ihm gelingt, wird die Allianz der Völker auseinanderbrechen, und die Wasserleute werden ihre Macht verlieren. Dann gibt es wieder Krieg.«

»Meine Mutter! Sie ist noch in Arboressea!«

»Hoffen wir, dass es nicht so weit kommt, Noréy. Du bist noch nicht so weit, es mit den Kreaturen aufzunehmen. Und deine Freunde?« Er seufzte. »Wir wissen ja nicht einmal, wer von ihnen außer Jahor zu Geedals Kriegern gehört.«

In Noréy brannte eine Mischung aus Zorn und wachsender Panik. Ihre Mutter schwebte in höchster Gefahr. Aber dieses Mal würde sie nicht feige davonlaufen. Sie schuldete es ihr, schuldete es sich selbst. »Ich muss zurück in die Stadt!«

»Nein, musst du nicht, Noréy! Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Ich werde mit meinen Kriegern ausziehen und ihm den Weg abschneiden.«

»Aber ich könnte fliegen!«, protestierte sie. Mittlerweile rauschte das Feuer nur so in ihren Ohren. Torik fasste sie an den Schultern und sah ihr fest in die Augen. »Vertrau auf Aurora, Garyan und mich, Noréy. Es ist nicht unsere erste Schlacht. Dein Purpurmann wird langsam reisen, weil er die Kreaturen noch bändigen muss. Wir holen ihn ein und schneiden ihm den Weg ab, bevor er Arboressea auch nur am Horizont erahnen kann. Versprochen!«

»Versprochen?«, wiederholte sie dünn, weil ihre Kehle so zugeschnürt war, dass sie ihrer Verzweiflung am liebsten mit einem Schrei Luft gemacht hätte. Er mochte es versprechen. Aber glauben? Glauben konnte sie ihm nicht.

MAIGAR

Die Anzahl der Gardisten, die durch die Straßen Arboresseas patrouillierten, war verdoppelt worden, zusätzlich ließen die Wasserfürsten nach weiteren Aufrufen zur Rebellion suchen und diese übermalen.

Dennoch lag Unruhe in der Luft wie ein bitterer Geschmack, denn auch diese Maßnahmen trugen zum wachsenden Hass bei, und die Wirker kamen gar nicht mehr damit hinterher, alle Aggressoren ausfindig zu machen. Sollte man einen Wirker darauf verschwenden, dass jemand angespuckt worden war? Auf einen geworfenen Stein? Einen zertrümmerten Marktstand? Ab wann schickte man Gardisten los, um Streit zu schlichten, wenn scheinbar an jeder Ecke ein neuer ausbrach?

Es gab Prügeleien und die ersten Schwerverletzten nach einer Messerstecherei, aber noch keine Toten.

Raluca hetzte von einer Versammlung zur nächsten und hatte Maigar verboten, alleine umherzustreifen, was er geradezu als Beleidigung ansah, auch wenn es zugleich bewies, dass die Zeit, in der sie ihn mit herablassender Gleichgültigkeit behandelt hatte, vorbei war. Es war ein schaler Triumph.

Es schien, als würden die Wasserfürsten etwas erwarten. Raluca verfügte über ein Netz aus Ratgebern und Spionen. Vielleicht wussten sie von einem Angriff und bereiteten im Geheimen bereits die Verteidigung vor. Arboressea war ein Pulverfass, in dem ein einziger Funke genügen würde, um es in die Luft zu jagen. Und Funken wurden an verschiedenen Ecken geschlagen. Mehr und mehr Schmierereien an den Wänden, kleine Angriffe auf das Wasservolk, und dann waren da noch die Männer und Frauen, die in den Schen-

ken zur Gewalt gegen die Obrigkeit aufrufen und von den Wirkern nicht gefunden werden konnten, weil sie keinen Stein in sich trugen. Blutvergießen würde kommen, davon war Maigar überzeugt, und er wollte bereit sein. So bereit, wie er konnte.

Heute würde endlich der Teil seiner Ausbildung beginnen, dem er seit Jahren entgegengefiebert hatte.

Als er nun voll gerüstet auf den Kampfplatz trat, dachte er für einen Moment nicht mehr an das drohende Gewitter über Arboressea, sondern an daheim.

An seinen Bruder Jarno. An die Nordfeste auf ihrer felsigen Halbinsel, die vom Meer umtost wurde. An verwitterten Granit und Wind, der in den silbrig grünen Wipfeln der Zirben sang. Er stellte sich vor, als Wirker von Rang und Namen zurückzukehren. Vielleicht als jemand, der geholfen hatte, Arboressea zu befrieden. Er wollte die Gesichter seiner Eltern sehen, ihren Stolz und Unglauben. Seinem Bruder sagen, dass es in Ordnung war, wenn er die Feste erbte, und es keinen Gram zwischen ihnen geben würde.

Vielmehr würde Maigar, nachdem er es in der Hauptstadt zu etwas gebracht hatte, irgendwann heimkehren und als Wirker das Land seiner Vorväter von allem Übel beschützen, das der Wilde Rand hervorbrachte.

Doch um das tun zu können, musste er zunächst einmal den Lichtkampf beherrschen.

»Stell dich auf Schmerz ein«, rief Meister Grimus, als er in diesem Moment in Begleitung eines Hauptmanns der Garde den Platz betrat.

»Ich bin bereit.« Maigar versuchte, seine Stimme so ruhig und fest klingen zu lassen wie möglich. Er war so bereit, wie man sein konnte, wenn man von einem Augenblick schon seit Jahren träumte und er plötzlich gekommen war.

»Hauptmann Berka wird mit dir kämpfen. Erst einmal ruhiger Schlagabtausch, aber du musst gewappnet sein. Wir haben ja be-

reits geübt, wie du das Licht im Stein konzentrierst. Sobald ich *jetzt* sage, lässt du den Schild fallen und zielst auf eine der Stroh puppen. Wenn das klappt, wird Berka später den Angriff fortsetzen, während du wirkst. Aber das ist Stufe zwei, verstanden?»

»Ja, Meister«, antworteten sie gleichzeitig und gingen dann zu einem Waffenständer. Heute wurde mit stumpfen Metallschwertern gekämpft. Ein Treffer würde, gedämpft durch Gambeson und Kettenhemd, noch immer ordentlich wehtun, aber keinen dauerhaften Schaden hinterlassen.

Der Hauptmann grinste. Berka überragte Maigar um einen halben Kopf. Er war ein legendärer Fechter und für seine Körperfülle erstaunlich wendig. Seit seinem zweiten Jahr in Arboressea trainierten sie immer wieder einmal miteinander, und Maigar konnte an einer Hand abzählen, wie oft er dabei als Sieger hervorgegangen war. Berka war ein großartiger Lehrmeister, und er behandelte ihn weder von oben herab, noch zeigte er die unangenehme Art von unterwürfigem Respekt, die viele den Adelshäusern entgegenbrachten.

»Ich schone dich nicht, Maigar, nur weil du heute ein paar Funken schlägst.«

»Das erwarte ich auch nicht.« Maigar grinste und fühlte, wie ein Teil der Spannung von ihm abfiel. Er ließ die Schultern kreisen und hob den Faustschild.

Berka fackelte nicht lang. Er begann mit einer Finte, auf die Maigar nicht hereinfliel, täuschte noch einmal an und schlug dann von oben zu. Maigar parierte über Kopf und erwartete Berkas Attacke mit dem eisernen Faustschild, während er zugleich nach der Kraft seines unterdrückten Schattens tastete und sie in den Sonnenstein lenkte.

Er ließ sich von Berka über den Platz treiben, während seine Hand zu leuchten begann. Es blendete, obwohl der Schild auf der Innenseite mit schwarzem Stoff bespannt war.

»Wo ist dein Elan, Junge? Du kämpfst wie ein müder Bauer!«

»Ich geb dir müder Bauer!« Maigar federte in den Knien ein und schlug nach Berkas Beinen.

Der schien nur darauf gewartet zu haben, donnerte seinen Schild gegen Maigars, wich aus und lenkte dessen Schwert mit seinem eigenen ab.

»Jetzt!«, rief Grimus.

Ausgerechnet jetzt? Maigar machte zwei Schritt zurück, war damit kurz aus Berkas Reichweite, ließ den Schild fallen, der daraufhin an einem Riemen von seinem Ellenbogen baumelte, und wählte die nächstliegende Stroh puppe als Ziel. Das Licht schoss in mehreren Strahlen aus seiner Hand, als würde es von zerbrochenem Glas reflektiert. Zwei trafen die Puppe.

Keuchend beugte Maigar sich nach vorn und musterte sein Ziel, während er den Schild wieder aufnahm.

Über der Puppe stieg ein dünner Rauchfaden auf.

»Fokus, Maigar, Fokus! Und gleich noch einmal.«

JAHOR

Da zogen sie los.

Für die anderen mochte der Anblick der voll gerüsteten Schattenritter ein Leuchtfeuer der Hoffnung sein, doch Jahors Zweifel reichten tief.

Torik ritt den Kampfgefährten voran, die Rüstung bis auf einige kupfergoldene Verzierungen zu einem dunklen Braun geschwärzt. Neben seinem Rappen huschte sein Schatten einher, unruhig, als lechzte er auf den Kampf.

Aurora und ihre Partnerin, die blonde, elfengleiche Eline, ritten Seite an Seite hinter ihm.

Insgesamt ein Dutzend Ritter brachte Sel Nedara auf, und angeblich würden sich ihnen noch weitere anschließen. Dass ihre Rüstungen einander so sehr ähnelten, war der endgültige Beweis für Jahors Verdacht. Sie alle waren damals bei der letzten Schlacht dabei gewesen, und nun zogen sie aus, um Abrelien endgültig der Vernichtung zuzuführen, ob sie es wollten oder nicht.

Orrothan, der Gott des Krieges, mochte diese List ersonnen haben. So wie er stets auf Blutvergießen und Chaos sann, um die Menschen an ihrer Leidensfähigkeit zu prüfen.

Wie sollte Jahor nun weitermachen? Er konnte sie nicht aufhalten, selbst wenn er ihnen folgte. Er kam sich schrecklich hilflos vor.

Es war zum Verrücktwerden! Da half es auch nicht, wenn sein Schatten nun stärker war als je zuvor. Er war an der Magie aus dem Rand gewachsen, und nun verhielt er sich ungebärdig und sandte schmerzhaft Wellen durch seine Muskeln, sobald Jahor ihn ganz in seinen eigenen Körper zurückzog. Das besondere Talent der Mirakler, schattenlos zu sein, drohte ihm zu entgleiten. Deshalb verwarf er auch die Idee, zum Rand zurückzukehren, damit der Graue noch mehr Kraft gewann. Das Risiko war zu groß.

Seit dem Verhör durch die Lehrer hatte er nicht mehr mit Noréy gesprochen, doch es musste ihr ähnlich ergehen. Ihr Greif hatte auch von den Partikeln gefressen.

Wie sie mit den anderen Schülern im Hof stand, lag ihr Schatten zur sonnenabgewandten Seite zu ihren Füßen. Doch selbst von seiner hohen Warte von der Treppe aus konnte Jahor beobachten, wie sie sich unauffällig nach ihm umsah, als erwartete sie etwas.

Als dann die Krieger die erste Wegbiegung erreichten und von den schwingenden Ästen der Haarkiefern verborgen wurden, sprang Noréys Schatten auf, verwandelte sich blitzschnell in einen Greif von der Größe eines Kätzchens und flatterte ihr auf den Arm.

Das war nicht gut.

Jahor hatte Geschichten von Schatten gehört, die tatsächlich zu

Lebewesen mit Atem und Herzschlag geworden waren, und sie endeten nur in den seltensten Fällen gut. Wenn es gelang, sie zahm zu halten, reichte es, um Legenden daraus zu spinnen ... Doch eben nur, wenn.

Er musste mit ihr reden. Schon der Gedanke an sie weckte eine Sehnsucht in ihm, die ihn regelrecht krank machte. Ein Fieber, das sich am besten unter einer warmen Decke ausschwitzen ließ ... mit ihr zusammen.

Widerstrebend trat Jahor an die Balustrade.

Unten fasste der Wind in Noréys Haar und hob die glänzenden, schwarzen Strähnen an, als prüfte er ihr Gewicht. Sie trug ihr Haar zum ersten Mal im Freien offen, und plötzlich ahnte er auch, warum. Sie wusste, wie sehr es ihm gefiel. Als spürte sie seinen Blick, drehte sie sich genau in diesem Moment um. Jahor war wie erstarrt. Erst als er merkte, dass er dümmlich grinste, gab er sich einen Ruck und wich zurück.

Sie sagte etwas zu Inesa, winkte ihm zu und näherte sich dann der Außentreppe. Ihr kleiner Greif hüpfte vor ihr die Stufen hoch.

Sofort trat Jahor die Flucht ins Gebäudeinnere an. Er konnte jetzt nicht mit ihr reden, hatte sich gar nicht zurechtgelegt, wie er ihr das mit ihrem Schatten vernünftig beibringen sollte, ohne ihr wieder wehzutun.

Denn das, so hatte er sich fest vorgenommen, würde er nicht mehr tun. Ihr wehzutun, verletzte ihn genauso sehr wie sie. Er ertrug es nicht. Sein Versuch, Noréy von sich zu stoßen, um sie schützen, war in Sel Briel gründlich gescheitert.

Er wünschte so sehr, er könnte sie in seine Pläne einweihen, aber dafür war es noch zu früh. Er würde Zeit brauchen, sie zu überzeugen. Zum jetzigen Zeitpunkt würde er sie sich allenfalls zur Gegnerin machen. Und das wollte er noch viel weniger.

In Sel Briel hatte seine eigene Angst kurz die Oberhand gewonnen, aber das würde ihm nicht mehr passieren.

Er folgte einem langen Flur nordwärts und eilte dort die Stufen abwärts. Windung um Windung ging es tiefer – bis ihm der Greif beinahe auf seine Füße hopste.

Jahor gab einen erschrockenen Laut von sich.

»Hier bist du, habe ich es doch gewusst.« Noréy strahlte über das ganze Gesicht, als hätte sie ein kompliziertes Rätsel in einem Spiel gelöst.

Haarsträhnen hingen ihr in die hohe Stirn. Auf den Wangen hatte der kalte Winterwind eine gesunde Röte hinterlassen. Sie sah bezaubernd aus. Das Schönste jedoch war die Weise, wie sie ihn ansah. Als wäre er auf eine Art wichtig für sie, die ihn stolz machte und sein Herz wachsen ließ. Vielleicht fühlte es sich deshalb an, als wäre es viel zu groß für seine Brust und käme ständig aus dem Takt.

Sie suchte in seinem Blick nach Ablehnung, doch sie fand nichts. Natürlich nicht! Wie auch? Alles in ihm sehnte sich danach, sie zu küssen und einen Moment lang seine Sorgen zu vergessen. In ihren Armen konnte er das.

Noréy aber schien weiter auf der Hut zu sein, und da sie keinen weiteren Schritt auf ihn zukam, zögerte auch er. Als wäre ein unsichtbarer Riss auf den Stufen zwischen ihnen aufgetaucht, der nun schleichend größer wurde.

Seine Füße waren wie festgefroren, also räusperte er sich. »Ich dachte erst, ich frage dich, wie es dir geht, aber ... aber das will ich gar nicht. Stattdessen möchte ich dich viel lieber küssen.«

Noréy blinzelte zweimal schnell hintereinander und erinnerte ihn dabei ein wenig an eine Katze. Eine überrumpelte Katze.

»Dann mach es doch einfach«, erwiderte sie. Die blauen Augen strahlend wie der Sommerhimmel, und sie flog ihm die letzten beiden Stufen entgegen.

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Jahor drückte sie an die steinerne Spindel der Wendeltreppe und küsste sie mit einer Leidenschaft und einem Hunger, der ihn selbst überraschte. Sie hatte ihm

gefehlt. Wie sehr, das wurde ihm mit jedem verstreichenden Atemzug bewusster. Noréy klammerte sich an ihn, ließ ihre Hände über seinen Rücken aufwärtswandern und umfing ihn mit ihrer Wärme, die nach und nach die frostigen Spitzen seines Hasses zum Schmelzen brachte. Sie küssten sich, bis die Welt und die Risse in ihr nur noch eine ferne Erinnerung waren.

Kurz darauf stiegen sie Hand in Hand die Stufen wieder hinauf bis ganz nach oben, wo sie ins Freie traten. Jahor legte ihr den Arm um die Mitte, dabei strich ihr seidiges Haar beständig über seine Hand. So nah bei ihr zu sein, fühlte sich derart richtig und ... ganz an, dass er im Nachhinein nicht verstand, wie er je auf die Idee hatte kommen können, sich von ihr abzuwenden.

Er musste sie nicht schützen. Sie war stark – viel stärker als er – und konnte selbst auf sich aufpassen. Und wenn sie sich eines Tages von ihm abwendete, dann würde es ihre Entscheidung sein.

Bis dahin wollte er jeden Augenblick mit ihr genießen, auch wenn es sich für ihn anfühlte, als quälte er sich selbst, indem er das bittere Ende nur herauszögerte.

»Hörst du jetzt auf, dich zu verstecken?«, erkundigte sie sich mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen, das er ihr am liebsten fortgeküsst hätte. Sie spielte darauf an, dass die Schattenbändiger fortgezogen waren.

»Vielleicht. Aber es sind immer noch genug Leute da, die nichts mit mir zu tun haben wollen.«

»Weil du es so wolltest, Jahor. Ich habe aber nicht vor, mich von einem schattigen Winkel in den nächsten zu schleichen, weil mein Freund es nicht über sich bringt, sich wie ein normaler Mensch zu anderen an den Tisch zu setzen.«

»Schattige Winkel können sehr schön sein«, erwiderte er. Doch was ihn tatsächlich berührte, waren die Worte *mein Freund*. Sie hatte es so selbstverständlich gesagt, als wäre es über jeden Zweifel

erhaben. Und vielleicht war es das auch und er nur zu dämlich, um es zu merken. Konnte ja sein.

Sie knuffte ihn auffordernd in die Seite. »Und?«

Er zögerte – und sorgte damit dafür, dass ihre Stimmung umschlug wie ein heißer Sommertag bei einem rasch aufziehenden Gewitter. »Möchtest du nicht, dass sie uns zusammen sehen? Ist es das?«

»Nein, ich ...« Die richtigen Worte wollten ihm nicht einfallen, und die falschen purzelten ihm nur so aus dem Mund. »Du weißt doch, wie gesellig ich bin. Aber ...« Er hielt inne und sah ihr in die Augen, aber das machte alles nur noch schlimmer.

Das warme Gefühl, das sie in ihm auslöste, machte ihn duselig. Als würde er gerade unter den weichsten Decken der Welt ersticken. »Ich kann nicht mehr reden und erst recht nicht denken, wenn du mich so anschaust.«

Grinsend lenkte sie den Blick auf ihre Füße. »Also?«

»Ich gehe mit dir, wohin du willst, Noréy. Sollen diese Dummköpfe sich das Maul zerreißen. Ich schreie vom höchsten Gipfel, dass ich zu dir gehöre!«

»Weil dich da keiner hören kann?«

»Was?«

»Auf dem höchsten Gipfel, meine ich.«

»Ach, hör schon auf. Ich kapituliere, du hast gewonnen. Genieß es.« Er stieß sie mit der Schulter an, und dann mussten sie beide lachen. Sie lachten, bis auch die letzte Spannung verschwunden war.



NORÉY

Er hielt auch dann noch tapfer ihre Hand, als sie den Übungsraum betraten, in dem bei schlechtem Wetter der Fechtunterricht stattfand.

Heute waren sie ohne einen Lehrer hier. Odo und Inesa hieben bereits mit Übungsschwertern aufeinander ein, während Gorda noch dabei war, ihre Beine mit dicken Wickeln aus Wolle zu schützen. Blaue Flecken würde sie bei einem Treffer dennoch davontragen, doch daran hatten sie sich mittlerweile alle gewöhnt.

Dummes Fleisch muss weg, wie Meister Garyan immer sagte.

»Du bist zu spä...« Gorda blieb das letzte Wort im Hals stecken. Stattdessen starrte sie auf die miteinander verflochtenen Hände, als hätte sie einen Geist gesehen.

»Jahor wird heute mit uns trainieren«, sagte Noréy, weil sie das Gefühl hatte, irgendetwas sagen zu müssen.

Inesa und Odo ließen ihre Schwerter sinken. Auch sie starrten.

Fühlte es sich für Jahor immer so an? Dann verstand Noréy, warum er lieber für sich war. Die Zeit, bis sie sich die Schutzkleidung aus wattiertem Gambeson und verschiedenen Wickeln angelegt hatten, schien sich bis ins Unerträgliche zu dehnen.

»Du musst die Gestalt deines Schattens verändern, Noréy«, murmelte Jahor und brach damit die Stille. »Sonst falle ich noch drüber. Außerdem ist es nicht gut ...«

»Ja, ich weiß«, fuhr sie ihn an und entschuldigte sich gleich darauf. Sie hatte den Greif seit dem Morgen mehrfach die Form ändern lassen, damit er sich wieder damit abfand, ihr zu gehorchen. Auch jetzt wehrte er sich ein wenig, aber es gelang, und sie ging mit einem ganz gewöhnlichen schwarzen Fleck zu ihren Füßen zu dem Ständer mit den hölzernen Übungsschwertern und nahm sich eines heraus. Dann erst setzte sie sich den Helm auf.

Sie focht zuerst mit Jahor, der sich sehr zurücknahm, dann mit Inesa, die ihr unter dem Helm so viele fragende Blicke zuwarf, dass sie sich beide sehr ungeschickt anstellten.

Das Schweigen in dem weiten, von Säulen unterteilten Raum war dem Klang von aufeinanderprallenden Holzschwertern, Keuchen und Stöhnen gewichen, und es fühlte sich immer normaler an.

Bald focht Odo mit Jahor, und die beiden schenkten sich nichts. Odo war fast einen Kopf größer und sicherlich stärker als sein Gegner, doch was Jahor an Kraft fehlte, machte er durch größere Erfahrung und Geschicklichkeit wett. Odo presste Jahor mit dem Schwert gegen die Wand, bis der sich nicht mehr rührte, und pikte ihm mit dem spitzen Finger in den Bauch, als hätte er ein Messer in der linken Hand. Bei der nächsten Runde zog Jahor Odo die Füße unter dem Körper weg. Der große Steppenkrieger landete unsanft auf dem Hintern und hatte im nächsten Moment Jahors Klinge an der Kehle.

Auch nach der achten Runde blieb es unentschieden, und die beiden hatten endlich genug. Odo lief der Schweiß in Strömen über die Haut, und als Jahor seinen Helm abnahm, klebten ihm die Haare glatt gepresst am Kopf. Er schüttelte sich wie ein Hund, und Noréy bekam einen umherfliegenden Schweißtropfen ab. »Bah, du Ferkel.«

Er grinste. »Du wolltest, dass ich herkomme.«

»Aber doch nicht ...«

Alle starrten sie an. Plötzlich schienen sie sich wieder zu erinnern, dass die beiden Hand in Hand hergekommen waren. Es fehlte nicht viel, und Noréy wäre rot angelaufen. Vor Verlegenheit fiel ihr keine schlagfertige Erwiderung ein, und ihr klappte wie von allein der Mund zu.

Doch dann fasste sie sich ein Herz.

Für den Augenblick schienen zumindest Odo und Jahor ihre Abneigung füreinander vergessen zu haben. Einen besseren Moment würde sie nicht mehr finden, um ihr Anliegen vorzutragen.

»Ihr seid meine Freunde«, begann sie. »Und deshalb möchte ich euch um etwas bitten ...«

Die vier hatten ihre Entscheidung, in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages aus Sel Nedara abzuhausen und nach Arboressea zu gehen, nicht gut aufgenommen.

Nicht gut war sogar noch stark untertrieben. Inesa schwor, sie würde sich vor die gemeinsame Zimmertür setzen und sie einfach nicht herauslassen. Gorda hatte gedroht, den Plan an den Reitmeister zu verraten – was sie nicht tun würde. Und Odo murmelte nur, ihr Vorhaben sei blanker Wahnsinn.

Jahor war still geblieben. In seinen Mirakleraugen rangen Hell und Dunkel miteinander. Was er dachte, würde er ihr unter vier Augen sagen.

Noréy nahm allen das Versprechen ab, nicht zu verraten, wohin sie wollte, dann umarmte sie einen nach dem anderen zum Abschied.

Schließlich blieb sie mit Jahor im Saal zurück. Bläuliches Winterlicht fiel durch das wellige Fensterglas und tauchte alles in ein diffuses Licht. Trübe Helligkeit von der Art, wie sie in der Hauptstadt durch den künstlichen Nebel immer herrschte. Sie hatte es beinahe

vergessen, doch nun weckte ausgerechnet die milchige Trübe die Sehnsucht nach daheim.

Aber war es das überhaupt noch? Ein Daheim?

Jahor hatte die Übungsschwerter fortgeräumt und sich im Nebenraum an einem Wasserbecken gewaschen. Nun kehrte er nur in Hosen und Schuhen zurück. Die Tunika trug er zusammengeknüllt in der Hand. Er rieb sich ein paar letzte Tropfen von der Brust, und da war es wieder, dieses unvernünftige Ziehen in ihrem Körper, das jeden klaren Gedanken wie durch zähen Honig zwang.

»Dir ist klar, dass ich dich nicht allein gehen lasse, oder?«

Mit etwas Abstand zu ihr blieb er stehen. Schlagartig ernüchtert schüttelte sie den Kopf. »Du musst dich nicht in Gefahr bringen. Es ist meine Mutter. Ich muss zu ihr und sie dort rausholen, bevor die Kreaturen Arboressea erreichen.«

»So viel Vertrauen setzt du in deinen verehrten Torik ren Hulme? Ich bin enttäuscht«, spottete Jahor und bekam wieder diesen hässlichen Zug um den Mund, der ihr so gar nicht gefiel.

»Ich kann und will kein Risiko eingehen.«

»Und wie stellst du dir das vor?« Er warf sich die zerknüllte Tunika über die Schulter und stemmte die Hände in die Hüften, während Noréy sich redlich bemühte, seinen sehnigen Oberkörper zu ignorieren und sich auf ihre Auseinandersetzung zu konzentrieren. »Ich schleiche mich zur Dämmerung raus ...«

»Die Tore sind bewacht, dein Pferd kann sich nicht unsichtbar machen.«

»Pferd? Wie kommst du darauf, dass ich Aleo nehme, wenn ich stattdessen flieg...«

Er schnitt ihr mit einer ruppigen Handbewegung das Wort ab. »Nicht so weit, das schaffst du nicht. Du wirst ein Stück fliegen, ja. Und dann musst du einen Tag pausieren. Wenn du es übertriebst, sogar zwei. In der Nähe der Stadt geht es ohnehin nicht,

sie schießen dich vom Himmel. Denk nach. Sobald du am Boden bist, musst du laufen, und zwar langsam, wenn du dich dabei erholen willst.«

Sie verzog den Mund. So weit hatte sie in der Tat nicht gedacht. In ihrer Vorstellung war alles so einfach gewesen. »Wenn ich dir erlaube mitzukommen ...«

»Erlaubst?« Er zog die linke Braue hoch.

»Ja. Wir könnten abwechselnd fliegen, mal auf deinem Schatten, mal auf meinem.«

»Und schaffen noch kürzere Stückchen. Wir nehmen die Pferde, Noréy, und ich werde dir helfen, ungesehen hier rauszukommen. Du nimmst mein Pferd mit, ich verstecke mich auf dem Dach und betätige die Alarmglocke. Die Wachleute werden die Tore schließen und sich dann in Sicherheit bringen. Das Osttor hat einen Durchschlupf für Reiter, den nimmst du. Wir treffen uns dann im Haarkieferwald.«

»Du hast alles schon genau durchdacht?«

»Womöglich.« Er grinste.

MAIGAR

Heute hatten sie ihn wirklich durch den Wolf gedreht. Seine Schonzeit war vorbei. Dafür war er Raluca und Grimus einerseits dankbar, andererseits lag ihm ein ständiger Fluch für seinen Lehrmeister auf den Lippen.

Nach dem kaum enden wollenden Drill ruhte er nun nach einem heißen Bad auf einer gepolsterten Bank und wurde von fachkundigen Händen massiert. Der Diener war anfangs zögerlich gewesen, weil überall dort, wo Berka eine Lücke in seiner Verteidigung

gefunden und ihn dafür bestraft hatte, blaue und rote Flecken auf seiner Haut prangten.

»Mach weiter, als gäbe es sie nicht, meine linke Hand ist übler dran.« Und das stimmte. Sie fühlte sich an, als steckte ein Brocken glimmender Kohle unter seiner Haut, der ihm die Knochen versengte. Äußerlich war zum Glück nur eine kleine Rötung zu sehen. Die Narbe blieb geschlossen.

Maigar versuchte, nicht an morgen zu denken, denn morgen würde er noch härter trainieren. Seine Hand bewies, dass er so weit war. Sein Körper hatte den Sonnenstein akzeptiert, nun konnte er es nicht erwarten, dessen ganzes Potenzial auszutesten.

Am Nachmittag war es ihm bereits gelungen, das Licht zu einem Strahl zu bündeln und recht genau zu lenken.

Ihm entfuhr ein Keuchen, als etwas in der Schulter vernehmlich krachte, und fühlte einen kurzen Schwindel, dann wurde es besser. Der Diener machte seine Sache gut, er hatte die zusätzliche Silbermünze verdient, die Maigar ihm gegeben hatte. »Es reicht. Falls ich einschlafe, weck mich rechtzeitig. Danke.«

Er lauschte auf die sich entfernenden Schritte, dann überließ er sich der bleiernen Schwäche und dem leisen Knistern des Kaminfeuers. Für einen Augenblick war er bar jeden Grübelns, sein Kopf so still und weit wie eine menschenleere Halle. Er genoss es kurz, dann begann er seine Suche. *Noréy*. Wo war sie? Warum war er so sicher, dass sie lebte, als würde er über all die Distanz ihren Herzschlag hören können? Was für eine geheimnisvolle Macht besaß sie über ihn? Hatten die Götter ihre Finger mit im Spiel?

»Komm schon, Geedal. So finde ich es nie alleine heraus. Schick mir ein Zeichen«, murmelte er halbherzig in den Polsterstoff.

Er wusste ja nicht einmal, auf welcher Seite sie stand. Ja, die mächtigen Schatten in den Träumen sprachen dafür, dass Raluca recht hatte und sie eine geborene Schattenbändigerin war. Aber wurden ihm die Träume gesandt, weil sie einander irgendwann auf

einem Schlachtfeld in einem finalen Kampf gegenüberstehen würden? Oder lag es an ihm, auf wessen Seite sie sich schlagen würde? War er dazu bestimmt, sie auf die Seite der Wirker zu ziehen und so das Zünglein an der Waage zu bestimmen?

Diese Vorstellung gefiel ihm besser, denn alles in ihm sperrte sich dagegen, in ihr eine Feindin zu sehen, obgleich die Vorzeichen in diese Richtung deuteten.

Wenigstens war das Gefühl, dass etwas Wichtiges entzweigend, wieder verschwunden. An dessen Stelle war eine nagende Unruhe getreten, die sich nur beim Kampfunterricht vollständig ignorieren ließ.

Nun war sie mit aller Macht zurück und sorgte dafür, dass er längst angezogen und bereit für das Abendessen war, als der Diener kam, um ihn zu wecken.

Er durchquerte die Flure, betrat das kleine Speisezimmer und setzte sich an seinen Platz. Mit einem Glas dunklen, schweren Weins vertrieb er sich die Zeit, während er auf Raluca wartete.

Sie kam pünktlich und schien erfreut, ihn zu sehen. Maigar erhob sich und begrüßte seine Tante mit einer knappen Verbeugung.

»Grimus ist voll des Lobes«, sagte sie und reichte ihm ein in Seide eingeschlagenes Bündel. »Wohlverdient.«

Maigar wickelte das Geschenk aus. Es war ein neuer Dolch, weit schlichter als sein alter, der ihm gestohlen worden war, doch nicht minder wertvoll. Er erkannte erstklassiges Schmiedehandwerk auf den ersten Blick. Der schwarze Griff war nur mäßig mit Einlegearbeiten aus granuliertem Silber verziert, die Klinge aber wurde von Wellen und Zacken überzogen, als wäre der Atem des Feuers selbst hineingeprägt worden. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll, vielen Dank. Du ehrst mich, Tante.«

Er setzte sich und legte den Dolch in Griffweite.

»Wenn du so weitermachst, wirst du zum Sommer dein Gelübde ablegen können. Das ist beeindruckend schnell.« Ihr Gesichtsaus-

druck passte nicht ganz zu ihren Worten, aber Maigar merkte es kaum. Endlich schien er auf dem steilen Weg nach oben zu sein, den er sich erträumt hatte. Endlich nahm sie ihn wahr.

»Wie war es, als du Wirkerin geworden bist?«

Sie machte eine kleine Handbewegung, als würde ein Vögelchen davonfliegen. »Ach, das ist so lange her, Maigar. Es waren andere Zeiten.« So oder so ähnlich wich sie seinen Fragen oft aus, als wäre es schon drei Menschenleben her. Dabei sah sie vielleicht aus wie Mitte fünfzig, aber nicht viel mehr. »Wir sind damals immer zu mehreren unterrichtet worden.«

»Wie in einer Schule?«

»Ja, wie in einer Schule.« Sie rückte ihren Teller vor sich zurecht und begann, die kräftige Kräutersuppe zu essen, auf der altbackenes Brot in dünnen Scheiben schwamm.

Maigar stellte sich derweil vor, wie es wäre, mit anderen gemeinsam lernen zu können. Seitdem er in Arboressea war, hatte er eine neue Art von Einsamkeit erfahren. Er hatte Familie und Freunde zurückgelassen und alle neuen Bekanntschaften waren entweder Diener oder standen weit über ihm. Sein Ehrgeiz hatte es ihm nicht erlaubt, viel Zeit mit anderen Dingen zu verbringen als dem Drill, durch den ihn Raluca schickte.

Er war davon ausgegangen, dass es der übliche Weg war, wie die Begabten zu Wirkern wurden, aber nun ... Sich Raluca als junges Mädchen mit Gleichaltrigen in einer Schule auszumalen, ging über seine Vorstellungskraft.

Sie waren bei der Hauptmahlzeit angekommen, einem scharfen Schmorgericht mit Gemüse, Hühnchen und Zitrone, als es an der Tür klopfte.

Ralucas spitze Schultern versteiften sich. Maigar bekam plötzlich den Bissen nicht mehr hinunter. Niemand störte die Hausherrin beim Abendessen, es sei denn, es war wirklich wichtig. Unbewusst erwartete er das Schlimmste. Den Angriff einer weiteren Kreatur

in der Stadt oder dass der brodelnde Hass sich in einer ersten Straßenschlacht entladen hatte.

Die Frau, die nun eintrat, hatte Maigar nie zuvor gesehen. Sie war keine Gardistin, trug zumindest keine Uniform, doch sie besaß offensichtlich das Recht, im Hause Legiën Waffen zu tragen. Sie beugte sich zu Raluca, flüsterte ihr etwas zu, dann überreichte sie ihr ein winziges Röhrchen und eine Lupe und zog sich zurück.

Raluca schob ihren Teller zur Seite, entnahm dem Röhrchen ein hauchdünnes, zusammengefaltetes Stück Papier, strich es glatt und begann zu lesen.

Maigar saß so still, dass er fast vergaß zu atmen. Dies war die Nachricht eines Kundschafters oder Spions, die eine Taube gebracht hatte. Seine Tante war berüchtigt dafür, überall Augen und Ohren zu haben, ein breites Netzwerk von Männern und Frauen, die in ganz Abrelien Informationen für die Fürsten von der See sammelten. Er zweifelte nicht daran, dass Raluca nicht nur für, sondern auch gegen die anderen Häuser arbeitete.

»Was ist es?«

»Schattenbändiger.«

»Schattenbändiger?« Maigar glaubte, seinen Ohren nicht zu trauen, sofort zuckten seine Gedanken zu Noréy. War sie bei ihnen?

»Über fünfzig, noch weit im Westen. Sie zogen erst nordwärts, doch jetzt wenden sie sich nach Osten, in Richtung Arboressea. Unsere Feinde zeigen endlich Gesicht.« Sie zog eine Kerze heran, nahm das dünne Papier, doch kurz vor der Flamme zuckte sie zurück. Dies war keine Nachricht, die verschwinden sollte.

»Erst!«, rief sie den Diener, der gleich vor der Tür wartete und sofort eintrat. »Ja, Herrin?«

»Ruf den Rat zusammen!«

»Um diese Uhrzeit?«

»Sofort, es geht um die Zukunft Abreliens.«

Erst als die Tür wieder ins Schloss gefallen war, hatte Maigar das

Gefühl, wieder atmen zu können. »Was haben sie vor, Tante? Stecken sie hinter dem Angriff auf dem Markt und der Unruhe in den Straßen?«

»Wer, wenn nicht sie? All das nutzt ihnen. Wenn die Völker sich erneut erheben, wird auch der Ruf nach Elitekriegern wieder lauter werden. Und wie in alter Zeit werden sie sich die Taschen vollstopfen. Sie kriechen aus ihren Löchern wie die Ratten vor einer Schlacht, die sie selbst angezettelt haben. Es war ein Schattenbändiger, der das Biest in der Stadt losgelassen hat. Wer weiß, was sie noch tun werden, um den Brand zu schüren.« In ihren Augen brannte alter Hass, und Maigar fragte sich zum ersten Mal, wie viele derartige Angriffe auf den Frieden Abreliens sie bereits erlebt hatte, von denen nichts an die Öffentlichkeit gesickert war.

Raluca kämpfte im Verborgenen wie ein listiger Iltis. In diesem Moment war er ungemein stolz auf seine Tante und nahm sich vor, fortzusetzen, wofür sie stand. Nicht um ihre Macht und ihren Einfluss zu erlangen, sondern für den Schutz seiner Heimat.

»Verfüge über mich, Tante. Wie ich auch helfen kann, ich bin an deiner Seite.«

Ihr Blick flackerte kurz, als drängte sich eine Erinnerung auf. »Vielleicht bereust du deine Worte bald. Doch heute nehme ich sie an. Mach dich zum Aufbruch bereit, rüste dich. Wir werden reiten, sobald ich mit dem Rat gesprochen habe. Wir halten die Schattenbändiger auf, noch ehe sie den äußeren Festungsring erreichen.«

»Es sind nur fünfzig, können sie Arboressea denn überhaupt gefährlich werden?«

»Du hast ja keine Vorstellung, Maigar.«

NORÉY

Sie hatte nicht geglaubt, in dieser Nacht auch nur ein Auge zuzubekommen. Weit nach Mitternacht musste es dann doch passiert sein.

Als dann Jahor leise an ihrer Tür kratzte, war sie fest in den Klauen eines Albtraums gefangen gewesen, in dem Schattenkreaturen in die Weberei eindringen und ihre Mutter sowie alle Arbeiter töteten. Sie schrak auf, wischte sich hastig eine Träne von der Wange und zog rasch Stiefel und Mantel über.

In den gepackten Satteltaschen befand sich ihre alte Kleidung aus Arboressea und so viel Proviant, wie sie Aleo als zusätzliches Gewicht zumuten wollte. Die Wasserschläuche würden sie später auffüllen. Bis sie die Steppe erreichten, gab es Schnee, Rinnsale und Bäche im Überfluss.

»Ich bin wach«, flüsterte sie durch die geschlossene Tür und lauschte auf seine Schritte, die sich leise entfernten. Jahors Weg führte die Treppe hinauf, ihrer in den Hof.

Bis auf einige wenige Lichter war es im Turmdorf stockfinster. Es war eine mondlose Nacht, und erst in der Natur, umringt von Schnee, würde sie wieder besser sehen können.

Mit den Satteltaschen über der Schulter erreichte Noréy unmerklich die Ställe. Aleo begrüßte sie mit einem leisen Blubbern. »Es tut mir leid«, flüsterte sie, hängte eine kleine Lampe auf und begann mit den Vorbereitungen. Ihr Falbe und Jahors Brauner bekamen drei Scheffel Hafer in die Tröge, dazu trockenes Brot und einige schrumpelige Äpfel – eine Entschuldigung für das, was sie ihnen in den kommenden Tagen abverlangen würden.

Sie sattelte zügig, aber nicht überhastet, zäumte auf und trat dann

aus dem Stall mitten in den Hof, wo Jahor sie sehen konnte. Dann kehrte sie blitzschnell in den Stall zurück. Sie hatte den Braunen bereits an ihrem Sattel festgemacht, als die Glocke schrillte und vor angreifenden Schattenkreaturen aus dem Wilden Rand warnte. Noréy wartete ab und lauschte.

Schwere Riegel fielen vor die Tore und verrammelten sie. Im Turmdorf schlugen Fensterläden und Türen zu.

Sie wartete weiter, bis auch der letzte Wächter sich in Sicherheit gebracht hatte und der Klang genagelter Stiefel auf Stein erwartungsvoller Stille wich, dann brach sie auf.

Aleo hing ihr mit dem Maul halb in der Tasche, auf der Suche nach weiterem Brot. Der Braune folgte gähmend.

Es war leicht, den Reiterschluß zu öffnen. Er bestand aus einer schmalen, hohen Tür im Tor, gerade groß genug, um ein Pferd oder auch zwei hindurchzuführen. Noréy verschloss es wieder und saß auf, dann ging ihr Blick nach oben, wo ein schwarzer, formloser Schemen soeben von der Mauerkrone abhob und die wenigen Sterne verdeckte. Jahor auf seinem Drachen.

Er musste es sein. Eine echte Schattenkreatur würde doch nicht ausgerechnet heute auftauchen, oder?

Das bange Gefühl blieb, solange sie kaum erkennen konnte, was dort oben die Sterne verdunkelte. Aleo begann zu tänzeln. Seine harten Trippelschritte klangen laut in der Nacht. Er schlug mit dem Kopf, versuchte, ihr die Zügel aus der Hand zu reißen, und stieß ein lautes Schnauben nach dem anderen aus.

»Beruhig dich, oder wir werden erwischt«, fuhr sie ihn an, was natürlich wenig half. Sie erinnerte sich an Meister Kaluts Worte, atmete langsam und laut und setzte sich tiefer in den Sattel.

Ihr Pferd beruhigte sich tatsächlich, und als sie den Waldrand erreichten, lief Aleo einen ruhigen, aber flotten Schritt. Dann stieß Jahors Brauner plötzlich ein tiefes Brummeln aus und drängelte an Noréys Tier vorbei.

»Ich bin hier.«

Noréy fiel beim Anblick ihres Freundes ein Stein vom Herzen. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie erleichtert ich bin.« Sie band die Zügel von ihrem Sattel und reichte sie ihm.

Jahor legte eine Hand auf ihren Oberschenkel und sah wortlos zu ihr auf. Mehr brauchte es nicht. Auch wenn sie in der Dunkelheit nicht viel erkennen konnte, spürte sie das schweigend gegebene Versprechen: Er würde bei ihr bleiben und diese Sache gemeinsam mit ihr durchstehen.

Er saß auf und übernahm die Spitze. Sel Nedara und die umgebenden Berge waren für viele Jahre seine Heimat gewesen, nicht ihre.

Im Wald war es leicht zu reiten. Es gab keine Schneewehen, die Bäume zeichneten sich dunkel gegen das Weiß ab, und der Weg vor ihnen war so tief eingegraben, dass sie ihn nicht verfehlen konnten.

Seit dem Aufbruch der Schattenbändiger war kein neuer Schnee gefallen, entsprechend waren deren Hufabdrücke noch deutlich zu erkennen. Sie würden ihnen eine Weile folgen. Dann, wenn ihre Spuren nach Norden abknickten, würden Noréy und Jahor weiter nach Osten reisen, auf dem direkten Weg nach Arboressea.

Noréy konnte nur hoffen, dass es Torik und seinen alten Weggefährten gelang, den Purpurmann aufzuhalten. Sonst würden sie den kurzen Besuch in der Hauptstadt womöglich nicht überleben.

Sie ritten schweigend, wanden sich durch Labyrinth von Haarkiefern mit ihren bläulich schimmernden Nadeln, in den Ohren den steten Gesang des Winterwindes, dessen Melodie mühelos durch ihre dicken Fellkapuzen drang.

Er klang traurig, beinahe, als besänge der Himmel das Heraufziehen einer weiteren Katastrophe, die über Abrelien hereinzubrechen drohte und bei der er nur zusehen und bedauern konnte. Die

Melancholie kroch Noréy ins Herz wie eine schleichende Krankheit und fraß ganz langsam an ihrer Hoffnung. Die nagende Unruhe, mit der sie ihre Reise vorangetrieben hatte, wich einem Gefühl von Mattheit, einer Erschöpfung, die so früh nach dem Aufbruch gar nicht sein durfte. Bis ihr klar wurde, dass ihre Müdigkeit nicht körperlich, sondern seelisch war. Denn auch Vermissten und Trauern fraß an den Reserven.

Die Aussicht, ihre Mutter vielleicht in wenigen Tagen sehen zu können, kerbte Risse in die Fassade, die sie all die Zeit über so krampfhaft aufrechterhalten hatte.

»Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll«, brach Noréy das Schweigen und lenkte ihr Pferd neben Jahors. Sie hatten ein weites Tal erreicht, in dem der Weg breit genug war für schmale Karren oder zwei Reiter nebeneinander.

»Hmm?«, machte Jahor, der seinen Kragen bis unter die Nase hochgeschlagen hatte. Er sah aus wie ein Räuber. Feine Eiskristalle wuchsen dort, wo sein Atem über den rauen Filz strich. Fragend hob er eine Braue.

»Meiner Mutter. Ich habe sie so lange nicht mehr gesehen, ich dachte, ich verliere auch sie.«

»Dann sag nichts. Nimm sie einfach in den Arm. Das würde ich machen, wenn das Schicksal es mir erlauben würde. Der Rest kommt von allein. Ihr seid Familie, und Blut braucht keine Worte, wenn es durch die gleichen Herzen fließt.«

Manchmal hatte er eine Art, die Dinge auszudrücken – so schroff und zugleich poetisch –, die sie sprachlos machte. So auch jetzt.

Jahor streckte einen Arm aus. So ritten sie Hand in Hand, bis die nächsten Serpentinaen sie trennten. Nur noch das kurze Stück zum Pass vor Gralis' Zinnen, und sie wären genau an der Stelle, wo sie einander zum ersten Mal begegnet waren.

Jahor hielt sein Pferd an. »Hier biegen wir ab.«

»Ausgerechnet hier?« Noréy gefiel die Gegend nicht. Der Grund

bestand aus flachen Steinplatten, auf die sich nicht einmal Moos oder Flechten verirrt hatten. Der Schnee war vom Wind hinuntergefegt. Es sah rutschig aus.

»Niemand wird bemerken, wo wir den Pfad verlassen haben, und vermuten, dass wir den anderen gefolgt sind. Sollen sie doch glauben, wir wollten mit den Schattenkriegern Heldentaten vollbringen.«

»Hoffentlich werden sie das.«

»Sobald wir in der Ebene sind, nehmen wir die alte Salzstraße, dann kommen wir schneller voran.«

Noréy ließ sich aus dem Sattel gleiten und führte Aleo, was vermutlich nicht nötig war, aber bei so einem Untergrund fühlte sie sich auf den eigenen Füßen sicherer.

Jahor ritt voraus über ein Schachbrettmuster steinerner Platten, die stetig abwärtsführten, bis sie einen Bach erreichten, in dem eisiges Wasser über graue und gelbe Kiesel sprang. Eiszapfen säumten die Ufer und bildeten auf Stöcken und Gräsern fantastische, gläserne Gebilde.

Noréy stieg wieder auf, denn nun ritten sie direkt im Bachbett.

Es war bereits Nachmittag, als ein Wasserfall ihren Weg verspernte und sie erneut in den Wald ausweichen mussten. Auch hier ging es nur mühsam voran. Es war steil und felsig. Statt in dicker Walderde wurzelten die Haarkiefern hier nun vermehrt in bloßem Sand und Geröll. Zwischen ihren rauen Stämmen konnte Noréy bereits die Ebene erkennen. Karg lag sie da unter einer dünnen Schneedecke. Das Land würde bald eine extreme Wandlung erfahren, und doch sehnte sie sich der Halbwüste entgegen.

Flacher Boden. Dieses ständige Klettern, Rutschen und Staksen war für Reiter und Pferde so anstrengend, dass sie sich kaum noch konzentrieren konnten. Zugleich fraß die erzwungene Langsamkeit an ihr. Noréy hatte das Gefühl, jeder vergeudete Augenblick könne

einer zu viel sein. Ihr war bewusst, wie absurd diese Vorstellung war, und doch ließ sie sich nicht abschütteln.

Als sich die Dämmerung über das Land senkte, war der Himmel von fädigen Wolken gezeichnet, die sich erst gelb, dann orange und schließlich rosa verfärbten.

Ihr Lager schlugen sie in einem kleinen Wäldchen aus Weidengestrüpp auf, das den meisten Wind abhielt, der bei Sonnenauf- und -untergang über die Steppe peitschte. Es wuchs entlang eines Flüsschens, dem sie aus den Bergen in die Steppe gefolgt waren.

Die Pferde stürzten sich sofort auf das spärliche winterliche Grün und knabberten dünne Weidenzweige und Grasbüschel, die sich aus der Eiskruste erhoben, die hier den Schnee ersetzte.

Jahor entzündete ein Feuer und briet Fladenbrot mit Kräutern in einer Pfanne. Ein karges Mal, doch Noréy war mit allem zufrieden, was sättigte und wärmte.

Sich dann in Jahors Arme zu kuscheln und in die Flammen zu sehen, bis ihr die Augen zufielen, schenkte ihr das nötige Maß an Geborgenheit, um ohne Alpträume einschlafen zu können.

Jahor war bei ihr. Gemeinsam würden sie es rechtzeitig schaffen, daran bestand kein Zweifel.

Sie hatten erschreckend lange geschlafen. Erst als die Sonnenstrahlen durch die schütterten Weiden direkt in ihre Gesichter fielen, wurden sie beide fast gleichzeitig wach.

»Bei den Göttern«, murmelte Jahor und sprang blitzschnell auf.

Noréy rieb sich noch blinzeln den Schlaf aus den Augen, während ihr Begleiter sich bereits eisiges Wasser ins Gesicht klatschte und auch den Oberkörper wusch. Als Jahor zu ihr zurückkehrte, sah er aus, als hätte ihn jemand mit ein paar Schlägen ins Gesicht geweckt, so rot und fleckig war seine Haut.

»Ich sattle die Pferde, essen können wir unterwegs«, sagte er, gab ihr einen flüchtigen Kuss und war schon im Weidengestrüpp

verschwunden, um Aleo und den Braunen zu suchen, ehe Noréy wach genug war, um sich von seinem bloßen Oberkörper ablenken zu lassen.

Sie hatte sich ebenfalls gewaschen und die Wachstuchplane und ihre Decken zusammengerollt, als Jahor die Pferde brachte. Gemeinsam luden sie das Gepäck auf, teilten das Fladenbrot vom Vortag untereinander auf und ritten los.

Das Land änderte sich nun rapide, wurde zusehends flacher und trockener. An die Stelle der Eiskrusten traten kleine, schlammige Senken, aber der Großteil des Untergrundes war trocken und nur von losem Buschwerk bestanden, das nun im Winter kleine harte Blätter zeigte.

Sie hielten sich so lange wie möglich an den Wasserlauf, der angeblich weiter nördlich in einer Salzpflanze endete und in der Wüstensonne verdampfte.

Noréy ließ wieder einmal den Blick über die Weite schweifen und sinnierte darüber, dass diese Landschaft ihr wirklich nichts gab – was womöglich ihrer Zugehörigkeit zum Waldvolk geschuldet war –, als sie hinter sich in der Ferne einen gelblichen Wirbel bemerkte.

»Schau nur, Staubteufel. Ich dachte, dafür ist es die falsche Jahreszeit.«

Jahor drehte sich um und stellte sich in die Bügel. »Von wegen Staubteufel! Wir werden verfolgt.«

MAIGAR

Was hinter ihm lag, war vergangen wie ein einziger Fiebertraum aus ineinandergeschobenen Bildern, die sich teils überlagerten. Raluca und er hatten ihr Essen am Vorabend abgebrochen, und während der Rat der neun, bestehend aus je drei Fürsten jeden Volkes, zusammentrat, um über die Bedrohung zu beraten, hatte Maigar gepackt und Vorbereitungen getroffen. Er würde Raluca, wenn auch nicht als vollwertiger Wirker, so doch als Ritter begleiten. Drei Diener sorgten dafür, dass Rüstung und Waffen auf seinem Packpferd verstaut wurden, während er nur leicht gerüstet zum Ratssaal eilte. Er stand hinter Raluca, als sie als eine der Fürstinnen von der See ihren Platz einnahm und den anderen von der drohenden Gefahr berichtete. Die von der See waren bereits bei einem vorherigen Treffen im kleinen Kreis informiert worden, nun traf die Neuigkeit die anderen wie ein Schock. Noch ehe weiter beraten wurde, entsandten die von Steppe und Wald bereits Tauben an ihre Wirker auf den vorgelagerten Festungen, sich bereit zu machen für den Krieg.

Maigar hätte nicht geglaubt, dass die drei Völker zu solcher Einigkeit fähig waren, doch nun traten die Fürsten den Beweis an.

»Vielleicht ist es genau das, was Arboressea braucht, um zum Frieden zurückzufinden: einen gemeinsamen Feind«, fasste Malion, ein Fürst der Ebene, Maigars Gedanken in Worte.

»Deshalb werden wir auch genauso viele Kämpfer und Wirker entsenden wie ihr«, verkündete Raluca. »Aus dieser Situation der Not soll bei Geedal keiner von uns einen Vorteil ziehen.«

Die Fürsten schienen überrascht, aber niemand war gegen ihren Vorschlag. Zur Bestätigung klopfen sie auf den großen Holztisch.

Maigar hatte keine Stimme in dieser Runde, doch er fragte sich,

was Raluca, die sonst mit allem danach strebte, ihr Volk über die anderen zu heben, zu dieser Entscheidung bewog. Was hatte sie davon, nicht fast alle Wirker ins Feld zu schicken, über die sie gebot? Arboressea würde für einige Tage mit einer Notbesetzung auskommen können.

Die Fürsten traten an eine Karte und berieten, an welcher Stelle das kleine Heer der Schattenbändiger am besten aufzuhalten war. Die Entscheidung fiel auf einen Pass, den einzigen, der gut mit Pferden zu überqueren war. Dort, im Roten Tal, würde die Schlacht stattfinden und Arboressea vor einer Gefahr geschützt werden, die dessen Bürger nicht einmal kommen sahen.

»Wir werden die Schattenbändiger ein für alle Mal vom Angesicht Abreliens tilgen«, rief Malion, und alle stimmten ein. Alle bis auf Maigar, der hoffte, dass Noréy nicht unter ihnen war.

Kurz darauf waren sie aufgebrochen. Raluca in einer Kutsche, er auf seiner Fuchsstute, gefolgt von Wirkern und Gardisten, allesamt zu Pferde, damit sie schnell reisen konnten.

Sie ritten die ganze Nacht, bis die Sonne sie zwang, in einem Wäldchen Schutz zu suchen. Maigar kümmerte sich selbst um sein Pferd, dann fiel er, eingewickelt in eine Decke, in einen tiefen, traumlosen Erschöpfungsschlaf.

Es fühlte sich an, als wären nur wenige Stunden vergangen, bevor er wieder zu Raluca gerufen wurde, dabei stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Als er zu ihr kam, zogen sich die anderen Fürsten von der See gerade zurück, und sie stand allein an einem Klapptisch, auf dem eine mit Steinen beschwerte Karte lag. »Ich will sehen, was du kannst, Maigar«, sagte sie ohne Umschweife. »Aber verausgabe dich nicht.«

Maigar klopfte das Herz bis in den Hals. Wenn er sich nun bewies, würde er als vollwertiger Wirker in den Kampf ziehen.

Unter dem prüfenden Blick Ralucas zog er die Schattenkraft in den Stein.



NORÉY

Noréy sah sich hektisch um, doch nirgends gab es ausreichend Deckung, um die Reiter ungesehen passieren zu lassen. Was sie ohnehin nicht tun würden, denn ihre eigenen Pferde hinterließen deutliche Hufabdrücke, die sie nie rechtzeitig verwischt bekämen.

»Was jetzt?«

Jahor zog sein Schwert, zugleich sprang sein Schatten aus dem Nichts hervor und formte einen gewaltigen Drachen. »Was schon? Wir kämpfen!«

Aleo begann vor Schreck zu tänzeln, beruhigte sich aber fast sofort wieder. »So ist gut.« Sie klopfte ihm den Hals und ließ ihren eigenen Schatten zum vertrauten Greif werden. Auch Noréy zog ihr Schwert, wenngleich sie bezweifelte, dass sie nach den wenigen Monaten ihrer Ausbildung schon geübt genug war, um sich mit einem anderen Gegner als einem Mitschüler zu messen.

Die Reiter kamen rasch näher. Sie schonten ihre Pferde nicht, sondern jagten in halsbrecherischem Galopp über die Steinwüste.

»Wie viele sind es?«

»Drei?«, sagte Jahor mit Verwunderung in der Stimme.

»Die würden doch nicht...«, sagte Noréy ungläubig. Als Erster

ritt ein Krieger mit walnussbrauner Haut auf einem sehnigen Apfelschimmel aus der Steppe. So viele Zufälle gab es nicht. Das konnte nur Odo sein!

»Sie sind es!« Noréys Herz tat einen Satz. Sie schob das Schwert zurück in die Scheide und trieb Aleo an, um ihnen entgegenzureiten. Jahor folgte ihr nicht. Sein Gesicht wirkte reglos und starr wie eine Maske. Vor ihr konnte er dennoch nicht verbergen, was er empfand: Er war wütend, weil Odo, Gorda und Inesa beschlossen hatten, ihnen zu folgen.

»Was macht ihr denn hier?«, jubelte Noréy, als die drei Freunde ihre verschwitzten Pferde zügelten.

»Wie habt ihr uns so schnell gefunden?«

Odo grinste triumphierend. »Meister Kalut hat uns ausgeschickt, um euch zurückzuholen.«

»Das hätte er nicht tun sollen«, ergänzte Inesa.

»Wir wussten ja, wo ihr hinwollt, da sind wir auf direkter Linie hergeritten, und hier sind wir! Jetzt sind Geedals Auserwählte vereint! Wir werden es diesen dämonischen Bastarden zeigen!« Odo griff nach dem Heft seines Säbels, wie um seine Worte zu unterstreichen.

»Was glaubt ihr denn, was wir vorhaben? Es zu zweit mit den wilden Kreaturen aufzunehmen?«

Odo wirkte irritiert und sah sich nach seinen beiden Begleiterinnen um. »Nicht?«

»Nein! Ich will wirklich nur zu meiner Mutter und versuchen, sie zu überzeugen, mit uns nach Sel Nedara zu kommen.«

»Ich dachte, das sagst du nur so«, meinte Gorda. Sie wirkte ehrlich überrascht und ein wenig enttäuscht.

Noréy sah sich Hilfe suchend nach Jahor um, doch er war keinen Schritt näher gekommen. Saß einfach da auf seinem Pferd, während der graue Schattendrache zornig um ihn herumstrich und damit weit mehr Emotionen offenbarte als sein Herr selbst.

»Reitet heim.«

Ihre Freunde sahen sie an, als wäre sie nicht mehr ganz bei Trost, und lenkten ihre erschöpften Pferde unbeeindruckt an ihr vorbei in Richtung Arboressea.

Jahor sagte kein Wort. Sein Schattendrache löste sich in feinen Schleiern auf.

»Ich hoffe, sie haben wenigstens Proviant dabei«, murmelte Noréy und holte in raschem Trab auf. Aleo war noch recht frisch, doch die Pferde der anderen waren bereits am Rande der Erschöpfung.

»Ihr solltet absteigen und führen, wenn ihr überhaupt ankommen wollt«, sagte Jahor nun auch. Und das war das Letzte, was sie alle bis zum Abend von ihm zu hören bekamen.

Als die Dämmerung hereinbrach, wich die monotone Wildnis einer geordneten Kulturlandschaft. Pappelreihen hatten die Existenz einer menschlichen Siedlung schon von Weitem angekündigt. Die Bäume dienten als Schutz vor Wind und Sandstürmen und umgaben grüne Felder sowie Wassergräben. Das Leben spendende Nass wurde über einen Kanal aus den Bergen bis hierher geleitet, speiste mehrere große Teiche und ein Spinnennetz von schilfgesäumten Gräben. Palmen wiegten ihre Blätter im Wind und beherbergten eine Heerschar von Sperlingen, Silbertauben und Wüstenfinken. Auch die ein oder andere Segelechse mischte sich darunter.

Menschen jedoch waren weit und breit nicht zu sehen. Noréy hatte sich in Sel Nedara so sehr daran gewöhnt, dass sich jeder auch bei blendender Mittagssonne ins Freie wagte, dass sie die verlassenen Felder nun irritierten.

Sie ritten den Hauptweg entlang, der von Karrenrädern tief gefurcht war, und sahen sich staunend um. Um diese Jahreszeit waren die Felder größtenteils geflutet, denn es gab Wasser im Überfluss, und der Boden wurde damit getränkt, bis er übersättigt war. Auf den Wällen zwischen den Feldern gediehen Obstbäume. Noréy er-

kannte Mirabellen, Kirschen, Granatäpfel und Mandeln, dazwischen ganze Hecken Beeren tragender Früchte.

Als die Sonne schließlich halb hinter den Horizont gesunken war und die Schatten nicht mehr lang und scharfkantig, sondern nur noch verschwommen waren, zeigten sich die ersten Bauern. Mit Hacken und Karren ausgerüstet, manche Frauen mit Flechtkörben auf den Rücken, rückten sie aus, um im Licht von Laternen und Sternenhimmel ihre Felder zu bestellen.

»Elandaja zum Gruße!«, rief Odo.

Wie er und Gorda gehörten auch die meisten Menschen hier zum Volk der Steppe, was leicht an ihrem hohen Wuchs und den wundervollen erdfarbenen, oft geometrischen Mustern auf ihrer Kleidung zu erkennen war.

Die Leute erwiderten den Gruß irritiert, aber nicht unfreundlich. Denn auch wenn die fünf Reisenden ihre Schatten gewöhnlich aussehen ließen, erregten sie durch die Zeit ihrer Ankunft Misstrauen.

Noréy ritt dicht neben Jahor und beugte sich im Sattel zu ihm. »Mir gefällt das nicht. Wir hätten einen Bogen um die Siedlung machen sollen.«

»Aber wie? Deine *Freunde*«, er sagte es, als wäre es eine Krankheit, für die man sich schämen sollte, »haben nicht ausreichend Proviant, und ich will nicht hungern, um die Dummköpfe durchzufüttern.«

»Jahor!« Sie verstand ja, dass es ihm nicht gefiel, dass die anderen ihnen gefolgt waren und so wenig Zeit auf eine vernünftige Planung verwendet hatten. Aber so übellaunig? Das war selbst für ihn neu. Er schien es ebenfalls zu merken. Seine Züge glätteten sich, und er versuchte es mit einem aufmunternden Lächeln. »Wird schon nichts passieren.«

Sie ritten bis ins Herz der Siedlung. Doch Häuser und Hütten waren von oben nicht zu sehen. Nur ein paar große Löcher im Boden und

Wege, die über Rampen ins Erdinnere führten, ließen erahnen, wohin die Menschen bei Tage verschwanden. Vermutlich war es ein ähnlicher Aufbau wie die verlassene Felsensiedlung der Mirakler. Doch hier waren die Menschen vor der Macht der Schatten ins Dämmerlicht unter die Erde geflohen.

Erst jetzt wurde Noréy in der gesamten Tragweite bewusst, dass es sich offenbar nur Arboressea und einige andere große Städte leisten konnten, künstlichen Nebel zu erschaffen. Und Bauernsiedlungen wie diese brauchten das grelle Licht des Tages sogar, damit ihre Ernte gedieh. Auch hohe Umfassungsmauern, die Kreaturen aus dem Rand ferngehalten hätten, suchte man vergeblich.

»Wartet hier«, sagte Odo. »Ich gehe mit Gorda runter, wir sind gleich zurück.«

»Wir tränken die Pferde«, erwiderte Inesa, stieg ab und ließ sich von den anderen die Zügel reichen.

Jahor seufzte nur, glitt aus dem Sattel und ging ihnen voraus zu einem Bewässerungsgraben, der am Rand als Viehtränke erweitert und befestigt war.

»Bist du sauer?«, brach Inesa das Schweigen.

»Nein, wie sollte ich? Wie soll ich meinen Freunden dafür böse sein, wenn sie genau solche Sturköpfe sind wie ich?«

»Aber *er* ist es.«

Noréy zog zur Antwort eine Grimasse. Was Jahor über die Gesellschaft der drei dachte, stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben.

»Ich verstehe dich nicht.« Inesa machte mit einem Blick klar, dass sie darauf anspielte, wie Noréy mit Jahor zusammen sein konnte. »Aber ich merke, was es mit dir macht, und das ist gut. Du lächelst wieder. Seinetwegen.«

Noréys Herz kam zur Bestätigung ein wenig aus dem Takt und zog mit einer solchen Sehnsucht zu Jahor hin, dass ihr jeder andere Gedanke schwerfiel. Aleo sorgte jedoch dafür, dass sie ihren

Abstand wahrte, denn er rempelte sie zur Seite, hielt die anderen Pferde mit angelegten Ohren und schlagendem Schweif von der Tränke fern und senkte das Maul ins kühle Wasser. Nur Jahors Braunen duldeten er neben sich.

»Na, der weiß, was er will«, meinte Inesa grinsend.

Noréy gab Jahor ihre Zügel, um ihrer Freundin beizuspringen, die Mühe hatte, drei Pferde zu halten, die vor Durst ganz unruhig waren.

»Übrigens«, sagte Inesa und begann plötzlich zu strahlen. »Mein Schatten ist jetzt auch *mehr*. Seitdem er deinen berührt hat...«

»Leiser!«, fuhr Jahor sie an. »Oder willst du uns alle ins Verderben reiten?«

Inesa sah sich hektisch um, doch die nächsten Dörfler waren ein paar Kinder, die bestimmt zehn Schritte entfernt mit Murmeln spielten. Jahor hatte ihr nur Angst machen wollen, dennoch senkte sie die Stimme zu einem Flüstern. »Ich kann jetzt länger eine Form halten. Und er ist fest, irgendwie lebendiger.«

»Hast du eine Form ausgesucht?«, fragte Noréy leise und führte Odos Apfelschimmel ans Wasser, während Jahor die anderen beiden nicht weit entfernt an der sattgrünen Uferbepflanzung grasen ließ. Noréy hatte Aleo noch nie so schnell fressen sehen. Die Hälfte vom abgerupften Gras fiel ihrem Wallach auf der anderen Seite wieder aus dem Maul.

»Ich habe es versucht. Ich wollte auch so einen tollen Greif, aber er wehrt sich irgendwie dagegen.«

»Es muss passen. Spiel Verschiedenes durch oder schau, was von allein entsteht, so hat Jahor es mir erklärt. Die Mirakler hatten alle eine feste Form für ihre Schatten.«

Sie erschrak. Hätte sie das womöglich nicht sagen sollen? Jahor war sehr eigen mit allem, was sein untergegangenes Volk betraf. Beinahe, als wollte er, dass sie ihre Eigenheiten und Kultur mit ins Grab nahmen.

»Später, wenn wir alleine sind, zeige ich es euch.«

»Sehr gerne. Vielleicht könnt ihr auch Odo und Gorda helfen?«

»Das wird nichts«, mischte sich Jahor nun ein. »Die *Angelegenheit* ist zu lange her.« Er spielte darauf an, dass ihre Schatten die Partikel aus dem Leck im Rand gefressen hatten, und er mochte recht haben. Als Inesas Schatten nur Stunden später den Greif berührt hatte, flirtete die viele Magie noch regelrecht auf seiner Oberfläche. Nun fühlte es sich an, als wäre die neue Kraft vollständig aufgesogen worden. Kein Flirren, kein elektrisiertes Summen, nichts. Gorda und Odo würden einen anderen Weg finden müssen.

Sie hatten die Pferde schon eine Weile fressen lassen, selbst getrunken und ihre Wasserschläuche aufgefüllt, als ihre Freunde endlich wiederkamen. Gorda hatte sich ihre volle Satteltasche über die Schulter gehängt, und Odo trug nicht nur seine, sondern auch ein großes Bündel vor sich her, über das er kaum hinwegsehen konnte.

»Erkläre ich euch später«, sagte er nur, belud sein Pferd und stieg in den Sattel.

Sie verließen die Siedlung in zügigem Trab und hielten erst beim letzten Feld wieder an. Hier endete der Wassergraben bei einem Teich, dessen Ränder von einer Wiese gesäumt wurde. Die Pferde brauchten dringend Futter.

Noréy war sofort abgesprungen und lockerte den Sattelgurt, während Aleo bereits zu fressen begann. Gorda verteilte Proviant, und Odo erzählte, wie er vor den Dorfbewohnern in Erklärungsnot geraten war. Denn der Dorfvorsteher wollte wissen, warum ihre Pferde schweißnass waren wie nach einem langen oder schnellen Ritt, obwohl es das schwindende Licht erst seit Kurzem erlaubte, ins Freie zu gehen.

»Eine heftige Bö hat unsere Planen davongerissen, mit denen wir unser Lager vor der Sonne schützten, habe ich gesagt. Und dass wir dann Hals über Kopf auf die Pferde und losgeprescht sind. Das

passte auch gut zu unserer Bitte um Lebensmittel, denn die haben wir natürlich aus lauter Angst zurückgelassen.«

»Deshalb waren eure Pferde nass und unsere nicht?«, stichelte Jahor.

»So genau hat keiner hingesehen, hoffe ich. Auf jeden Fall musste ich deshalb auch zwei neue Planen kaufen, sonst wäre unsere Geschichte unglaublich geworden.«

»Aber es hat geklappt, und nun steht einer Weiterreise nichts im Wege«, sagte Noréy, der es bereits wieder in den Füßen kribbelte. Doch ihr Pferd brauchte Ruhe, und es würde sie bekommen, ganz gleich, was das mit ihren Nerven machte.

Aleo schien die Eile zu spüren und fraß, als ginge es darum, ein Wettrennen zu gewinnen.

Nur selten dachte sie noch darüber nach, dass Toriks Schatten den alten Besitzer des Falben getötet hatte. Einen Mann der Garde, der Noréy zwar ans Leben gewollt hatte, aber womöglich nett zu seinem Pferd gewesen war. Dafür sprachen zumindest die gute Ausbildung und Freundlichkeit des Falben. Wahrscheinlich hatte Aleo schon einige entbehrungsreiche Ritte und harte Einsätze hinter sich und wusste aus Erfahrung, wann er sich beeilen musste.

Noréy strich über das dicke Winterfell und schob ihre Finger unter die üppige Mähne. Ihr Blick ging wieder einmal zu Aleos Schulter. Dort befand sich ein Brandzeichen, das ihn als Pferd der Garde gekennzeichnet hatte. Als sie ihn bekam, war ihr nicht bewusst gewesen, dass Torik es bereits zur Unkenntlichkeit verändert hatte und der Falbe anfangs auch deshalb so biestig gewesen war, weil er sich ganz genau an den glühenden Schmerz erinnerte.

Noréy strich über die Narbe, die einen zackigen Stern unter einem stilisierten Berg mit zwei Spitzen zeigte, wenn das Fell kurz war. Nun, unter dem Plüsch, waren es nur zwei gräuliche Flecke.

Hoffentlich erinnerte er sich nicht an die Kaserne und strebte dorthin oder wieherte, sobald sie vorbeiritten.

»Wir sollten weiter«, sagte Jahor und saß wieder auf.

Niemand war anderer Meinung, und kurz darauf lagen auch die letzten Ausläufer des Bauerndorfes hinter ihnen.

Was blieb, war eine uralte Straße, die erst eine kleine Hügelkette querte und dann schnurgerade durch die immer flachere Landschaft verlief.

Sie ritten auf eine Senke zu, die unter dem Sternenhimmel unheimlich schimmerte, als wäre Himmelsstaub heruntergefallen und hätte sich auf den Sand gelegt.

Es war Salz. Vor ihnen lag die Dämmerbleiche, die kleinste, nördlichste Salzpfanne. Der Weg führte genau darauf zu und querte sie offenbar an einer recht breiten Stelle auf einem kleinen Damm. Warum hier und nicht an der schmalsten wurde Noréy erst klar, als sie mittendrin waren, die Hufe der Pferde mit salzigem Schlamm verkrusteten und sich auf ihrem Mund weißer, brennender Staub absetzte.

Jetzt im Winter spülten die Regenfälle regelmäßig bis in die Dämmerbleiche, wo in den tieferen Stellen sumpfige Tümpel aus zähem, beißendem Morast entstanden. Der Weg hangelte sich über kleine Dämme von einer inselartigen Erhebung zur nächsten.

Sie hielten auf kürzestem Weg auf Arboressea zu, als hätte jemand einen Strich auf einer Karte gezogen. Indes ritten die Schattenkrieger am Gebirge entlang nordwärts, um auf gleiche Höhe mit dem Purpurmann zu gelangen und ihn dort abzufangen, bevor er ostwärts nach Arboressea zog. Ihr Weg war viel länger als der ihrer kleinen Gruppe, dennoch fühlte sich Noréy wie eine Getriebene. Was, wenn sie nicht rechtzeitig kämen? Was, wenn es den Krieger nicht gelingen würde, die Bestien aus dem Rand unschädlich zu machen? Sie hatte in Toriks Augen gesehen, dass er dies für einen Teil der Prophezeiung hielt, deren Erfüllung er den Rest seines Lebens gewidmet hatte.

Im Gegensatz zu Jahor hatte sie ihm seine Beteiligung am Gro-

ßen Krieg verziehen. Torik muss damals ein sehr junger Mann gewesen sein. Er hatte einen schrecklichen Fehler begangen, wie allerdings auch ihre eigenen Vorfahren und wohl die meisten Menschen, die damals gelebt hatten. Seitdem bemühte er sich, das Unheil von damals zu heilen. Und er tat es mit ganzem Herzen, das sah sie ihm an. Aber sie hatte *noch* etwas ganz deutlich gespürt, und dieses Etwas machte ihr Angst: Er war bereit, sein Leben zu geben. Nun, da Jahor und sie als Teil der Auserwählten feststanden, sogar noch mehr als zuvor. Die ersten Elemente der Prophezeiung bewahrheiteten sich, und nun würde sich ein Baustein in den anderen fügen. Für Torik schien damit ein Endpunkt erreicht zu sein, auch für seinen eigenen Schicksalsweg.

Wusste er denn nicht, wie sehr Noréy ihn brauchte? Sie brauchte ihn als Lehrer, brauchte seine ruppige, aber doch väterliche Art, ihr den Kopf geradezurücken. Brauchte die vertrauten Gespräche. Sie lebte, weil er sie gerettet hatte.

Und jetzt befand sie sich in einer endlosen Wüste, und jeder, der sie begleitete, tat es nur für sie. Jede Entscheidung, die Noréy traf, fällte sie auch für ihre Freunde. Sie wollte diese Verantwortung nicht und wusste zugleich, dass sie keine andere Wahl hatte. Sie musste sich ihrer Aufgabe stellen. Davonzulaufen kam nicht infrage. Nie mehr!

Sie schuldete es Reyto und ihrem Vater und nicht zuletzt auch ihrer Mutter. Endlich würde sie ihr Versprechen erfüllen können und zurückkehren. Doch unter welchen Umständen? Ahnte Mama überhaupt, dass ihre Tochter noch lebte?

Wie sollte Noréy erklären, was ihr alles zugestoßen war? Wie, dass sie nun zu den Schattenbändigern gezählt wurde? Zu den magisch begabten Menschen, denen die neue Geschichtsschreibung Abreliens sämtliches Unheil anlastete, das über die Völker gekommen war? Würde ihre Mutter ihr glauben oder weiterhin dem, was sie von klein auf gelernt hatte?

Und Noréy konnte nicht einmal darauf beharren, dass die Propaganda erstunken und erlogen war. Denn die Schattenbändiger waren schuld, auch wenn sie nur als Söldner im Dienste der Fürsten gekämpft hatten.

Es war zum Verrücktwerden!

Wieder und wieder spielte sie in Gedanken die kommende Begegnung durch. In ihrer Vorstellung war alles möglich, von Ablehnung über Verständnis bis hin zu blankem Hass. Die Ungewissheit fraß an ihr, dazu kam ein Gefühl von Eile.

Sie hätte Torik so gerne geglaubt, dass seine Krieger den Purpurmann und die Bestien weit draußen im Nirgendwo stoppen konnten, lange bevor Arboressa in Sicht kam.

Und wenn nicht?

Sollte sie dann nicht mehr tun, als sich in die Stadt zu schummeln und einen einzigen Menschen zu retten? Müsste sie die Arboressaner nicht zumindest warnen?

Aber was für eine Wahl würden die Menschen dann haben? Die Stadt war nicht sicher, und draußen? Draußen erwartete sie mit den Bestien aus dem Rand und den erwachenden Schatten ein noch schlimmeres Schicksal.

Sie waren eine Weile schweigend geritten, als Inesa ihre Stute zurückfallen ließ, bis sie neben Noréy war. »Soll ich ihn dir jetzt zeigen?«, fragte sie derart gut gelaunt, als wäre dies alles nur ein harmloses Abenteuer.

Noréy, deren Gedanken unablässig um ihre Sorgen kreisten, stimmte zu. Eine Ablenkung konnte sie wirklich brauchen, wollte sie sich nicht an ihrer eigenen Angst aufreiben, bis sie ganz wund war.

Zuerst schickte Inesa ihren Schatten fort auf die Salzpflanze, dann wuchs er in die dritte Dimension, wurde größer und größer und bildete Wölbungen und scharfe Spitzen aus, bis er so hoch war wie ihre Pferde. Die Oberfläche waberte und glänzte im Sternenlicht, und er

gab ein unheimliches Geräusch von sich, wie siedender Sirup, der kurz davor war zu verbrennen.

Alle hielten ihre Pferde an.

Der Schatten zuckte und zitterte. Scheinbar planlos schossen aus seiner Mitte Dornen und hakenbewehrte Arme hervor, die sich genauso schnell zurückzogen.

»Das ist seine Form?«, stieß Gorda hervor. »Das ist unheimlich und ... hässlich.«

»Das Aussehen ist unwichtig.« Jahor drängte seinen Braunen zwischen Noréy und die zuckende Schwärze. Seine rechte Hand war vom Schatten überzogen, der wie ein grauer, seidiger Handschuh jeden Finger einhüllte, bereit, sofort den Kampf aufzunehmen.

Noréy saß wie erstarrt auf ihrem Pferd. »Der ... Der sieht aus wie ...«

»Wie der, der deine Familie ermordet hat?«, fragte Jahor mitfühlend.

Sie nickte, denn für Worte fehlte ihr die Kraft. Vor ihrem inneren Auge mischte sich Vergangenheit mit Gegenwart, mischte sich Schattenschwärze mit rotem Blut, Stille mit Schreien. Sie wollte dagegen ankämpfen, wollte sich auflehnen gegen die Macht der Erinnerung, doch sie zappelte wie ein hilfloser Fisch in ihrem enger werdenden Netz und schnappte verzweifelt nach Luft, die sich wie ein erstickender Brei in ihre Lunge legte.

»Lass ihn verschwinden!«, hörte sie Jahor fauchen. Er griff ihr in die Zügel und zog Aleo mit sich, bis sie ganz vorn auf dem Weg waren. Dann beugte er sich aus dem Sattel zu ihr und nahm sie in den Arm.

Noréy nahm einen tiefen, zitternden Atemzug ganz dicht an seiner Schulter. Der Geruch seiner Haut, selbst der leichte Schweißgeruch der Reise, halfen, sie aus den Fängen des Traumas zu reißen.

Sie schwankte im Sattel, setzte sich wieder gerade auf und wischte sich über die Augen, was nur dazu führte, dass mehr salziger Staub

hineingeriet. Alles verschwamm. Sie sah dennoch hinter sich. Inesa hatte ihren Schatten zurück in seine gewöhnliche Form verwandelt.

»Ich bin eine Schande für meine Ahnen«, murmelte Noréy. »Von wegen Schattenweberin! Ich bin feige wie ein Kaninchen im Angesicht der Schlange. Wie soll ich ... Wie soll ich je ...«

»Noréy!« Jahor sah sie beschwörend an. »Wenn die Zeit kommt, wirst du deine Stärke finden, da bin ich ganz sicher. Bei den Göttern, ich würde mein Leben darauf verwetten.«

Seine Worte huschten wie eine warme Berührung durch ihren Körper, aber es reichte nicht, um die eisige Scham loszuwerden. »Besser nicht. Denn ich will dich noch nicht so bald hergeben, Jahor Sarevil.« Ihr gelang ein dünnes, bitteres Lachen.

»Soso.« Er lächelte verhalten, dann wandte er den Blick in die Ferne, wo sich ein schmaler, gräulich grüner Streifen abzeichnete. »Bringen wir diese verfluchte Salzwüste hinter uns!«

TORIK

Er hatte befürchtet, dass so etwas passieren würde, aber er war von den anderen Entscheidungsträgern Sel Nedaras überstimmt worden.

Wenn es nach Torik gegangen wäre, hätte er die fünf Schüler und noch zwei, drei Schattenbändiger vom alten Schlag versammelt und wäre mit ihnen losgezogen.

Unauffällig und hoffentlich völlig unbemerkt von den hohen Häusern der drei Völker, wäre der Attentäter, den Noréy den Purpurmann nannte, eliminiert worden. Wer auch immer ihn befahlte, wäre im Dunklen geblieben – ja, das stimmte. Aber die Gefahr wäre vorerst aufgehalten gewesen, und sie hätten im Stillen weitere Schritte planen und nach dem Drahtzieher suchen können.

Womöglich hätten die Kämpfe offenbart, wer von den fünf nicht den Anforderungen der Göttin entsprach.

Doch nein, Aurora und Eline hatten sich mit ihrer Partei durchgesetzt. Aus Furcht, ihren Schützlingen könnte etwas zustoßen, wählten sie einen anderen Weg. Wie immer Aurora ihre Argumente auch drehte, Torik konnte sie nichts vormachen. Aus egoistischen, sentimental Motiven setzte sie die gesamte Organisation der Schattenbändiger aufs Spiel!

Seit dem Großen Krieg und bis zum heutigen Tage waren die Fürsten im Unklaren darüber geblieben, ob und wie viele der Wirkmächtigen den Ausbruch des Wilden Randes überlebt hatten. Seitdem hatten die Schattenbändiger alles darangesetzt, in den Bergen zu leben und Abrelien von dort aus unbemerkt zu beschützen. Um ihren Teil der Buße zu tun, indem sie Kreaturen, die aus dem Rand ausbrachen, zur Strecke brachten. Heimlich, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, bevor die Biester die Berge überquerten. So hätte es für Torik auch bleiben können, bis die vier Auserwählten gefunden waren und bereit, ihr Schicksal zu erfüllen.

Aurora und Eline hatten ihn nicht ein einziges Mal um Rat gebeten.

Die kleine Gruppe aus Sel Nedara war am Fuße der Berge in Wäldern und Buschland gereist, doch je mehr Schattenbändiger sich anschlossen, desto schwieriger wurde es. In einer der Siedlungen, die sie in sicherem Abstand passierten, mussten sie gesehen und als Schattenbändiger identifiziert worden sein.

Torik hatte gehofft, den Purpurmann einzuholen oder ihm den Weg abzuschneiden, bevor die Nachricht die Hauptstadt erreichte. Doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Natürlich wurden sie als Bedrohung wahrgenommen. In den vergangenen Jahrzehnten – seit der Vernichtung der Bibliotheken – war die Geschichte neu geschrieben worden. In der neuen Fassung trugen vor allem die Schattenbändiger Schuld an Geedals Fluch. Die Fürsten Arboresseas

hatten nun keine andere Wahl, als ihre Krieger zusammenzuscharen und etwas aufzuhalten, das wie ein Marsch auf die Hauptstadt aussah. Denn wer würde jetzt noch glauben, dass die Schattenkrieger ausgezogen waren, die einfachen Leute zu beschützen?

Er war mit Aurora vorausgeritten, um den Pass auszukundschaften. Hier hatten sie ihre Falle für den Purpurmann vorbereiten wollen. Stattdessen liefen sie selbst fast in eine. Denn die Arboressaner waren vor ihnen angekommen.

Und sie würden auf eine Schlacht bestehen. Denn nun wussten sie, wie schwach die Schattenkrieger waren. Ihnen musste klar sein, dass sie den kläglichen Rest vor sich hatten. Sie würden einfach ein Fernglas in die Hand nehmen und zählen können, wie viele – oder vielmehr wie wenige – es noch gab. Denn Aurora führte alle achtundvierzig in die Schlacht. Einige davon alt und faltig, andere hatten inzwischen so schwache Schatten, dass sie gar nicht hinter dem Herdfeuer hätten hervorkriechen sollen. Sie waren nur zum Sterben hier.

Torik spuckte aus, doch der bittere Geschmack blieb. Offenbar war er selbst nicht minder sentimental als Aurora, sonst hätte er sich nie dem Willen seiner alten Liebe gebeugt.

Mit den Kindern wäre er besser dran gewesen. Noréy zeigte viel Potenzial, und Jahor ... Seine Gabe stand auf einem anderen Blatt. Noch nie hatte sich ein Mirakler dem Kampf angeschlossen. Es war nicht ihre Art. Früher waren sie von einem Eid auf Leben und Tod, den sie bereits in früher Jugend schworen, daran gehindert worden. Jahor hatte diesen Eid nicht geleistet und wusste womöglich nicht einmal von dessen Existenz.

Zur Zeit des Großen Krieges hatte sich Torik oft gefragt, warum die Schattenlosen unparteiisch blieben, ganz gleich, wie sehr man ihnen drohte oder schmeichelte. Jeder war käuflich, selbst ein Mirakler, davon war er überzeugt. Man musste nur den Preis kennen.

Vielleicht sprach da auch nur seine eigene Schuld. Ausschließen wollte er es nicht. Schließlich hatte auch er lange gezögert. Sein Preis war hoch gewesen, aber nicht hoch genug, hätte er geahnt, was für ein Verbrechen sie am Land selbst begingen.

Gedankenverloren entwirrte er die Mähne seines Rappens. Der Hengst stand da wie eine Statue und behielt genau im Blick, was sich unter ihnen tat.

Dort, in einem lang gestreckten Tal, versammelte sich Arboresses Armee. Hunderte Gardisten und mehrere Dutzend Wirker waren angetreten, um die letzten Schattenbändiger dem Erdboden gleichzumachen. Reihe um Reihe standen die einfachen, ungefärbten Leinenzelte der Soldaten, dazwischen größere, bunte von Adligen und Wirkern.

Torik erkannte die Fahnen und Wappen zahlreicher großer Häuser. Es waren gleich viele aus allen drei Völkern. Vielleicht wäre es dieses letzte Gefecht, das sie endlich zu einem einzigen vereinen könnte. Aber so weit durfte es nicht kommen. Er hatte nicht vor, sein Leben bei einem Kampf gegen Menschen zu lassen. Beim Kriegsgott Orrothan und seinen Aaskrähen! Er hatte überhaupt nicht vor zu sterben!

Sein Rappe scharrte mit dem rechten Vorderbein und riss die Erde auf. Er spürte Toriks Launen und reagierte darauf. Aurora sah ihn mahnend an. Genervt zupfte er an den Zügeln, und das Tier gab sofort Ruhe.

»Es darf nicht zum Gefecht kommen«, fasste er seine Sorge in Worte. »Sie würden uns vernichten. Kehren wir um.«

»Und überlassen Tausende Menschen einem Blutbad?«

»Zumindest ist es nicht unser Blut.«

»Wenn das geschieht, stürzt die Hauptstadt und damit das ganze Land in Chaos, Torik. Es würde wie damals! Jeder gibt jedem die Schuld. Die Völker, die Gilden, einzelne Familien, alle werden zur Waffe greifen und jeden erschlagen, der sie gerade schief ansieht.

Und es wird schlimmer, denn die Menschen hocken dicht an dicht, und alle werden von derselben Angst und demselben Hass regiert. Wir müssen es um jeden Preis verhindern.«

»Um jeden Preis, sagst du. Aber wenn wir den höchsten Preis zahlen und sterben, uns im Gefecht mit der Garde aufreiben – wer wird die Schattenkreaturen dann aufhalten? Die Wirker? Also was ändert es, wenn wir es ihnen von vornherein überlassen? Nichts, außer dass sie nicht durch die Gefechte mit uns geschwächt werden. Ich bleibe dabei, wir kämpfen nicht. Wir sind hergekommen, um den Frieden zu wahren, nicht, um ihn zu brechen.«

»Gut, Torik, ich gebe dir recht. In dieser Sache kann und will ich nicht alleine entscheiden. Stellen wir unsere Positionen zur Diskussion und stimmen ab.«

Torik war fassungslos. Er nahm den Helm ab und rieb sich durch das platt gedrückte Haar, bis das Jucken aufhörte.

»Was ist aus dir geworden, Aurora? Abstimmen? Diskutieren, während uns die Zeit davonrennt? Ich fasse es nicht. Mich hast du doch auch nicht um Rat gefragt, als wir aufgebrochen sind. Wir haben uns vor dem Feind entblößt, statt weiter im Verborgenen zu agieren. Das war ein großer Fehler.«

Sie funkelte ihn wütend an, erwiderte aber nichts. Er kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie ihren Fehler einsah, es aber nicht aussprach.

»Ich glaube nicht, dass die Schattenkrieger bis jetzt unbemerkt geblieben sind. Kehren wir um.«

Es reichte ein Gedanke, und sein Hengst machte auf den Hinterbeinen kehrt und preschte den Hang hinab.



NORÉY

Sie hatten den Salzsee überwunden und an seinem nördlichen Ufer das Lager aufgeschlagen.

Auch von dieser Seite strömte im Winter und bei heftigen Sommergewittern Süßwasser über tiefe Rinnen und ein breites Wadi zum Salzsee hin. Ihre kleine Reisegruppe hatte Glück und fand Wasser für Mensch und Pferd. Am Ufer wuchs struppiges Gras und einige Büsche trugen nicht nur Blätter. Trauben gelber Blüten bogen die Zweige herunter, was eine Vielzahl von Faltern anlockte. Die Geräusche der Flügel wirkten in der Stille der Wüstennacht ungewöhnlich laut.

Noréy hatte sich an einem schmalen Wasserlauf den Staub und das Salz der Reise abgewaschen, als Jahor sie auf dem Rückweg zum Lager abging, auch er mit nassem Haar und Tropfen im Gesicht. »Mir gefällt das nicht, Noréy. Wir reiten quasi blind. Wir wissen weder, ob wir vor oder hinter diesem Schattenmagier und seinen Kreaturen sind, noch, ob wir in Richtung Arboressea auf Schwierigkeiten stoßen werden.«

»Und was willst du dagegen tun?«

»Fliegen. Aber nicht weit! Keinesfalls so, dass wir zu viel Kraft einbüßen.«

»Jetzt? Es ist stockfinster.« Sie suchte seinen Blick, doch selbst um seine Augen zu mustern, war es zu dunkel.

»Erst mal schlafen wir. Aber sobald es dämmt, brechen wir auf und verschaffen uns einen Überblick. Die anderen nehmen unsere Pferde mit, und wir schließen später auf.« Er nahm ihre Hände in seine, drückte je einen Kuss auf die linken und rechten Knöchel und legte sie dann auf seine Brust. Warm und vertraut.

Noréy wurde erst jetzt klar, wie sehr sie ihn vermisst hatte, obwohl sie den ganzen Tag zusammen gereist waren und sich gesehen hatten. Sie schmiegte ihre Wange an seine Schulter. »Du fehlst mir.«

»Und du mir erst«, wisperte er in ihr Haar. »Am liebsten würde ich unsere laute Gesellschaft in Orrothans Kaverne jagen und dich unter dem Sternenhimmel ... Du weißt schon ...«

Seine Worte waren wie Glutfunken, die durch die Nachtluft trudelten und dort, wo sie auf ihren Körper fielen, kleine Brandherde entstehen ließen. Ein sehnsüchtiges Ziehen erwachte in ihrer Mitte und drängte ihm entgegen. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, stützte sich an seinen Schultern ab und küsste ganz vorsichtig die letzten Salzreste von seinen Lippen.

Die kleinen Brandherde vereinten sich zu einem einzigen großen Feuer, das jeden klaren Gedanken aus ihrem Kopf brannte. Seine Hand schmiegte sich an ihren Nacken, Atemluft wisperte über die feinen Härchen an ihrem Hals, als seine Küsse tiefer wanderten. »Das ist eine dumme Idee, Noréy«, wisperte er. »Aber ich mag dumme Ideen.«

Ein Rascheln ließ sie erschrocken auseinanderfahren. Es war Aleo, der sich auf der Suche nach Gras zwischen den Büschen hindurchkämpfte. »Du schon wieder!«, schimpfte Noréy lachend.

»Er hat ja recht«, seufzte Jahor und rückte von ihr ab. »Gehen wir zu den anderen. Hilft ja nichts.«

Noréy wischte sich über das Gesicht, als könnte sie dadurch das

Feuer in sich besänftigen, das sich anfühlte, als würde es durch jede Pore glühen, sodass jeder es sehen konnte.

»Ich schlage mein Lager etwas abseits auf, dann kannst du mit deinen Freunden ...«

»Wag es nicht, Jahor! Ich will die Nacht in deinen Armen verbringen.«

Er drückte ihre Hand. Vermutlich zog er dabei eine Grimasse, doch auch die konnte sie im Dunkeln nicht erkennen.

»Ich helfe dir später. Essen wir erst etwas, bevor ich hier stehe und vor Hunger umfalle.«

»Was jetzt? Stehst du oder fällst du vor Hunger um? Beides geht nicht«, spottete er.

Noréy knuffte ihn in die Seite und begann zu rennen, gab es aber nach wenigen Schritten auf, denn der Sand war tief, und ihre Beine waren so schwer und müde, dass jeder Schritt einer zu viel war.

Schlurfend erreichte sie schließlich den Rand des Buschwaldes, wo bereits ein munteres kleines Feuer prasselte. In einem geschwärtzten Kessel kochte eine Mischung aus süßen gequetschten Forngras-Samen und öligem Nussmehl, das durch Räuchern haltbar gemacht worden war. Eine Nahrung für Reisen, wie sie heute kaum noch gekocht wurde, weil die Menschen das Reisen größtenteils aufgegeben hatten. Noréy kannte den nahrhaften Brei vor allem aus Geschichten von Abenteurern, die auf große Fahrt gingen.

Nun bin ich auf Abenteuer, wurde ihr bewusst, und der Gedanke ließ sie auf seltsame Weise melancholisch werden, beinahe, als bedeutete diese Fahrt einen endgültigen Abschied von etwas, das sich mit dem Verstand kaum fassen ließ, aber fehlen würde, wenn es fort war.

In Arboressea hatte sie sich immer gewünscht, die Weite Abreliens kennenlernen zu dürfen. Nun war sie hier, und statt von Abenteuerlust wurde sie von Sorge umfungen.

»Wo habt ihr das Zeug denn aufgetrieben?«, fragte Jahor, der in

diesem Moment mit einem Armvoll Feuerholz aus dem Gebüsch trat.

»Du musst es ja nicht essen, wenn es dir nicht passt«, grollte Gorda und rührte den zähen Kleister mit einem Stock um.

»Von den Bauern«, beantwortete Odo seine Frage. »Zwei kleine Sack voll. Ich esse es gerne. Erinnert mich an zu Hause.«

»Ich mag es auch«, sagte Jahor und überraschte mit dieser einfachen, ehrlichen Antwort selbst Noréy, die wohl als Einzige hier beide seiner Facetten kannte. Dann legte er das Feuerholz ab und ließ sich im Schneidersitz nieder. Nicht abseits, sondern als wäre er Teil der Gruppe.

Noréy wusste, er tat es nur für sie.

Das Zusammensein fand ein baldiges Ende. Sie aßen, und sobald das erledigt war, fiel es allen schwer, die Augen offen zu halten. Inesa schlief beinahe im Sitzen ein, Odo stocherte träge im Feuer, als suchte er etwas, und Gorda schien in Gedanken.

Wenn Jahor dabei war, kamen ihr ausschließlich bissige Bemerkungen über die Lippen, oder sie schwieg. Noréy hätte gerne gewusst, ob ihr Herz noch immer ein klein wenig an ihm hing oder ob sie ihm einfach seine Ablehnung von damals nie ganz verziehen hatte. Auf jeden Fall ließ sie es nicht an Noréy aus, was eigentlich bedeuten musste, dass sie zumindest über ihre Schwärmerei hinweg war.

Vielleicht würde sich ja irgendwann die Gelegenheit bieten, sie darauf anzusprechen.

Noréy sah zu Jahor, dessen Gesicht von den Flammen in einen tanzenden, goldenen Schimmer gehüllt wurde, der alles weicher machte.

Sie hätte ihn ewig so ansehen können, doch er wandte den Kopf, als hätte er ihren Blick gespürt. »Ich geh schlafen«, sagte er, erhob sich ruckartig und verschwand zwischen den Büschen.

»Das sollten wir wohl auch.« Inesa zog ihren Umhang enger um die Schultern, denn auch wenn die Wintertage in der Steppe recht

angenehm warm wurden, waren die Nächte es noch lange nicht. Ganz im Gegenteil wurde es unter dem weiten Himmel in der kahlen, schutzlosen Landschaft bitterkalt.

Odo legte Holz nach. Was Jahor mitgebracht hatte, würde fast bis zum Morgen reichen.

Noréy räusperte sich. »Wenn ihr aufsteht, sind wir vermutlich schon länger fort. Ich werde mit Jahor auf den Schatten die Gegend erkunden und schauen, was vor uns liegt.«

Odo schien sofort wieder wach. »In Ordnung, aber den Purpurmann knöpft ihr euch nicht allein vor, versprochen?«

»Bei den Göttern, Odo.« Nun musste Noréy doch grinsen. »Ich bin wegen meiner Mutter hier. Um diesen übermächtigen Schattenmagier mache ich einen weiten, weiten Bogen.«

»Akzeptiert.«

»Wir sind alle noch nicht so weit.«

Grinsend richtete er seinen Zeigefinger auf sie. »Ha, jetzt siehst du es doch ein. *Wir* sind die Auserwählten!«

»Odo!« Gorda verdrehte die Augen und versetzte ihm einen freundschaftlichen Stoß mit dem Ellenbogen. »Erst einmal werden du und ich ausfechten, wer von uns die Steppe vertritt.«

»Du bist nur halb so groß wie ich, Gorda.«

»Dafür bin ich doppelt so schlau!«

»Vielleicht kann ich auch auf meinem Schatten fliegen«, sagte Inesa, doch Noréy schüttelte hastig den Kopf. Schon der Gedanke an das zuckende Knäuel aus Schwärze jagte ihr Angstschauer über den Rücken. »Irgendwann vielleicht.« Sie erhob sich. »Gebt auf euch acht.«

»Ihr auch.«

Sie fand Jahor trotz der Dunkelheit, als würde sie von einem gespannten Faden zu ihm gezogen. Als wären sie beide Teil eines unveränderlichen Musters, das sich wie von allein webte.

Er hatte die Pferddecke zuunterst gelegt, darauf seinen Mantel. Mit ihrem würden sie sich zudecken.

Sie löste die Verschlüsse und reichte ihm den schweren Filzstoff, dann kuschelte sie sich an ihn, während er die improvisierte Decke ausbreitete.

»Wenn du mich hältst, bleiben die Albträume fern«, flüsterte sie.

In Sel Nedara hatten sie nie Arm in Arm schlafen können. Schon dafür lohnte sich die Reise.

Jahor küsste sie auf die Schläfe. Es fühlte sich an wie ein Versprechen, immer da zu sein, immer auf sie aufzupassen. Dann räusperte er sich und wiederholte leise die exakt gleichen Worte: »Wenn du mich hältst, bleiben die Albträume fern.«

MAIGAR

Hinter ihnen lag ein harter Ritt, der zweieinhalb Tage gedauert hatte. Als sie eintrafen, hatten Wirker und Gardisten aus den vorgelegerten Festungen den Pass bereits blockiert. Das Lager im Hochtal schwoll an, doch noch immer trafen weitere Krieger ein. Maigar musste sich eingestehen, dass ihn beeindruckte, wie viele Kämpfer und Kämpferinnen scheinbar für nötig erachtet wurden, um etwas über fünfzig Schattenbändiger aufzuhalten.

Anfangs rumorte eine bebende Aufregung in ihm, doch als der Kampf nicht sofort begann und stattdessen eine seltsame Ruhe einkehrte, wusste er plötzlich nicht mehr, wohin mit sich. Raluca hatte ihm sofort untersagt, den Dienern beim Aufstellen der Zelte zu helfen, also machte er sich auf die Suche nach den Pferden.

Er fand sie in einem Pferch im Schatten steiler Felsen. Seine

Fuchsstute hatte die einzige sandige Stelle gefunden und sich dort gewälzt. Als sie ihn bemerkte, war ihr Blick vorwurfsvoll. Sie hatte für heute genug von ihm.

Maigar ging zu ihr, nahm etwas vom ausgestreuten Heu, drehte es zusammen und strich Sand und Staub aus dem verschwitzten Fell. Sie schien zu spüren, dass er nicht vorhatte, gleich wieder in den Sattel zu steigen, und genoss die Aufmerksamkeit.

Maigar musterte die Felswände des Hochtals, als besäßen die Wände Augen. Es war ein Kessel. Ein enger Zugang, der nun mit einer Armee verstopft war. Was, wenn die Schattenbändiger beschlossen, es von beiden Seiten zu belagern und sie auszuhungern? Oder ihre Pferde zurückzulassen, den Weg durch die Berge zu nehmen und die Arboressaner einfach zu umgehen? Aber nein, dort oben musste das Tauwetter viele Stellen unpassierbar machen. Sie hatten keine andere Wahl, als die alte Handelsstraße durch das Rote Tal zu nutzen. Selbst hier unten türmten sich an manchen Stellen Eis und Schneeverwehungen, während gleich daneben frisches, grellgrünes Gras spross.

Tief in Gedanken trat Maigar den Rückweg an. Er verstand nicht, warum die Schattenbändiger ausgerechnet jetzt ihr geheimes Leben aufgaben und gegen Arboressea zogen. Warum griffen sie überhaupt die Hauptstadt an? Das ergab doch alles keinen Sinn!

Maigar war sich sicher, dass sie etwas übersahen, ein erklärendes Bindeglied. Wenn die Schattenbändiger hinter dem Attentat auf dem Markt und den geheimnisvollen Aufrührern ohne Gransteine steckten, dann verspielten sie gerade ihre Chance. Hätten sie weitere Kreaturen in Arboressea wüten lassen, vielleicht in einem Viertel, in dem nur ein einziges Volk lebte, und dann weiter ihren Hass gesät ... Die Bürger hätten sich gegenseitig zerfleischt, sich gegen die herrschenden Wasserleute erhoben. Die Schattenbändiger hätten nur noch die Reste aufsammeln müssen.

Wie er es auch drehte und wendete, mit einem offenen Kampf

des Dreierbundes gegen einen gemeinsamen Gegner würden sie die Risse in der Gesellschaft kitten statt vertiefen.

Raluca war das alles egal. Sie sah in der bevorstehenden Schlacht nur eine Chance, den drohenden Sturz ihres Hauses abzuwenden und die Schattenbändiger ein für alle Mal auszumerzen.

Ihre Zuversicht machte Maigar Bauchschmerzen, dabei war dieser Krieg auch seine Gelegenheit, sich einen Namen als Wirker und Kämpfer zu machen. Er hatte kein Problem damit, sein Licht gegen jemanden zu wenden, der ihm nach dem Leben trachtete. Doch nicht zu wissen, warum dieser Kampf überhaupt stattfinden sollte, fraß an ihm.

Mit großen Schritten eilte er an den Reihen einfacher Zelte vorbei bis dorthin, wo die Fürsten von der See kampierten. Ralucas Zelt war ein kleiner Palast mit mehreren Bereichen. Er traf sie im vorderen an, wo ein Kartentisch aufgebaut worden war und auf einem Ständer ihre Rüstung hing. Er hatte seine Tante noch nie wirken, geschweige denn fechten sehen. Nun überprüfte sie eigenhändig jeden Riemen auf mögliche Schwachstellen.

»Morgen früh ist es so weit«, sagte sie, ohne sich nach ihm umzudrehen. »Die Schattenbändiger stehen auf der anderen Seite, sie kehren nicht um.«

»Sie sind eingetroffen?« Maigars Unruhe flackerte wieder auf.

»Da waren sie zuvor schon. Doch nun haben sie ihr Lager am Westende des Hochtals aufgeschlagen. Sie wollen den Kampf. Bist du bereit, Maigar?«

»Ja, Tante.« Er straffte den Rücken. »Ich kann es kaum erwarten, an deiner Seite ...«

Sie hob die Hand und drehte sich um. »Nicht an meiner Seite. Ich habe eine andere Aufgabe für dich.«

Bitterkeit machte sich in seinem Mund breit. So schmeckte Enttäuschung. »Was verlangst du, dass ich tue?«

»Du erklimmst mit dem ersten Licht die Bergflanke und wirst dir

oben Deckung suchen. Falls unsere Feinde etwas versuchen, gibst du Signal und hältst sie auf.«

»Nein!«

»Nein?« Sie trat vor ihn und starrte ihn aus nächster Nähe an. Dass sie dabei den Kopf in den Nacken legen und zu ihm aufsehen musste, tat ihrer Gefährlichkeit keinen Abbruch.

Maigar zwang sich, nicht seinem Instinkt nachzugeben und zurückzuweichen. »Du schickst mich in die zweite Reihe, weil du mich schützen willst, nicht wahr? Weil du meinen Eltern versprochen hast, ihnen ihren Sohn unversehrt zurückzuschicken, sollte ich die Initiation als Wirker überstehen.«

Sie erwiderte nichts, starrte ihn einfach nur an.

Maigar räusperte sich. Heute würde er nicht einfach den Kopf senken und nachgeben. Der Umgang mit Raluca war ein schmaler Grat. Unterwerfung sah sie als Schwäche an, Widersetzlichkeit rief nach Strafe. Er musste einen Mittelweg finden. »Ich bin stärker als so manch altgedienter Wirker, das hast du selbst gesagt. Verschwende das nicht, indem du mich in die Berge schickst.«

»Ich respektiere deinen Mut, Maigar. Aber meine Entscheidung steht fest. Du bist nicht der einzige Wirker, der oben postiert wird. Und mach dir keine falsche Vorstellung. Wenn die Schattenbändiger bei dir auftauchen, wirst du den nächsten Sonnenaufgang in Orrothans Halle erleben.«

»Raluca ...«

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Meine Entscheidung ist gefallen. Respektiere sie oder kehre zurück nach Arboriessea.«

JAHOR

Die Nacht verstrich schnell wie ein Flügelschlag.

Jahor fühlte sich, als hätte er gerade erst die Augen geschlossen, als ihn der lang gezogene, schrille Ruf des Dornweppers aus dem Schlaf riss. Der kleine braune Vogel kündigte die nahe Dämmerung so zuverlässig an wie kein zweiter.

Jahors Füße waren trotz der Stiefel eisig, da seine Beine zu lang waren, um ganz mit unter die Decke zu passen. Sein Versuch, die Zehen zu bewegen, wurde prompt mit Schmerz quittiert. Er biss die Zähne aufeinander und streichelte Noréy über den Kopf. Ihr Haar war vom Schlaf zerzaust und dennoch weich wie Seide. Er hätte es gern durch seine Finger gekämmt, bis die Sonne blendend weiß am Himmel stand, doch das war unmöglich. Ohnehin fühlte sich sein kleines Glück an wie eine Sünde. Wie konnte er sich verlieben, während die Welt endgültig zu zerbrechen drohte? Wie konnte er seine Familie derart verraten?

»Noréy, wach auf, es ist Zeit«, flüsterte er. Aus einer Regung heraus verbot er sich, sie mit einem Kuss zu wecken, sondern begann schnell und leise zu packen.

Über die Zweige der Büsche hatte sich eine stachelige Frostschicht gelegt, die bei der kleinsten Berührung hinunterrieselte. Er schlug seinen Kragen hoch, damit zumindest dort nichts hineinfiel, dann stellte er die Taschen zu den Sätteln. So würden die anderen später alles leicht finden.

So ungern er es auch zugab, es war zumindest an diesem Morgen praktisch, Odo und die beiden Mädchen dabeizuhaben. So vergeudeteten sie keine Zeit.

Noréy bewegte sich geschwind und leise wie eine Katze. Wusch

sich, stopfte Proviant in ihre Jackentasche und half ihm mit dem restlichen Gepäck. Er ertappte sich dabei, wie er sie beobachtete, und gab sich einen Ruck, es nicht zu tun. »Bist du so weit?«

»Ja.« Wieder dieses kleine, scheue Lächeln. Sie trat zu ihm, ließ ihren Arm um seine Mitte gleiten. »Guten Morgen.«

»Morgen.« Er drückte sie kurz an sich und ging dann voraus in das größtenteils trockene Wadi. Dort rief er seinen Schatten hervor, der fast wie von allein die vertraute Gestalt annahm. Dieses Mal bildete das blaue Funkeln im Grau des stacheligen Kopfes richtige Augen. Und sie blieben. Jedes Mal, wenn er den Schatten erweckte, hatte dieser ein wenig mehr Struktur.

Auch der Greif wuchs in Windeseile aus dem Boden, machte einen Katzenbuckel, als hätte er in Wirklichkeit einfach nur ein Nickerchen gehalten, statt sich aufzulösen, und gähnte. Noréy fasste in die Löwenmähne und sprang hinauf. Jahor trat in das Grau und ließ sich durch den Drachenkörper hinaufheben.

Ein knappes Nicken, und Jahor ließ seinen Schatten aufsteigen. Die Flügel peitschten gelbe Blüten und Frostnadeln von den Büschen. Er gewann nur schleppend an Höhe, dabei sollte ein Schatten doch schwerelos sein. Es war merkwürdig. Je mehr Details sich aus dem grauen Wolkennebel formten, aus dem der Drache am Anfang entstanden war, desto mehr schien er sich wie ein echter Körper zu verhalten.

Der Greif stieg neben ihm empor. Er riss den messerscharfen Hakenschnabel wie zu einem Schrei auf und blieb stumm. Aber wie lange wohl noch?

Was hatte das Leck im Rand, dessen Partikel von ihren Schatten aufgenommen worden waren, noch alles bewirkt?

Sie flogen nach Nordosten, wo weit, weit fort Arboressea in der trügerischen Sicherheit seiner Mauern schlief.

Unter ihnen zog eine karge Landschaft dahin. Steppe mit Inseln aus Büschen und hartblättrigen Bäumen, dazwischen Wadis mit

Leben spendenden Rinnsalen, die sich schließlich in Salzpfannen ergossen, die so regelmäßig in der Landschaft auftauchten, als hätte ein Riese darin seine Fußspuren hinterlassen.

Es schien, als hätte jeder Flecken Salz seine eigene Farbe. Viele waren weißlich verkrustet, andere blühten gelblich aus. Wieder andere enthielten eine giftige Brühe aus Salzwasser, die wie durch Magie mal türkis und mal in allen Schattierungen von Rosa schimmerte.

Schließlich stieg das Land an und wurde merklich grüner. Nadelbäume mischten sich zwischen Aloe und Dornbüsche. Felsenantilopen huschten von Stein zu Stein.

Sie erreichten eine Handelsroute, die Arboressea einst mit dem Westen verbunden hatte und nun im Rand endete. Auf der Straße und darüber hinaus waren frische Spuren von Hunderten, vielleicht Tausenden von Fußgängern und Reitern zu erkennen.

Jahor gestikulierte. »Dort entlang!«

Waren das die Spuren von Überlebenden? War der Angriff auf Arboressea längst geschehen und dies ein Treck von Flüchtlingen? Er suchte nach Spuren, die seinen Verdacht bestätigten. Zurückgelassene Dinge zwischen den immer dichter wachsenden Bäumen, frisch aufgeworfene Erde, die auf Gräber hinweisen könnte. Doch da war nichts. Nur Fuß-, Huf- und Wagenspuren sowie verstreuter Pferdedung.

Sie stiegen höher, bis zu den tief ziehenden Wolken hinauf, um sich jederzeit darin verbergen zu können. Die Feuchtigkeit legte sich eisig auf die Haut, und Jahor zog den Hals ein, um so tief wie möglich in seinen hochgeschlagenen Kragen abzutauchen.

»Da!«, schrie Noréy plötzlich. Der Greif legte die Flügel an und schoss pfeilschnell davon, sodass Jahor Mühe hatte zu folgen. Seine Brust zog sich zusammen wie eine Eisenzwinge. Er rang nach Atem.

»Schneller! Schneller, verdammt, wir verlieren sie!«

Der schwarze Greif jagte weiter, schrumpfte erst auf Faustgröße,

dann zu einem winzigen Punkt. Jahor schrie und schlug mit der Faust auf den Schuppenpanzer seines grauen Schattens, doch davon wurde er auch nicht schneller.

Wind brauste ohrenbetäubend laut in seinen Ohren, ihm liefen von der Kälte die Tränen übers Gesicht.

Plötzlich rann ein Zittern durch seinen Drachen. Blaue Blitze sprangen von Horn zu Klaue, von Schuppe zu Schuppe. Er wurde angegriffen!

Ehe er noch wusste, wie ihm geschah, sackte Jahor ein Stück in den Drachenkörper hinein, der plötzlich an Festigkeit verlor. Mit schierer Willenskraft zwang er den Schatten höher, bis er von einer Wolke verschluckt wurde. Augenblicklich wurde es wieder besser. Der Angreifer konnte ihn nicht mehr sehen. Aber er ihn auch nicht.

Jahors Herz brannte, als wäre eine glühende Nadel hineingestoßen worden. Er presste eine Faust auf die Brust und zog ein winziges bisschen Schattenmagie in seinen Körper. *Kalt*, dachte er und ließ die Magie in sein Herz fließen. Es wurde fast augenblicklich besser, und die glühende Hitze verschwand.

Erst dann ließ er den Grauen weiter aufsteigen, hoch bis über die Wolken, und hielt nach Noréy Ausschau.

Nichts.

Wolken, nichts als Wolken. Eiskristalle in der bitterkalten Luft. Aber keine Spur von ihr.

War sie auch angegriffen worden? Gar abgestürzt? Wer hatte sie überhaupt angegriffen? Die Begegnung mit dem Purpurmann hatte sich anders angefühlt. Seine Magie hätte er wiedererkannt. Diese war fremd gewesen ... und wie Glut.

Panik wusch als heißer Brand durch seinen Körper. Der Drache legte die Flügel an und kippte vorwärts. Wie ein Stein schlug er durch die Wolken, und dann lag plötzlich alles vor ihm. Eine Armee wie in seinen finstersten Albträumen.

Wirker und Gardisten in der Uniform Arboresseas standen einer

kleinen Gruppe Schattenbändiger gegenüber. Was aus der Höhe aussah wie ein Scharmützel hatte die Macht, die Welt endgültig aus der Bahn zu brechen.

»Noréy!«, schrie er voller Verzweiflung. »Noréy, wo bist du?«
Doch sie war fort.

MAIGAR

Obwohl er ihn leise wie ein Flüstern erreichte, ging der Schrei Maigar durch Mark und Bein. Er ließ ihm das Blut schier in den Adern gefrieren und stellte ihm die Nackenhaare auf.

Nach dem erfolglosen Streit mit Raluca am Abend zuvor war er mit der ersten Dämmerung aufgebrochen, während sich die Armee für den Kampf bereit machte. Äußerlich gefasst, doch innerlich vor Wut kochend, war er die unwegsamen, zerklüfteten Talhänge hinaufgestiegen, bis er ein kleines Plateau erreichte, von dem aus er das ganze Drama überblicken konnte, das sich weit unter ihm entfaltete.

Anfangs noch vom Aufstieg überhitzt, sorgte der Schweiß in der Kleidung bald dafür, dass er bitterlich fror.

Im Roten Tal machten sich zweitausend Infanteristen und fast fünfzig Wirker bereit, dem kleinen Grüppchen von Schattenbändigern entgegenzutreten. Angeblich war ein jeder und eine jede von ihnen so gefährlich wie der Attentäter, der das Massaker auf dem Marktplatz verursacht hatte.

Raluca hatte kein Geheimnis aus den Plänen des Rates gemacht. Sie wollten alle Schattenbändiger vernichten. *Es ist der Beginn eines neuen Zeitalters, Maigar. Die Menschen werden endlich frei sein!* Ihre Worte hatten sich in seinen Verstand gebrannt, als wären sie

dort hineingehext worden. Ein neues Zeitalter? Indem man drei Dutzend Krieger umbrachte, die seit Generationen niemand mehr gesehen hatte? Was hatten die mit seiner Freiheit oder der der einfachen Leute zu tun? Es würde doch wohl niemand glauben, dass dadurch der Wilde Rand verschwand oder die Biester, die er hin und wieder ausspie?

Wahrscheinlich würden die Fürsten eine erfolgreiche Schlacht dem Volk jedoch als Zeichen der Versöhnung verkaufen können. Außerdem bestand kein Zweifel daran, dass die Schattenbändiger hier waren und Richtung Arboressea zogen. Über das *Warum* konnte er sich später noch den Kopf zerbrechen. Um sie aufzuhalten, würde er alles, was er gelernt hatte, in die Waagschale werfen. Diese verdammten Schattenbändiger waren aus ihren Löchern gekrochen, um mit ihren schwarzen Dämonen die letzten Städte anzugreifen. Sie wollten Krieg gegen Unschuldige führen. Und Krieg, den würden sie bekommen!

Während die Armee unten Aufstellung nahm, beobachtete Maigar das Hinterland und den Himmel über sich. Langsam war die Wintersonne über das Land gekrochen und überzog die Nadelbäume mit goldenem Feuer. Als sie endlich auch ihn erreichte, schwand die Verkrampfung aus seinen Schultern, und er hörte auf zu zittern. Seine dunkle Kleidung wärmte sich schnell auf.

Noch immer standen sich die Parteien einfach gegenüber, als warteten sie auf etwas. Vielleicht bekämen die Schattenbändiger doch noch Verstärkung, oder sie hofften, dass die Sonne das Tal erreichte und ihren Schatten mehr Macht gab. Die Fürsten sollten angreifen, bevor es so weit war.

Maigar unterzog die wellige Landschaft, die sich schier endlos weit und unveränderlich südwärts erstreckte, einer erneuten Mustertung. Letzte Schneeflecken, dazwischen grünes Gras, Winterblumen. Klipphühner, die in kleinen Trupps unter Gehölzen entlangzogen und in altem Herbstlaub scharrtten.

Im Westen ragten die Berge schroff und steil gen Himmel. Ihre Ausläufer zogen sich bis auf die Hochebene.

Plötzlich stieß eines der Klipphühner einen spitzen Ruf aus, dann rannten alle geduckt unter den nächsten Busch. Im nächsten Moment bewegte sich ein großer Schatten über den Boden. Maigar erkannte Flügel und legte den Kopf in den Nacken. Er erwartete, einen Adler oder einen Geier zu sehen. Doch das, was da hoch über ihm segelte, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Ein Schattendämon gewaltigen Ausmaßes. Es war zu spät, die anderen zu warnen. Aber wie hätte er das auch tun sollen?

Kein Zweifel, das Biest war hier, um zu spionieren oder gar den Arboressanern in den Rücken zu fallen.

Und es gab nur einen, der ihn aufhalten konnte. Ihn!

Raluca hatte recht behalten. Der Posten hier oben war keinesfalls einer, für den er sich schämen musste oder auf dem er in Sicherheit war. Dies war seine Gelegenheit.

Heute würde er sich einen Namen machen und endlich aus Ralucas Schatten hervortreten ... oder dabei zugrunde gehen.

Maigar hatte nur Augenblicke. Für einen Moment tauchte der schwarze, geflügelte Schemen in eine Wolke. Aber seine Flugbahn war bislang schnurgerade gewesen.

Maigar reckte die Hand mit dem Sonnenstein nach oben auf die Position, wo die Kreatur wieder auftauchen musste. Die Kraft des Lichts kribbelte durch seinen Körper, brannte seine Haut hinauf wie kochendes Wachs, das langsam erstarrte. Schien eine Schicht um seinen Arm zu bilden und über dem Stein zu kulminieren.

Es tat höllisch weh. Der Schmerz ließ ihn das Atmen vergessen, aber er musste durchhalten, nur noch ein bisschen! Sein Arm begann zu zittern. Er stützte ihn mit der Rechten ab, um ruhiger zu zielen.

Da! Da war es wieder! Die Sonne brach sich auf einem pechschwarzen Schnabel und langen Klauen, die einen Menschen mit nur einem Schlag entzweireißen konnten.

Er durfte nicht länger warten. »Götter steht uns bei!«, keuchte er, dann verließ ihn die Magie in einem gleißenden Blitz. Er wurde zurückgestoßen und sackte kraftlos zu Boden. Seine Beine wurden taub, der linke Arm ein einziger feuriger Schmerz, und er konnte nur noch zusehen, wie seine gesamte Kraft in den Himmel hinaufschnelle.

Niemals darfst du deine gesamte Magie auf einmal einsetzen. Sie brennt dich aus und reißt einen Teil deiner Seele davon. Die Warnung seines Lehrers Grimus drängte sich ausgerechnet jetzt auf. Maigar hatte nicht verstanden, was er gemeint hatte – bis jetzt. Er fühlte sich hundeehend und *dünn*. Als hätte die Magie etwas aus seinem Leib gerissen, das er nie wieder zurückerhalten würde.

Hoffentlich war es das wert gewesen.

Sein Licht holte den Schatten ein. Der wich nicht einmal aus, hatte den Angriff nicht kommen sehen. Nun bohrte sich eine Lanze aus Helligkeit genau in die Mitte, dahin, wo bei einem Lebewesen Herz und Lunge gewesen wären.

Der Schatten zog die Schwingen an den Leib, zuckte und begann zu trudeln.

Blitzschnell kreiselte er dem Boden entgegen. Und da war er wieder, der Schrei – fast menschlich –, der ihn zuerst auf ihn aufmerksam gemacht hatte, lange bevor er ihn schließlich entdeckte. Schatten schrien nicht. Sie machten keine Geräusche!

Vielleicht aber der Schattenbändiger, der die Kreatur befehligte. Maigar rappelte sich langsam wieder auf. Zum Aufstehen musste er auf alle viere. Erst als der Schwindel weniger wurde, wagte er es, sich aufzurichten.

Im gleichen Moment krachte der Schatten in den Wald. Baumkronen splitterten. Äste brachen und schleuderten Nadeln und Rindenstückchen in die Luft.

Fassungslos starrte Maigar dorthin, wo sein Widersacher abgestürzt war, und erwartete, dass sich der Schatten erneut erhe-

ben würde. Doch nein. Es geschah nichts davon. Nur einige aufgeschreckte Krähen protestierten mit aufgeregtem Krächzen und kreisten über dem Waldstück.

Maigar beschattete die Augen.

Im Tal standen sich weiterhin Schattenbändiger und Arboresaner gegenüber, ohne anzugreifen. Der Himmel über ihnen war wie leer gefegt, und auch in die anderen Richtungen tat sich nichts. Sollte er es wirklich wagen, seinen Posten zu verlassen?

Wie von allein trugen seine Füße ihn vom Plateau fort in Richtung Wald. Würde er eine sterbende Schattenkreatur finden? Sie sich von Nahem ansehen können, bevor sie sich auflöste?

Mit jedem Schritt hämmerte sein Herz ein wenig lauter und schriller. Übertönte das leise Geräusch seines Kettenhemdes. Schnallen und Ringe am Schwertgehenk klirrten, und er fragte sich, wie er sich mit diesem Gelärme anschleichen sollte.

Das Biest würde ihn hören, lange bevor es seiner ansichtig wurde. Aber konnten Wesen aus dem Rand überhaupt hören?

Seine Kehle schnürte sich zu, während er sich durch ein Föhrendickicht schob. Erste weißliche Holzsplitter übersäten den Boden. Er war nah, ganz nah.

Mit angehaltenem Atem zog er sein Schwert.



NORÉY

So musste es sich anfühlen, vom Pferd zu fallen und von der nachfolgenden Herde niedergetrampelt zu werden. Der Schmerz war *überall*, als hätte sie sich jeden einzelnen Knochen gebrochen.

Noréy wälzte sich vom Rücken auf die Seite.

Duft von erdigem Waldboden umfing sie. Kiefernadeln pikten in ihre Wange. Eis knackte und schmolz bei der ersten Berührung.

Wenn ich jetzt einschlafe, wache ich nicht mehr auf, huschte eine warnende Stimme durch ihren Verstand. Doch sie fühlte sich so schwach ...

Ihr Wille reichte gerade noch aus, um Arme und Beine eng an den Körper zu ziehen und die Finger in die Armbeugen zu klemmen, damit sie keine Erfrierungen bekam, dann übergab sie sich der allumfassenden Schwere der Erschöpfung.

Die Augen fielen ihr zu. Reyto und Papa schienen hinter einem schweren Vorhang aus Dunkelheit zu warten. Sie musste nur einschlafen, dann würde er sich heben ...

Noréy rollte sich noch etwas kleiner und fester zusammen, doch entkommen konnte sie dem Winter und seinen eisigen Begleitern nicht. Weit über ihr riss der Wind an den Wipfeln, schlug Holz

gegen Holz. Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Sie war gestürzt. Der Schattengreif war verwundet worden und sein Schmerz ihrer. Der Fall ... endlos lang und doch so schnell, dass sie kaum Zeit hatte, in Panik zu verfallen.

Er hatte versucht, sich mit seinen großen Pranken an den Bäumen festzuhalten. Wipfel brachen unter seinem Gewicht. Die Klauen schälten Rinde von den Stämmen, fetzten durch armdicke Äste.

Sie hatten sich überschlagen, während der Boden näher und näher raste.

Der Aufprall schlug ihr so heftig die Luft aus der Lunge, dass sie geglaubt hatte, nie wieder einatmen zu können.

Etwas stach in ihre Schulter. Scharfkantig, ein abgebrochener Ast vielleicht. Sie zögerte, eine Hand aus der Wärme zu lösen, schließlich tat sie es dennoch. Ihre Finger ertasteten kein Holz. Kalter Stahl war es, zum Schneiden scharf.

Noréy sog erschrocken Luft ein und zuckte zurück. Erst dann sah sie auf.

»Nicht bewegen!«, fuhr der Krieger sie an und drückte die Schwertspitze noch etwas fester gegen ihre Schulter.

Er stand mit der Sonne im Rücken, ihn anzusehen, ließ ihre Augen tränen. Wie sehr sie es auch versuchte, zu erkennen war einzig die Silhouette. Mittelgroß, breite Schultern, die von Rüstungsplatten noch betont wurden. Über einem Gambeson trug er ein maßgeschneidertes Kettenhemd, in der Mitte von einem breiten Gürtel zusammengehalten, wie ihn die Oberschicht Arboreseas trug. Darin ein silbern blitzender Dolch.

»Das ... Das kann nicht sein!«, keuchte der Krieger. Die Klinge wanderte zu ihrer Kehle hinauf und hob ihr Kinn. »Hexenwerk! Welch fauler Zauber ...«

Noréy war ruhig. Es überraschte sie, *wie* ruhig. Es bestand kein Zweifel daran, dass dieser Krieger sie töten würde. Vermutlich

würde es nicht mehr wehtun als ihr Absturz durch die Baumkronen.

Das Schwert war scharf. Es würde schnell gehen. Ihr Vater und Reyto warteten schon in den ewigen Hallen auf sie. Keine Sorgen mehr, kein Schmerz, keine Trauer und keine Albträume. Nur ihre Mutter, Jahor und ihre neuen Freunde würden ihr fehlen und sie vermutlich ihnen. Aber sie waren allesamt stark. »Mach es. Na los! Töte mich.«

»Noréy Incelo aus dem Weberviertel? Bist du das wirklich?«

Das Schwert kratzte nicht mehr über ihre Kehle, schwebte jetzt vor ihrem Gesicht. Die Augen hätte er ihr ausstechen können.

»Ich kann gar nichts sehen! Wer bist du?«

Der Krieger trat ein Stück zur Seite und nahm den Helm ab. Braune, kurze Locken federten in die Höhe. Die honigfarbene Haut verriet die Zugehörigkeit zum Volk der Seeleute, doch diese grünen Augen, aus denen allerdings das spöttische Funkeln verschwunden war, würde sie überall wiedererkennen.

»Maigar? Von der Lichtmauer?« Noréy vergaß für einen Augenblick das Schwert in seiner Hand und setzte sich mühsam auf. Prompt kehrte der Schmerz zurück. Sie ballte die Hände zu Fäusten und stemmte sie gegen das Erdreich. Er sollte nicht sehen, wie schwach sie war. »Was tust du hier?«

Ein herablassender Ausdruck huschte über sein Gesicht. »Ich? Ich bin Wirker, die Frage ist eher, was *du* hier zu suchen hast.«

Noréy senkte den Blick. Er sollte ihr nicht in die Augen sehen und die Lüge erkennen, wenn sie antwortete. Aber was sollte sie überhaupt sagen? Alles wäre unglaubwürdig. Und nichts davon reichte, um sich nicht weiter verdächtig zu machen. »Ich bin ... Nach dem schrecklichen Unglück bin ich aus der Stadt zu Verwandten geflohen. Sie wohnen nicht weit von hier, in einer unterirdischen Siedlung. Ich habe Gerüchte von einer großen, prächtigen Armee gehört und wollte sie mir ansehen.«

»Du wolltest *was*? Am helllichten Tag?«

»Wir sind im Wald, Maigar, außerdem habe ich doch nichts zu befürchten mit dem Kristall.« Sie legte eine Hand auf ihren Bauch und sah ihm nun doch genau in die Augen.

Es half nicht. Er wusste, dass sie log. Ruckartig schnellte seine Schwerthand vor, und die Klinge schrappte über ihre Kehle. »Nicht bewegen.«

Er näherte sich ihr vorsichtig und ließ die linke Hand dicht über ihrem Bauch schweben. Dabei war er ihr so nah, dass sein Atem über ihr Gesicht streifte, was ihre Angst nur noch anwachsen ließ.

Wie hatte sie von diesem Kerl träumen und sich anfangs sogar einbilden können, sie wären füreinander bestimmt?

Unangenehm tastete seine Magie über ihren Körper, als würde er sie ohne ihre Einwilligung berühren. In Noréry krampfte sich alles zusammen. Da war ein Schrei, den sie ihm entgegenbrüllen wollte, doch er war in einem Käfig gefangen, der in ihrer Kehle vibrierte.

Noréry krallte die Hand in den Waldboden, und plötzlich spürte sie etwas anderes als verrottende Nadeln und kalte Erde. Da war eine Bewegung, fest und glatt. Ihr Schatten! Er drückte sich von unten gegen ihre Hand. Er war noch da und sie damit nicht mehr hilflos.

Maigars Brauen verengten sich, und auf seiner Stirn entstand eine einzelne steile Falte. »Hab ich es doch gewusst. Du hast gar keinen Stein in dir, Noréry«, sagte er leise, während er langsam auf Abstand ging. Die Schwertklinge glitt über ihre Kehle. Forderte erstes Blut. Warme Tropfen rollten über ihre Haut.

»Wirst du mich jetzt töten?«

Ein Flackern huschte durch seinen Blick.

Nein, er wollte es nicht. Hektisch sah er sich um, als hoffte er, andere Arboressaner würden auftauchen und ihm diese Bürde abnehmen.

Solange er zweifelte, konnte Noréry ihre Kraft sammeln, die sie

brauchen würde, um seinen tödlichen Schlag abzuwehren. Fester und fester wurde der Schatten in ihrer Faust, aber reichte es, um ein Schwert abzuwehren? Sie würde es wohl herausfinden müssen.

»Warum hast du deinen Stein fortgeworfen, Noréry? Ich verstehe das alles nicht. Ist dein Schatten bereits erwacht? Hast du etwas mit dem Biest zu tun? Du könntest... Ach, ich...« Er fuhr sich hektisch durchs Haar und trat von einem Bein auf das andere. Ihr Auftauchen schien ihn völlig zu verwirren. »Bei den Göttern, warum träume ich von dir?«

Hörte sie richtig? »Du träumst auch von mir?«

Die Schwertspitze sackte ein Stückchen tiefer. Mit jedem verstreichenden Augenblick wuchsen ihre Überlebenschancen. Und das war es, was sie wollte: leben! Herausfinden, warum die Göttin sie beide mit diesen Träumen plagte, konnte sie später noch.

»Ich habe schon von dir geträumt, lange bevor wir einander begegnet sind. Alle Träume ähnelten sich. Da warst du. Und dann die Dunkelheit. Manchmal hat sie dich verschlungen...«

»Das hat deine seltsame Warnung auf der Lichtmauer bedeutet? Als du meintest, meine Welt wäre dunkel? Hast du gewusst, dass es passieren würde? Das Blutbad, meine ich? Warum hast du mich nicht gewarnt?«

»Nichts habe ich davon geahnt.« Maigar sah sie an wie ein waidwundes Tier. Da war ein verletzliches Schimmern in seinen Augen, das so gar nicht zu dem voll gerüsteten Kämpfer passte. »Die Götter müssen doch einen Grund haben, warum sie uns verbinden! Es kann doch nicht damit enden, dass ich dich töte! Es darf nicht.«

»Dann lass mich gehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Ich werde nicht mit dir kommen, Maigar.« Sie sagte es leise und ruhig, versuchte, ihm keinen Grund zu geben, das Schwert erneut zu heben. Zugleich spannte sie versuchsweise die Muskeln

in Armen und Beinen an. Noch immer tat alles weh, aber wie es schien, war nichts gebrochen.

Maigar räusperte sich und sah sie an, als könnte er in ihrem Gesicht die ersehnte Antwort auf seine zahllosen Fragen finden. Und da war er wieder, dieser Blick. Diese geheimnisvollen grünen Augen, die sie damals so verzaubert hatten. Ein Teil von ihr sehnte sich noch immer danach, mit ihm über die Lichtmauer zu spazieren und ihn Stückchen für Stückchen besser kennenzulernen.

»Ich weiß nicht, ob meine Träume mir Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft zeigen. Hast du die Dunkelheit umarmt, Noréy? Beschwörst du Schatten und Bestien?«

»Bestien nein, niemals. Wenn du Wesen aus dem Rand meinst.« Ihr Herz klopfte bis in die Kehle hinauf. Er würde es merken, wenn sie log. Und er schien nur darauf zu warten. Er hob das Schwert bereits wieder. »Und Schatten?«

»Frag das nicht, Maigar.«

Unschlüssig sah er noch einmal in Richtung des Schlachtfeldes, als könnte er ihr nicht in die Augen sehen, während er seine Entscheidung fällte. Doch gefällt hatte er sie, das wurde ihr schlagartig klar. Kein Zögern mehr. Jetzt oder nie!

Sie warf zur Ablenkung eine Handvoll Erde in seine Richtung, ließ ihren Schatten blitzschnell zu einer Art Schild anwachsen, sprang etwas ungelent auf die Beine und zog ihr Schwert.

Maigar schlug im Reflex nach der Krume. Die Klinge zischte harmlos durch die Luft und prallte gegen ihren Schild aus Schwärze.

»Wie kannst du ...?«, keuchte Maigar verblüfft.

»Ich kann, weil ich keinen Stein geschluckt habe. Weil mein Schatten stark ist. Weil ich beschlossen habe, nicht mehr wegzulaufen wie damals auf dem Markt. Nie mehr! Ich lasse mich nicht umbringen und auch nicht wegsperren. Weder von dir noch von irgendjemand anderem.« Es tat so gut, es ihm entgegenzuwerfen. »Wenn du mich töten willst, dann musst du kämpfen.«

»Aber ich will dich nicht töten, Noréy!«, schrie er in einer Mischung aus Zorn und Verzweiflung. Zugleich geschah etwas mit seiner linken Hand. Eine Art weißer, leuchtender Handschuh schien sich zu formen. Wenn er sie damit angriff, wäre es vorbei. Sie durfte ihm nicht die Zeit lassen, seine Magie zu wirken.

Mit einem Schrei fasste sie ihr Schwert mit beiden Händen und griff ihn an. Schlag zu, so fest sie konnte.

Maigars Licht flackerte. Er konnte nicht kämpfen und zugleich wirken! Von neuer Hoffnung beseelt, drang Noréy weiter auf ihn ein, doch nun konzentrierte er sich auf sein Schwert – und er war ein weit besserer Fechter als sie. Und noch etwas machte ihr Angst: Die Zweifel waren aus seinem Blick verschwunden. Ihr Angriff hatte der Waagschale den Ausschlag gegeben.

Schnell wendete sich das Blatt, und er trieb sie vor sich her. Noréy ging hinter Baumstämmen in Deckung, ließ sich nicht in die Enge treiben. *Noch* nicht, aber sie verlor an Grund. Ihr Schatten war schwach. Er schnellte vor und lenkte Maigars Klinge ab, aber aufhalten konnte er sie nicht, geschweige denn selbst angreifen.

»Du musst mich nicht töten, Maigar«, rief sie mit wachsender Verzweiflung und lenkte seine Klinge erneut im letzten Moment ab. »Geh einfach ... Ich schwöre, du wirst mich nie wiedersehen!«

»Das kann ich nicht! Ich habe einen Eid geleistet!« Er hämmerte sein Schwert auf ihren Schatten, schlug Fetzen ab, die wie glänzende Teerklumpen auf den Waldboden fielen und sich nicht mehr rührten. Ihr Schild aus Dunkelheit schwand Stück für Stück.

»Was für einen Eid?« Ihre Stimme wurde schrill. Sie wollte nicht sterben, musste ihre Mutter retten. Ihr Vater und Reyto würden länger auf sie warten müssen.

»Arboressea und seine Menschen vor den Schattenbändigern zu schützen, jeden zu vernichten, der ...«

»Aber ich tue niemandem was! Maigar! So hör doch!« Sie duckte sich unter einem Hieb, stolperte rückwärts und fiel.

Es war aus. Maigar schlug ihr das Schwert aus der Hand. Nun stand nur noch ein kleiner, schwarzer Schattenfetzen zwischen ihnen.

Maigars Stirn war von einem Schweißfilm überzogen, und er atmete heftig. »Ich würde dir ... so gerne glauben, Noréy.«

Würde er jetzt sein Schwert senken oder es ihr in die Brust rammen? Den Kampf musste er mit sich selbst ausfechten, Noréy hatte ihren verloren. Ihr Schatten flimmerte mit letzter Kraft vor ihr.

»Komm«, wisperte sie. Der Schwarze sackte zu Boden, kroch über das Laub und rollte sich in ihrem Schoß zusammen. Ein winziger unsteter Flecken. Sie legte die Hand darauf und sank in ihn hinein. In seinem Kern ertastete sie einen winzigen, flügelahnen Greif, zitternd vor Erschöpfung.

»Das ... Das ist dein Schatten?«, stotterte Maigar.

»Ja.«

Den Greif konnte er nicht erkennen. Offenbar war er also schon von dem zahmen Hauch Dunkelheit beeindruckt. Plötzlich fühlte sie, wie der winzige Greif den Kopf hob.

Dann kam der Nebel. Er roch mineralisch und nach Magie. Von allen Seiten drang er an den Kiefernstämmen vorbei.

»Was ist das für eine Teufelei?«

»Ich bin das nicht, Maigar. Aber du solltest jetzt besser gehen.« Noréys Herz hämmerte in ihrer Brust. Sie musste sich zwingen, ruhig zu bleiben, nicht aufzuspringen und damit zu riskieren, dass Maigar seine Zweifel vergaß.

Der drehte sich im Kreis, hob das Schwert unsichtbaren Angreifern entgegen. Da war ein bläuliches Funkeln im Nebel. Nur ein Mirakler besaß solch einen Schatten, nur ein einziger.

Das Geräusch mächtiger Schwingen. Der Nebel verwirbelte zu Spiralen, die Haarkiefern sangen in den höchsten Tönen. Eine Erschütterung ging durch die weiche Walderde, dann schob sich ein grauer, dorniger Drachenkopf auf die Lichtung.

Maigar schrie auf und reckte seine linke Hand vor. Knisternd sammelte sich lichte Magie.

»Nicht! Lass mich einfach gehen, Maigar. Wir gehören nicht zu den Kämpfern dort unten.« Noréy stand auf, nahm ihr Schwert und rannte los, ohne sich noch einmal umzusehen. Hinein in den dichtesten Nebel, dem langen Schlangenhals des Drachen folgend.

Jahor streckte ihr die Hand entgegen und riss sie hinter sich auf seinen Schatten.

»Schnell, schnell!«, schrie Noréy und klammerte sich an ihm fest. Augenblicklich peitschten die Flügel abwärts, kräftige Beine stießen sich am Boden ab, und der Nebel verschwand.

Sie waren gerade auf Höhe der Baumkronen angelangt, als sie Maigar wieder ganz klar erkennen konnte. Er reckte seine linke Hand nach oben, die vor Lichtmagie flirrte, dass es in den Augen brannte. Mit wachsender Furcht sah sie zu ihm hinab. *Nicht, bitte, bitte nicht, Maigar!*

Der schwerfällige Schattendrache kroch quälend langsam dem Himmel entgegen. Noréy presste sich an Jahors Rücken, während sich die Zeit ins schier Endlose streckte, und wartete auf den schmerzhaften Angriff.

Doch er kam nicht.

Maigar zögerte ein letztes Mal und verschonte damit ihr Leben.

Erst als der Schattendrache die Wolkendecke durchstieß und sich schnurgerade gen Osten wandte, verschwand die schmerzhaft Anspannung aus Noréys Schultern. Sie schmiegte sich ganz fest an Jahor, und der drückte ihre Hände mit seinen, als würde er sie nie wieder loslassen wollen.

»Hat dieser Mistkerl dich vom Himmel geholt? Du warst so plötzlich verschwunden, als wärst du vom Schicksal verschlungen worden!«, rief er gegen den Wind.

»Ich bin abgestürzt. Mein Schatten hat sich zum Glück an den Bäumen abfangen können.«

»War er es?«

»Ich weiß es nicht, Arboressea hat eine ganze Armee von Wir kern. Ich wusste nicht, wozu sie fähig sind.«

»Ich werde ihn umbringen, ich schwöre...«

»Nein! Du wirst nichts dergleichen schwören oder tun, Jahor! Maigar hatte mehrfach die Gelegenheit, mich zu töten, und er hat es nicht getan.«

Sie spürte, wie sich in Jahors Rücken die Muskeln anspannten.

»Du kennst ihn?«

Kannte sie ihn? Wie nannte man es, wenn man voneinander träumte, aber nur einen Augenblick miteinander geredet hatte?

»Wir sind uns mal begegnet, und ich...« Sie musste es sagen, alles andere fühlte sich wie Betrug an. »Ich habe früher von ihm ge träumt. Ich dachte, es bedeutet etwas, als habe das Schicksal...«

»Schicksal!« Jahor ließ seinen Drachen durch die Wolken kippen. Sie schossen abwärts, als würden sie fallen. Dann riss der Graue die Flügel auseinander. Der plötzliche Stopp war wie ein Schlag in die Magengrube, und Noréy wurde übel.

»Dein Schicksalsmann hat dich vom Himmel geholt und bei nahe umgebracht.«

»Wir können nicht sicher sein, dass er es war.«

»Doch, das können wir. Denn dieser Maigar war der einzige Wir ker weit und breit. Die Armee hat uns nicht bemerkt, sonst wären wir beide tot. Verdammt, Noréy, er ist nicht auf einem Spaziergang gewesen und hat dich nur zufällig im Wald gefunden. Er hat dich gejagt und erbeutet.«

Es machte sie wütend, wie Jahor reagierte. Als wäre sie nicht fast umgebracht worden, sondern hätte einen anderen Jungen geküsst.

»Manchmal kannst du so ekelhaft sein, Jahor.«

»Was?«, fauchte er, als hätte er sie nicht verstanden.

»Du bist eifersüchtig! Auf nichts. Dabei solltest du mich einfach in den Arm nehmen und halten, bis diese verdammte Todesangst verschwindet. Ich kann mich kaum noch festhalten, weil mir alles wehtut, und du machst mir alte Träume zum Vorwurf!«

Sie wartete auf eine genauso zornige Antwort, doch Jahor schwieg. Von nun an segelte der Drache sanft weiter, während unter ihnen die Landschaft schleichend trockener und karger wurde. Bald waren sie zurück bei den Salzseen und folgten den frischen Pfer despuren nordwärts.

Erst als einige Reiter sichtbar wurden, drehte sich Jahor im Sitzen zu ihr um, die grauen Augen dunkel und tief wie Brunnenschächte. »Es tut mir leid, Noréy. Ich hatte Angst um dich. Dann kann ich nicht mehr klar denken und benehme mich wie ein Dummkopf.«

Noréy strich über seine Wange, genau der feinen weißen Narbe nach. »Entschuldigung angenommen.«

MAIGAR

[in Drache! Ein leibhaftiger Drache wie aus den Märchen!

Maigar konnte noch immer nicht ganz fassen, was er da eben gesehen hatte.

Tatsächlich saß er wohl schon seit einer Weile auf dem zersplitterten Baumstamm, der einen intensiven Harzgeruch verströmte, und versuchte, sich zu sammeln.

Scham war ein heißes Gefühl. Anfangs hatte es wie ätzende Säure in seinem Magen gebrannt, doch es reichte nicht, um gegen die Winterkälte zu bestehen.

Er sollte ins Lager hinabsteigen oder zumindest auf seinen Pos ten zurückkehren. Doch wozu? Er war ausgebrannt, alle Magie

verbraucht. Das, was Noréy auf seiner Hand gesehen hatte, nicht mehr als fauler Zauber. Er hätte den Drachen nicht angreifen können. Geschweige denn ihn vernichten.

Er war ein Versager!

Wie sollte er Raluca je wieder unter die Augen treten? Er würde sich eine Geschichte zurechtlegen müssen. Keine Lüge, nein. Die würde sie sofort durchschauen. Aber kleine Stückchen Wahrheit, auf eine derart geschickte Weise aneinandergereiht, dass sie eine bessere Geschichte ergaben als jene, die von seinem Scheitern kündete.

Er stützte sich auf sein Schwert und mühte sich auf die Beine. Die Narbe in seiner linken Hand schmerzte, als wäre sie durch die Magie erneut aufgerissen. Er rieb darüber. Der weiße Sonnenstein bewegte sich unter der Haut. Fühlte sich an, als besäße er rasiermesserscharfe Zähne. Maigar schob den Handschuh herunter, doch die Haut war bis auf die dünne, blasse Linie makellos.

Ob Noréys Schattenmagie auch so wehtat? Was opferte sie dafür, um sich einen Schild aus Dunkelheit zu erschaffen, der sogar Schwerthiebe aufhalten konnte?

Einen kurzen Moment war er tatsächlich bereit gewesen, sie zu töten. Doch es war gewesen, als hätten die Götter selbst seine Hand geführt und die Klinge von ihrer Kehle fortgeführt.

Redete er es sich nur ein? Sprach seine eigene Feigheit aus diesem frommen Gedanken, oder war da tatsächlich Höheres am Werk?

Er seufzte, wischte über seine Schwertklinge, die auch heute kein Blut geschmeckt hatte, und schob sie in die Scheide.

Der Weg aus dem zertrümmerten Wald hinaus bis zum Plateau kam ihm weit länger vor als vorhin. Die Sonne stand bereits tief und noch immer war es im Tal erstaunlich still. Als er die Abbruchkante erreichte, sah er auch, warum. Die Armeen hatten sich kein Stück vom Fleck bewegt.

Banner flatterten und knarnten im Wind, die Pferde dösten im

Stehen, und manch ein Soldat hatte sich an Ort und Stelle hingestellt.

Maigar begann den Abstieg. Es sah nicht aus, als würde heute noch viel passieren. Eine Schlacht am späten Nachmittag zu beginnen und in die Nacht hinein zu führen, war Wahnsinn und für keine Seite Erfolg versprechend.

Der anfangs sehr steile und rutschige Pfad mündete in enge Serpentin, die schließlich in einem Ahornwäldchen auf Höhe des Lagers ausliefen. Rutschend und schlitternd passierte er ein Geröllfeld aus feinem Grus und dann einen Bach, der an der Talsohle floss.

Bis auf ein paar wenige Soldaten und den Tross, der sich um Tiere und Vorrat kümmerte, war das Lager verwaist.

Maigar schlug sich im Gehen den Staub von der Kleidung und passierte dabei einförmige Zeltreihen, die sich durch Kleinigkeiten voneinander unterschieden. Ganz anders die Zelte im Zentrum der kleinen, provisorischen Stadt. Dort, unter drei uralten Ahornbäumen, hatte die Elite ihre Zelte errichtet. Banner flatterten und knarnten im Wind. Bunte Stoffe repräsentierten die Wappen und Farben der Häuser.

Ralucas Zelt war eines der prächtigsten. Blau-weiß gestreift mit einer großen Wappentafel über der Tür.

Doch Maigar würde nicht den Haupteingang nehmen, in dessen Vorraum der große Kartentisch stand. Er wollte weder von den Leibwachen noch irgendwelchen Beratern einer Musterung unterzogen werden. Stattdessen trat er auf der Rückseite durch eine kleine Klappe ein, die auch von den Diensthofen genutzt wurde.

Es war still im Zelt.

Maigar klatschte sich etwas kühles Wasser aus einer Waschschiüssel ins Gesicht, wusch sich die Hände und streifte das Haar mit feuchten Fingern zurück.

Den Helm wieder unter dem Arm, betrat er den Hauptraum und war dennoch überrascht, Raluca dort zu sehen.

Seine Tante stand neben dem Kartentisch, ein Glas Wein in der Hand. Seine Schritte ließen sie aufsehen. »Maigar? Du bist zurück?«

»Ja. Und ich habe etwas zu berichten«, begann er, trat neben sie – und dann sprudelten die Worte nur so aus ihm hervor, während er sich zugleich bemühte, auf der Karte genau die Stelle zu finden, wo das Wesen abgestürzt war.

Raluca versuchte mehrfach, ihn zu unterbrechen, während er von der Schattenkreatur berichtete, die er vom Himmel geholt hatte. Wie er nach ihr gesucht hatte und stattdessen das Mädchen aus seinen Träumen fand.

Erst als Ralucas Tonfall messerscharf wurde, hielt er inne. »Es reicht, Maigar. Wir reden später. Deine Abenteuergeschichten haben hier keinen Platz.«

Ihre Worte trafen ihn wie ein wohlplatzierter Faustschlag, doch heute würde er sich nicht so schnell mundtot machen lassen. »Aber das ist keine Geschichte! Es ist wirklich geschehen! Da oben fliegen riesige Kreaturen aus dem Rand herum, während sich hier unten eine Armee langweilt!«

»Maigar, wir haben einen Gast«, zischte sie.

Im gleichen Moment erklang eine raue Stimme. »Aber der junge Mann hat recht.«

Maigar zuckte zusammen und schnellte herum. Dort stand ein Krieger von beeindruckender Größe. Zuvor halb oder ganz von einem Banner auf einer Standarte verborgen, trat er nun langsam an den Tisch. Seine Rüstung war von sehr dunkler Farbe, schwarz oder braun, mit wenigen Messingverzierungen. Scharte und Ausbesserungen zeugten von harten Kämpfen. Das Gesicht des Ritters passte zu einem Seefahrer, der alle Ozeane bereist hatte. Wettergegerbt und hart. Im dunklen Haar und kurzen Bart schimmerten Silberfäden. Maigar wurde schlagartig klar, dass Raluca ihm deshalb so über den Mund gefahren war, damit er vor dem Fremden nichts preisgab. Ihr Blick bestätigte seine Vermutung.

»Maigar, dies ist der Botschafter der Schattenbändiger, Torik ren Hulme. Meister Hulme, dieser vorlaute Bursche ist mein Neffe Maigar Legiën von der Nordfeste, der mir zur Erziehung gegeben wurde. Wie Ihr seht, hat er sie bitter nötig.«

Beschämt verneigte sich Maigar vor dem Fremden, während seine Gedanken durcheinanderrasten wie panische Tiere in einer engen Falle. Was tat dieser ren Hulme hier? Wo waren die anderen Berater? Warum sprach Raluca allein mit ihm? Ihm kam es vor, als würden sich die beiden schon lange kennen. Doch woher?

»Ein angehender Wirker, wie ich sehe. Die Blutlinie deiner Familie ist nach wie vor stark, Raluca.«

»Mag sein«, erwiderte seine Tante, während sie an ihrem Wein nippte und ihren Gast lauernd beobachtete, als erwartete sie, dass er sich beim nächsten Blinzeln in einen blutrünstigen Löwen verwandelte.

»Das Mädchen und die Kreatur, wo hast du sie gesehen?«, erkundigte sich Torik.

Maigar sah fragend zu Raluca, und als sie knapp nickte, wies er auf das Hochplateau.

»Und du hast sie wirklich vom Himmel geholt?«

»Das schwarze Biest, ja. Es brauchte all meine Kraft. Als ich zur Absturzstelle kam, hatte es sich bereits aufgelöst. Dabei habe ich gedacht, dass die Wesen aus dem Rand länger ihre Gestalt behalten, auch nach dem Tod.«

Ralucas Blick flackerte unruhig. Ihr lag etwas auf der Zunge, was sie nicht aussprach, das spürte er ganz deutlich.

»Vielleicht ist es geflohen.« Toriks Mienenspiel verriet nichts, während er mit schleppenden Schritten durch das Zelt ging. »Glaub mir, Junge, es braucht mehr als einen Lichtstrahl, um diese Wesen zu töten. Es wird zu seinem Herrn zurückgekehrt sein. Während wir hier kurz davor sind, uns auf dem Schlachtfeld zu vernichten, führt ein weiterer Spieler seine Figuren ins Feld. Der Mann, der

beobachtet wurde, wie er den Wilden Rand aufriss und Schattenbestien unter seine Herrschaft zwang, kümmert sich weder um uns noch um eure Wirker, Raluca. Ich weiß nicht, wie oft ich das noch wiederholen muss, bis uns jemand glaubt. Während Arboressea seine besten Verteidiger ins Feld führt, um uns aufzuhalten, entwischt dieser Schattenmagier unserem Raster. Wie schon einmal geschehen, wird er die Hauptstadt angreifen. Und dieses Mal lässt er nicht eine Kreatur frei, sondern fast ein Dutzend!«

Seine Worte sorgten dafür, dass sich alles in Maigar verkrampfte. Er hatte die Folgen des Massakers erlebt und auch, mit welcher tödlichen Vernichtung die Eliten es vor den einfachen Leuten geheim gehalten hatten. Noch einmal konnten sie das nicht wiederholen, geschweige denn ein Dutzend Mal. Dann wäre kaum noch ein Arboressaner übrig. Worauf wartete Raluca noch? »Wenn das wahr ist, Tante, dann müssen wir sofort umkehren.«

»Wenn.« Raluca spuckte das Wort aus, als gehörte es nicht zu ihr. »Und wenn es nicht wahr ist, fallen uns Torik und seine Krieger in den Rücken.«

»Nichts wäre abwegiger«, erwiderte der nun heftig. »Nach dem Großen Krieg haben wir Überlebenden einen Eid geleistet, alles daranzusetzen, das Unheil wiedergutzumachen, das durch unseren Hochmut entstanden ist. Diese Kreaturen entstammen dem Rand, wir müssen sie vernichten. Komme, was wolle!«

»Auch wenn eine Armee zwischen euch und diesen Wesen steht?«

Toriks Blick wurde eisig. Als würde er erwägen, sein Schwert zu ziehen und Raluca mit einem Streich entzweizuhauen. Maigar zweifelte nicht daran, dass er die Kraft dazu hatte. Zu Füßen des Kriegers kochte ein Flecken Schwärze und begann, sich in die dritte Dimension zu heben. »Auch dann.« Er stürzte den Wein hinunter und stellte das Glas unsanft auf dem Kartentisch ab. »Angesichts alter Zeiten hatte ich gehofft, unser Gespräch unter vier Augen würde mehr Früchte tragen.«

Raluca schoss Maigar einen Blick zu, aus dem er nicht ganz schlau wurde. Für einen Moment sah es aus, als wäre sie im Gegensatz zu Torik zufrieden mit diesem Ausgang. Sie räusperte sich. »Wir sollten zu den anderen Unterhändlern zurückkehren, Meister ren Hulme.«

Er nickte nur, trat an den Zeltausgang und hielt ihr die Plane auf.

Maigar blieb zurück. Er ging ihnen ein Stück hinterher, bis er hinaussehen konnte. Ren Hulme folgte ein lebendiger Schatten. Ein flaches, pelziges Ding, das sich nun umwandte und mit glühenden, formlosen Augen zu ihm zurückstarrte.

Er zuckte erschrocken zusammen, wich aber nicht zurück.

Wenn ren Hulme die Wahrheit sprach, dann erklärte es alles, was Maigar zum Zweifeln gebracht hatte. Warum seinesgleichen sich plötzlich so offen zeigte, nachdem sie fast ein Jahrhundert untergetaucht waren. Warum sie gen Arboressea zogen. Maigar bezweifelte, dass sie mit denjenigen, die das Massaker verursacht hatten, gemeinsame Sache machten. Es gab diese dritte Partei, von der ren Hulme gesprochen hatte, davon war er überzeugt. Ebenso wie davon, dass ren Hulme recht damit hatte, dass sich Schatten und Licht zusammentun mussten, um gemeinsam gegen den Gegner ins Feld zu ziehen.

Wahrscheinlich hatte die Schlacht deshalb noch nicht begonnen. Weil zumindest die Schattenbändiger versuchten zu verhandeln. Und offensichtlich hatten sie den ganzen Tag lang nichts anderes getan, während er oben auf seinem Posten gewesen war.

Doch wie passte Noréy in dieses Bild? Einen Augenblick lang hatte Maigar zu erkennen geglaubt, dass ren Hulme wusste, von wem er sprach. Maigars knapper Bericht hatte ihn kurz aus der Konzentration gebracht.

Hatte sie für ihn spioniert? Und wie passten die Kreaturen ins Bild? Was hatte Noréy alles vor ihm verheimlicht?

Vor dem großen grünen Nachbarzelt hatte sich eine kleine

Gesellschaft versammelt. Vier Räte aus Arboressea umringten eine Frau mit leuchtend rotem Haar, deren Rüstung ren Hulmes ähnlich war. Sie, so wurde Maigar mit einem Blick klar, war die wahre Entscheiderin unter den Schattenrittern. Er hatte von ihr in den Geschichtsbüchern gelesen und Lieder über sie gehört. Dies musste Aurora Laach sein – und Raluca hasste sie aus tiefster Seele.

Nur ein Wunder könnte jetzt noch einen Krieg verhindern.



JAHOR

«Flieg noch einmal nach Nordost, wenn du kannst», rief Noréy ihm gegen den brausenden Wind zu, als sie gerade die Salzseen erreicht hatten. »Reicht deine Kraft noch?«, hakte sie nach.

»Ja, natürlich.« Er ließ den Schatten abdrehen und flog in die gewünschte Richtung. Seit seinem peinlichen Gefühlsausbruch zog er es vor, so wenig wie möglich zu sagen. So war es für alle Beteiligten besser. Denn in seinem Inneren brodelte es noch immer wie in einem stinkenden Schwefeltopf, und genau wie aus dem kam aus seinem Mund nichts Gutes heraus.

Sie flogen schnurgerade nach Nordwesten über eine Landschaft, die zunehmend grüner wurde. Hügelige Wiesen erstreckten sich, wohin man sah, durchbrochen von mäandernden Bachläufen und kleinen Waldinseln. Dazwischen zogen wilde Derbane und Rudel kleiner Antilopen, suchten langbeinige Sandwölfe nach Beute. Ein Falke nahm Reißaus, sobald sie sich näherten.

»Dort, dorthin«, brach Noréy ihr Schweigen und wies mit der linken Hand an ihm vorbei auf eine kleine Sandsteinkuppe.

»Was ist dort?«

»Dunkelheit, Magie aus dem Rand.« Sie schlang ihre Arme noch

fester um seine Mitte, als suchte sie Schutz. Doch wie sollte er sie schützen, wenn sie von ihm verlangte, dass er sie genau ins Unheil flog?

Nun spürte er es auch. »Wir sollten umkehren, bevor wir bemerkt werden.«

Sie antwortete nicht, und er lenkte den Schatten nicht in eine andere Richtung. Stattdessen versuchte er, ihn zumindest von unten so blass und zerfasert aussehen zu lassen, als wäre er nur eine Wolke. Eine Wolke, die gegen den Wind zog und viel zu tief hing.

Das konnte nicht gut gehen.

Pferdespuren. Eine Schneise im hohen Steppengras.

Das Gefühl eisiger Ameisen auf der Haut wurde immer stärker. Nun lag das Wäldchen bei den Felsen unter ihnen.

Und dann sah er sie. Schwarze Kreaturen. Dicht an dicht drückten sie sich an den Boden. Vor ihnen stand ein Mann. Seine Robe hatte er abgelegt, dennoch bestand kein Zweifel. Er dirigierte eines der Wesen unter seinen Mantel. Es wand sich, kämpfte gegen den fremden Einfluss und schrumpfte doch.

Die freigesetzte Schattenmagie kribbelte über die Haut wie scharfkantige Insektenbeine.

»Weg hier!«, rief Noréy.

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Der Schatten zog einen Flügel an den Leib, trudelte eine halbe Drehung und schlug dann so heftig mit den Schwingen, als fürchtete er den Fremden.

»Bei den Göttern! Wie nah er der Stadt schon ist!«

»Und die Wirker sind fast alle im Westen, um Torik und die anderen aufzuhalten. Während sie sich bekriegen, sind die einfachen Leute schutzlos und können nur verlieren«, erwiderte Jahor fassungslos. Es kostete ihn alle Kraft, um nicht an sein ehemaliges Zuhause zu denken. Wie er es in den vielen Jahren bis zur Vollkommenheit geübt hatte, richtete er auch nun wieder undurchdring-

liche Mauern um sein Herz auf. Nur so konnte er verhindern, dass sich der Schattendrache auflöste und seine Trauer ihn und Noréy in die Tiefe riss.

Sie erreichten die anderen Schüler am Nachmittag, als diese gerade die Pferde rasten ließen. Während die Tiere von dem mageren Steppengras fraßen, brachte Noréy sie auf den neuesten Stand. »Wir haben noch zwei Tage, um Arboressea zu erreichen, länger dürfen wir nicht brauchen. Die Pferde können sich ausruhen, wenn wir da sind.«

Noréy ging zu ihrem Falben und wollte aufsitzen, doch Jahor hielt sie am Arm fest. »Du steigst erst wieder in den Sattel, wenn ich deine Wunden versorgt habe!«

Sie setzte zum Protest an, doch dann fiel ihr wohl zum ersten Mal das Blut auf ihrer Kleidung auf. »Muss beim Sturz passiert sein«, sagte sie, fasste an ihren Arm, zuckte zusammen und nahm die Hand schnell wieder weg.

»Komm.« Jahor zog sie ein Stück zur Seite, wo sie sich widerwillig auf einen Stein setzte und die Tunika hochschob.

»Das wird grün und blau.«

»Alles an dir wird grün und blau werden, du wirst aussehen wie eine Schillereidechse«, scherzte Jahor, auch wenn ihm eigentlich nicht danach zumute war. Vorsichtig wusch er die zahlreichen Schrammen und aufgerissenen Stellen, zog kleine Holzsplitter heraus und verband die Verletzungen.

Noréy entfuhr hin und wieder saftige Flüche, sonst biss sie die Zähne aufeinander und ertrug alles tapfer.

»Du hättest sterben können wegen dieses verdammten Dreckskerls.«

»Jahor«, sagte sie mit einem Seufzen und hielt seine Hand fest. »Ich bin nicht gestorben, und ich habe es auch nicht vor. Und nun lass gut sein.«

»Das fällt mir schwer, weißt du?« Er packte das Verbandszeug zusammen und spürte dabei ihren Blick auf sich ruhen. Liebevoll verharrte er auf seinem Gesicht, als läge ihre Hand dort. Gab ihm das tröstende Versprechen, dass sie auf sich aufpassen würde. Mehr konnte er wohl nicht verlangen.

»Wie steht es um deine Schattenmagie?«

»Vorerst schlecht.« Sie verzog den Mund. »Schau ihn dir doch an. Ich kann ihn kaum noch spüren.«

Ihr Begleiter lag reglos und flach wie ein Blatt Papier auf dem Boden. Ob er wieder bei Kräften wäre, wenn sie die Stadt erreichten? Jahor konnte es nur hoffen. Wie groß seine Zweifel waren, behielt er für sich.

Zwei Tage später

Arboressea, die Leuchtende.

Jahor hätte sich niemals vorstellen können, wie groß und prächtig diese Stadt war, ganz gleich, wie detailreich Noréy die Lichtmauern und die verschiedenen Stadtviertel beschrieben hatte.

Als sie nun am frühen Morgen darauf zuritten, verschlug es ihm den Atem. Der Mond reflektierte auf den weißen Mauern, und die ganze Stadt schimmerte wie ein kostbares Juwel. Weit im Norden stieg der erste künstliche Nebel auf, der Arboressea bald wie ein Schirm überspannen würde. Doch noch war der Himmel klar. Ein von goldenen Fäden durchwirktes Blau, das schleichend an Intensität verlor.

Dutzende Menschen, die in der Nacht gereist waren oder auf den Terrassenfeldern und Gärten ihr Auskommen fanden, kehrten nun, kurz vor Sonnenaufgang, in die schützenden Arme der Stadt zurück. Die Tore standen weit geöffnet, und die Menschen strömten von den Gardisten unbehindert hindurch. Jedem war daran

gelegen, dass keiner mehr im Freien sein musste, wenn das grelle Sonnenlicht die Kraft der Schatten nährte. Niemand verließ sich vollständig auf die Macht des Kristalls. Er mochte im Zwielficht ausreichend schützen, nicht aber in der prallen Sonne.

Vor dem Tor hatten sie sich getrennt. Odo und Gorda reisten gemeinsam, Noréy ritt neben ihrer Freundin Inesa, und Jahor, der nicht so recht zu einem Volk passen wollte, ritt mit etwas Abstand allein hinter ihnen her. Er musste nur achtgeben, dass sein Brauner nicht zu sehr aufholte und verriet, dass sie gemeinsam kamen. Eine derart durchmischte Gruppe weckte Misstrauen, hatte Noréy erklärt.

Wie weiß die Lichtmauern waren! Wie sie leuchteten! Der Marmor war von glänzenden Kristallen durchzogen, die das spärliche Morgenlicht auffingen und um ein Vielfaches zurückwarfen.

Über dem Tor prangte das Wappen der Stadt: gekreuzte Schlüssel und ein Burgturm.

Beiderseits des Bogens stellten die Steinmetze all ihr Können zur Schau. Säulen, Ranken und Ornamente, so plastisch, als wären sie nicht durch Hammer und Meißel geschaffen worden, sondern durch Magie aus dem Stein herausgewachsen. Im Torbogen selbst bildeten Reliefs die verschiedenen Zünfte der Stadt ab. Überirdisch schöne Figuren trugen die Symbole der Gewerke. Fässer und Trauben für die Winzer, Hobel und Beitel für die Schreiner, einen kleinen Webrahmen für Noréys Zunft.

Jahor hatte sich eine Kapuze über den Kopf gezogen, damit sein ungewöhnlich helles Haar nicht auffiel. Viele trugen bei der winterlichen Witterung Kopfbedeckungen, doch erst als die Gardisten nicht mehr zu sehen waren, atmete er auf.

Die Hufe klapperten über Pflastersteine. Wohin man sah, säumten Verkaufsstände die breite Straße.

Für jemanden, der nur kleine Orte kannte oder winzige Ansiedlungen wie Sel Nedara, in denen niemand seinen eigenen Schatten

fürchtete, war die rege Betriebsamkeit schier überwältigend. Wie ein wuselnder Ameisenhaufen, doch bei Weitem abwechslungsreicher wimmelte es von Menschen und Nutztieren, wohin man sah.

Die Arboressaner liebten es, sich in bunte Farben zu kleiden, wobei niemand je vergaß, es gemäß seiner Herkunft zu tun. Gelb, Gold, Braun und Orange gehörten dem Steppenvolk, das damit seine weite, fließende Kleidung verzierte, deren Hauptfarben oft Sand und Erdtöne waren.

Waldleute wie Noréy nutzten Grün, Violett und Grau auf eng geschnittenen Tuniken aus festen Stoffen, wie geschaffen, um sich nicht in Dornen und engem Gesträuch zu verfangen. Das einstige Seefahrervolk beanspruchte vor allem Blautöne für sich, dazu trugen alle erwachsenen Männer und fast jede zweite Frau einen Dolch in ihrem Gürtel, der die luftige, helle Leinenkleidung zusammenhielt.

Jahor sah an sich selbst hinab. Seine kastanienrote Tunika folgte keiner Tracht. Der breite Kamarband, eine Stoffbinde um die Taille, gehörte eigentlich Noréy und war von ihr selbst gewebt worden. Darin verbanden sich grüne Ranken mit Silberfäden, die den Wind symbolisierten. Sein Schwert war an einem Ledergurt quer über die Brust geschlungen und hing an seiner linken Hüfte. Auf einen Dolch verzichtete er. Mit Waffengewalt würden sie hier ohnehin nichts erreichen können, aber das Schwert seines Vaters hätte er um keinen Preis der Welt zurückgelassen. Er hatte es geholt, als der Rand sich für eine Weile aus dem Dorf zurückgezogen hatte. Damals war er hingegangen, um das zu begraben, was von seinen Eltern geblieben war, doch er fand nichts – bis auf das Schwert. Davon hatte er Noréy noch nicht erzählt, und er wusste auch nicht, warum er ausgerechnet jetzt daran denken musste.

Sie erreichten eine Kreuzung und hielten im dichten Gedränge an. Ein Ochsenkarren kreuzte schwer beladen mit behauenen Marmorblöcken für die neue Mauer und kam nur langsam voran.

Odo sah sich zu ihnen um und hob nur einige Finger zu einem unauffälligen Zeichen.

Hier trennten sich ihre Wege. Während Odo mit Gorda und Inesa zu einem Gasthof reiten würde, führte Jahors und Noréys Weg sie zu ihrem alten Zuhause.

Er trieb sein Pferd an, um zu ihr aufzuholen. »Wie geht es dir?«, fragte er und konnte die Antwort an ihrem Gesicht ablesen. Sie konnte es kaum erwarten, ihrer Mutter endlich gegenüberzutreten. Doch was, wenn sie die Weberei aufgegeben, die Werkstatt verkauft hatte? Was, wenn sie weggezogen war oder der schier unendliche Kummer sie in ein verfrühtes Grab gerissen hatte?

All das stand in Noréys blauen Augen zu lesen. Da waren Tränen verborgen, die noch nicht entschieden hatten, ob sie vor Trauer oder Freude geweint werden wollten.

Jahor hätte sie jetzt so gerne im Arm gehalten, ihr die Stärke gegeben, die er selbst in einem Moment wie diesem sicher nicht gehabt hätte. Doch er konnte nicht einmal ihre Hand halten.

Sie straffte die Schultern und rang sich zu einem Lächeln durch. *Ja, ich bin bereit, ich schaffe es*, sollte es ihm bedeuten. Sie bewies eine bewundernswerte Stärke.

»Wir machen es ganz genau nach Plan«, sagte Jahor und sah nach den Straßennamen, die an jedem Abzweig an die Häuserwand geschrieben waren. Schon hatten sie das Weberviertel erreicht. Nun konnte es nicht mehr weit sein.

Bei einem winzigen Park, der nur aus einem Stückchen Wiese, Rosenbüschen und einem Tulpenbaum bestand, zog sie plötzlich ihren Schal über den Kopf und ließ sich aus dem Sattel gleiten.

Jahor nahm die Zügel ihres Falben und ritt weiter, als wäre nichts geschehen. Er war ein Handelsreisender auf der Suche nach einer Adresse, nichts weiter.

Noréy hatte ihm den Weg genau beschrieben, und so erreichte er nach kurzer Zeit ein lang gestrecktes Gebäude, das nur zu einem

Teil zweigeschossig war, dort, wo sich in der oberen Etage die Wohnung der Familie Incelo befand.

Durch schmale Fenster drang auch zu dieser frühen Stunde bereits das Rattern der Webstühle. Er stieg ab und führte die Pferde zu einem Balken, wo sie angebunden aus einem Wassertrog saufen konnten.

Jahor musste sich zwingen, nicht hektisch zu werden. Er schlug sich den Staub der Reise von der Kleidung, strich sich das Haar aus der Stirn und hoffte, dass sein Auftreten angemessen genug war.

Er klopfte, und beinahe sofort öffnete ein dunkelhaariger, schlaksiger Junge von ungefähr dreizehn Jahren. Ein Lehrling.

»Was wünscht der Herr?«

»Ich möchte mit der Dame Incelo sprechen. Ihre Weberei wurde mir empfohlen. Hier bin ich doch richtig?«

»Ja, sind Sie. Einen Moment bitte«, sagte der Junge und wirkte dabei noch aufgeregter, als Jahor sich fühlte. Seine flachen Schuhe klatschten über den Mosaikboden, dessen geometrische Oberfläche elegante Muster ins Innere des Hauses streckte.

Langsame, leise Schritte erklangen. Jahor straffte die Schultern und befeuchtete die Lippen. Sein Mund fühlte sich plötzlich ganz trocken an, und dann sah er sie und wusste sofort, dass er die richtige Frau vor sich hatte.

Noréys grazile Schönheit war die ihrer Mutter. Das seidige und doch schwere schwarze Haar, die großen, ausdrucksvollen Augen, die hier von Trauer umwölkt waren.

»Guten Morgen, junger Herr, wie kann ich dienen?«

»Mit einem Gespräch unter vier Augen«, sagte er prompt. »Sie wurden mir von einer gemeinsamen Freundin empfohlen.«

Irritiert wanderte ihr Blick über sein Gesicht, das für sie fremd anmuten mochte und durch die beiden Narben womöglich wie das eines Gauners wirkte. Er sah ihr die Zweifel an. Einen wie ihn wollte

sie nicht in ihrer Werkstatt haben, und erst recht nicht mochte sie allein mit ihm sein.

Doch Noréys Worte waren deutlich gewesen. Sie hatte ihm exakte Anweisungen gegeben, und daher öffnete Jahor mit einer raschen Bewegung seinen Umhang. Der schwere Filz rutschte auseinander und entblößte die bestickte Bauchbinde. Jahor strich zur Verdeutlichung mit der Hand darüber. »Verstehen Sie jetzt?«

Noréys Mutter keuchte erschrocken, presste sich die Faust auf den Mund und stützte sich am Türbalken ab.

»Kann ich vielleicht doch hereinkommen?«, wiederholte er seine Bitte leise.

Sie nickte nur und ließ ihn vorbei, dann lief sie voraus, an geöffneten Türflügeln vorbei, die einen Blick auf die Webstühle freigaben. Es waren viele, und an fast allen wurde gearbeitet. Es klapperte und rattete. In der Luft tanzte feinsten Staub.

»Ich habe einen Geschäftskunden und möchte nicht gestört werden«, rief die Dame Incelo. Ihre Stimme klang ein wenig brüchig, als hielte sie die Maskerade keinen Moment länger aus.

Sie wird dich in Vaters Geschäftszimmer bringen, aber du wirst darum bitten, dass ihr den Nachbarraum aufsucht.

Sie betraten ein Zimmer, das von einem großen Schreibtisch dominiert wurde. In hohen Regalen aus dunklem Holz reihten sich Bücher mit Jahreszahlen auf den Rücken, die Jahrzehnte zurückreichten.

In vergoldeten Rahmen waren prächtige Stickereien und komplexe Muster ausgestellt, die es in ihrer Schönheit mit Gemälden aufnehmen konnten.

Die Dame Incelo drückte die Tür ins Schloss und presste sich dann mit dem Rücken dagegen, als würde jeder weitere Schritt über ihre Kraft gehen. Dennoch schimmerte Hoffnung in ihren traurigen Augen.

»Meine Tochter«, wisperte sie.

»Noréy lebt. Es geht ihr gut.« *Sie ist von der Göttin Geedal berufen, sie ist womöglich die Weltenweberin, die Abrelis Schicksal in Händen hält.*

»Sie lebt«, wiederholte Noréys Mutter und presste eine Hand auf ihr Herz. »Wo ist sie?«

Jahor schüttelte den Kopf. Es tat ihm weh, es noch weiter herauszuzögern, doch wenn er sich eines geschworen hatte, dann war es, Noréy zu beschützen. »Ist es sicher hier? Wird das Haus beobachtet?«

Die Frau straffte die Schultern und blickte ihm ins Gesicht. Ihres war plötzlich hart und kantig, wie aus einem Stein gemeißelt, in dem die Trauer graue Narben hinterlassen hatte. »Wenn dein Spiel mit der Hoffnung eine List war, um hier einzudringen und mich zu berauben oder Lösegeld für mein einziges Kind zu fordern, dann wisse: Ich bin eine Frau, die nichts mehr zu verlieren hat.«

Jahor hob die Hand. Die Angelegenheit erwies sich als weit komplizierter als erwartet. »Noréy hätte mir ihr Kamarband nicht gegeben, um ihrer Mutter Angst zu machen. Bitte beantworten Sie meine Frage gewissenhaft.«

Sie suchte seinen Blick, schien an seinen Augen ablesen zu wollen, wie ernst es ihm war. Er konnte nur hoffen, dass sich ihr Grau nicht veränderte und noch mehr Zweifel säte.

»Anfangs, in den ersten Wochen, waren immer zwei Gardisten in der Straße. Manchmal stand auch ein Kerl in der Hintergasse, der offensichtlich nichts zu tun hatte. Doch das hat aufgehört. Seit Monaten war keiner mehr hier.«

»Niemand rechnet mehr mit ihrer Rückkehr, gut.« Jahor versuchte sich an einem aufmunternden Lächeln.

»Aber sie lebt?«

»Sie lebt, ja. Gehen Sie ins Nebenzimmer.«

»Woher wissen Sie...?« Die Dame Incelo erstarrte, als ihr schlagartig bewusst wurde, welches Spiel sie spielten. »Bei den Göttern,

bei den Göttern...« Sie begann hektisch, einen Schlüssel aus einem kleinen Etui zu fingern und Bücher aus einem Regal zu nehmen.

»Schließen Sie ab. Niemand soll dieses Zimmer leer vorfinden«, erinnerte er sie.

»Ja, ja, natürlich.« Sie verriegelte die Tür und wandte sich dann dem Regal zu, das kurz darauf aufschwang und den Blick auf eine Art Kammer freigab, in der offensichtlich die Reichtümer der Familie aufbewahrt wurden. Neben einigen Kisten, die vermutlich mit Münzen gefüllt waren, standen Regale voller Webmuster, einige davon sicherlich Hunderte Jahre alt.

Zur Außenwand hin erhob sich eine Metalltür, die von innen mit mehreren schweren Riegeln und Schlössern gesichert war.

Jahor wies mit dem Kinn dorthin. Noréys Mutter brauchte keine weitere Aufforderung. »Sie ist hier? Sie ist wirklich hier?«, wisperte sie unter Tränen.

Dann war die Tür endlich auf. Doch von Noréy fehlte jede Spur. Die Zeit verstrich Herzschlag für Herzschlag, einer schwerer als der nächste. Angst setzte sich als bleierner Klumpen in Jahors Kehle fest. War etwas geschehen? War Noréy von Gardisten erkannt und abgefangen worden?

Er drängte sich an ihrer Mutter vorbei und streckte den Kopf ins Freie. Die Hintergasse grenzte an eine Schuppenlandschaft. Lager reihte sich an Lager, dahinter stiegen mehrstöckige Wohnhäuser an. Dünne Zypressen ragten wie dunkelgrüne Speere gen Himmel, weil für ausladende Bäume in den beengten Verhältnissen einfach kein Platz war.

Dann endlich konnte er Noréys Silhouette hinter einem Kistenstapel ausmachen. Sie sah sehnsüchtig zu ihm hinüber, doch die Angst schien sie an Ort und Stelle zu halten. Wie von allein erwachte Jahors Schattenmagie und konzentrierte sich als kribbelndes Gefühl in seinem Arm. Eine falsche Bewegung von irgendjemandem dort draußen, und er würde ihn mit seiner grauen Klinge entzweiheuen.

Doch da war niemand sonst. Nur Noréy, und in ihren Augen schwamm eine große Unsicherheit. Sie hatte diesem Moment so sehr entgegengefiebert und all ihr Sehnen hineingelegt, dass ihr nun für den letzten Schritt die Kraft ausging.

Beinahe hörte er ihre Zweifel Wort für Wort. *Was, wenn sie nicht akzeptieren kann, was ich nun bin? Was, wenn sie mich hasst oder, noch schlimmer, wenn sie mich fürchtet?*

Jahor streckte die Hand aus. »Es wird schon, nun komm.«

Ihre ersten Schritte waren langsam und erzwungen, doch dann rannte sie die letzten drei und zwängte sich an ihm vorbei.

Jahor zog die Tür zu und verriegelte sie. Als er sich umdrehte, standen die Frauen voreinander. Beide weinten. Noréys Mutter strich ihrer Tochter so vorsichtig über die Wange, als erwartete sie, doch nur einen Geist vor sich zu haben. »Bei Orrothans Krähen«, wisperte sie, »du bist nicht in den ewigen Landen.«

»Nein, Mama. Ich lebe.« Und mit diesen Worten fiel Noréy ihr in die Arme, und sie ließen einander auf lange, lange Zeit nicht mehr los.

MAIGAR

Sie waren geritten, als wären die Dämonen der Jenseitswelt hinter ihnen her.

Maigar verstand noch immer nicht, was den Umschwung bei Raluca ausgelöst hatte, doch sie waren noch am Abend nach den ergebnislosen Verhandlungen aufgebrochen. Seitdem hatte er wenig Schlaf bekommen, hatte wohl viermal das Pferd gewechselt, und ihm tat alles weh. Besonders die Oberschenkel und Fußknöchel fühlten sich an, als wären sie in einen Mahlstrom geraten.

Raluca zog die Kutsche vor, doch von ihm wurde erwartet zu reiten. Und so ritt er wie ein Besessener hinter der Kutsche her, schluckte ihren Staub und dachte an Noréy.

Zugleich gingen ihm die Worte Torik ren Hulmes nicht aus dem Kopf. Maigar hatte ihm geglaubt, dass die Schattenbändiger einen Zauberer verfolgten, der die Hauptstadt mit Ungeheuern aus dem Wilden Rand angreifen wollte. Da war etwas in seiner Stimme und seinem Blick gewesen, das keinen Zweifel zuließ. Er wirkte bis aufs Äußerste entschlossen, die Menschen vor einem erneuten Blutvergießen zu schützen. Dass die Gardisten aus Arboressea ihn und seine Kameraden aufhielten, schien ihn fürchterlich aufzuregen. Doch er hatte sich im Griff.

Und Maigar hatte noch etwas gesehen, ganz gleich, wie sehr der Schattenritter es zu verbergen versuchte.

Torik ren Hulme kannte Noréy. Und er hielt es für möglich, dass sie und der Schatten, den Maigar vernichtet hatte, zusammengehörten.

Was Maigar zu einem weiteren Schluss brachte. Sie hatten das gleiche Ziel, was nur bedeuten konnte, dass Noréy ebenfalls der Hauptstadt zustrebte oder bereits da war, wenn sie auf dem grauen Drachen hingeflogen war.

Der Drache. Maigar konnte noch immer nicht begreifen, was es damit auf sich hatte.

Sie durchquerten das Südtor bei Sonnenaufgang. Sofort setzte sich eine Gruppe Gardisten an die Spitze und eskortierte Ralucas Kutsche zu ihrem Palast. Maigar, scheinbar vergessen, folgte. Er kannte das bereits. Für die meisten war er nur ein lästiges Anhängsel seiner Tante. Ein Wirker in Ausbildung, der erst dann vollen Respekt verdiente, wenn er für alle sichtbar das goldene Nhalys-Amulett um den Hals trug.

Als sie den Innenhof erreichten, sprang er sofort aus dem Sattel und wäre bald gefallen, so schmerzhaft und zugleich taub waren seine Beine nach dem langen Ritt.

»Führ ihn trocken«, wies er einen Stallburschen an und reichte ihm mit den Zügeln seines Pferdes auch eine halbe Silbermünze. Sobald Raluca ausstieg, war er an ihrer Seite. »Was soll ich tun, Tante?«

»Nimm ein Bad«, erwiderte sie süßlich. »Und stör mich in den nächsten Stunden nicht.«

Er schluckte die bittere Pille ihrer Ablehnung, zwang das Kinn hoch und marschierte in das Anwesen. Schnell und ruppig, denn sonst hätte er seinem Zorn in einem Schrei Luft gemacht und ihr vor dem gesamten Personal seine Meinung gesagt. Durch seine Unachtsamkeit ren Hulme gegenüber hatte er ihre Achtung erneut verspielt, doch das war ihm in diesem Moment ausnahmsweise unwichtig. Er hatte auf der Rückreise nur wenige Stunden Schlaf bekommen, aber es hatte gereicht, damit die Göttin ihm einen weiteren Traum schicken konnte. Darin stand Noréy mit erhobenen Armen vor dem Riss in der Welt, der in allen Farben schimmerte. Drei schemenhafte Figuren standen ihr zur Seite, als sie begann, mit eleganten Handbewegungen ein Netz aus Schatten zu erschaffen, ein dichtes pechschwarzes Gewebe, das sich nach und nach den Riss entlangfraß. Er war mit einem Schrei aufgewacht und hatte es seitdem selbst nicht mehr erwarten können, den Palast zu erreichen. Nun war ihm klar, wer Noréy war und warum er von ihr träumte. Warum sogar jemand wie Torik ren Hulme log, um sie zu schützen! Er musste seinen Verdacht nur noch überprüfen.

»Ein heißes Bad, und während ich warte, etwas zu essen, bitte«, trug er einer Magd auf, ließ sich aus den dreckstarrten Reitstiefeln helfen und lief nur auf Socken in die Privatbibliothek seiner Tante. Er war auf der Suche nach einem bestimmten Buch. Dem mit der Prophezeiung über die Heilung oder Vernichtung der Welt. *Abreliens Herz* hieß es.

Angeblich war es das Letzte seiner Art, die anderen waren im Rahmen der großen Reinigung alle vernichtet worden. Raluca

ahnte nicht, dass er wusste, wie der Gitterschrank zu öffnen war. Den Schlüssel gleich daneben in einem Kästchen aufzubewahren, war so einfach, dass es eine Beleidigung war, es überhaupt Versteck zu nennen.

Mit dem schweren Folianten unter dem Arm kehrte er in seine Räumlichkeiten zurück. Im Kamin prasselte ein frisch angefachtes Feuer, und auf einem Tisch befand sich eine üppige, wenngleich einfache Auswahl an Speisen. In der Küche hatte niemand damit gerechnet, dass die Hausherrin so bald zurückkommen würde, und so gab es zumindest für Maigar einen Eintopf aus Linsen, auf dem scharfer Blauschimmelkäse und kandierte Walnüsse schwammen, eine geräucherte Forelle, Rührei, frisches Gemüse und Obst neben Fladenbrot und kaltem Braten. Für Raluca sicher nicht tauglich, für sie wurden nun hektisch mehrere Gänge gekocht, aber auf der Nordfeste hatten sie an vielen Tagen weit ärmlicher gegessen als das, was im Haus seiner Tante zusammengekratzt wurde.

Maigar stürzte einen Becher Wasser hinunter und goss sich dann süßen Muskatwein ein, den er verdünnte.

Im Nebenraum wurde derweil eimerweise heißes Wasser herangeschafft und in eine Zinkwanne gegossen. Schon jetzt sehnte er sich mit jeder Faser seines Leibes nach der Hitze.

Doch erst einmal würde er dem Geheimnis auf den Grund gehen, das Raluca vermutlich so in Aufruhr versetzt hatte. Es musste mehr dahinterstecken als ren Hulmes Warnung vor einer dritten Partei. Sonst hätten Schattenbändiger und Arboressaner einen kurzfristigen Frieden vereinbart und alle gemeinsam nach dem Schattenmagier und seinen Bestien gesucht. So aber war der Großteil der Armee geblieben, während sich das Fürstenhaus Legián mit seinen engsten Vertrauten und einigen besonders starken Wirkern abgesetzt hatte.

Während Maigar durch das Buch blätterte und die Seiten überflog, verschwand Löffel für Löffel der köstlichen Suppe in seinem

Mund und besänftigte den Zorn, den jeder Gedanke an seine Tante unweigerlich hervorrief.

Er fragte sich, was er noch tun musste, um zu beweisen, dass er kein streunender Köter war, den man mit Füßen trat oder dem man allenfalls mal einen Brocken zuwarf, sondern ein Krieger. Ein angehender Meister unter den Wirkern. Ein Mann mit Ehrgeiz.

Weltenweberin. Dort stand es! Zwei Drittel des Buches waren uninteressant und beschäftigten sich mit der Geschichte Abreliens, bevor der Riss den Kontinent in zwei Teile zertrennt hatte. Dann fehlten einige Seiten. Sie waren sorgfältig mit einer scharfen Klinge herausgetrennt worden. Das mussten die sein, die den Krieg behandelten. Was danach folgte, war eine Sammlung von Weissagungen, die sich mit der Zukunft beschäftigten.

Die Weltenweberin und ihre Getreuen gebieten über die Schatten. Von Geedal erkoren, entscheiden sie die Schicksale Abreliens und seiner Menschen. Von hehrem Ziele erfüllt, bringen sie Dunkelheit über das Land.

Maigar ließ geräuschvoll den Löffel in den Teller fallen.

»Noréy ist die Weltenweberin!«, sagte er leise. Und da war auch der Beweis, dass er sich mit seinem Gefühl nicht irrte. Denn dort stand, dass sie hehre, gute Ziele hatte – aber die Dunkelheit würde sie dennoch über die Welt bringen!

Er musste sie aufhalten. Wenn sie bei ihm war, dann konnte sie die Prophezeiung nicht mehr erfüllen, oder? Er musste sie nur von ihren *Getreuen* trennen, um Abrelien vor der Dunkelheit zu bewahren. Er würde Noréy vor sich selbst beschützen und die Welt vor ihr! Wahrscheinlich sandte ihm das Schicksal genau deshalb diese Träume! Geedal wollte, dass er sie aufhielt, und vielleicht war es noch nicht zu spät, sie auf seine Seite zu holen. Der Schatten, den sie bei sich gehabt hatte, war winzig. Zwar lebendig und bereits erwacht, doch womöglich konnte er noch immer unter die Macht eines Sonnensteins gezwungen werden. Es würde ihr nicht gefallen,

aber vielleicht konnte er sie umstimmen. Wenn sie verstand, dass das Heil Abreliens davon abhing, würde sie die richtige Entscheidung treffen. Er an ihrer Stelle müsste da nicht lange überlegen. Und er würde jeden Schritt auf dem Weg zur Wirkerin gemeinsam mit ihr gehen. *Geedal, ich habe verstanden*, formulierte er in Gedanken und fühlte sich an der Idee wachsen. Endlich wusste er, was seine Aufgabe war.

»Maigar, Herr, das Bad ist bereit.« Die junge Magd verbeugte sich vor ihm.

Er erhob sich ruckartig. »Frenni, nicht wahr?«

»Ja, Herr.«

»Ich brauche einige mutige Soldaten, die mir helfen, ein Unglück zu verhindern. Es besteht keine Gefahr für sie, und ich bezahle gut.«

Ihr Gesicht hellte sich auf. »Mein Bruder und seine Kameraden. Ich lasse nach ihm schicken.«

»Können sie in einer Stunde bereit sein?«



NORÉY

Es war seltsam, an diesem vertrauten Ort zu sein und Tee zu trinken, als wäre nie etwas geschehen. Alles war gleich, und doch war auch alles anders.

Ihre Mutter sah zehn Jahre älter aus. Die Trauer hatte ihr mit scharfen Messern graue Falten in die blasse Haut gekerbt. Schatten unter den Augen, mehr noch als bei Noréys Ankunft, denn in den vergangenen Stunden hatten sie beide viel geweint. Sich in den Armen gehalten, geschwiegen und den schier unermesslichen Schmerz geteilt.

Aber da war auch das kleine Glück, einander wiederzuhaben, und es war so viel schöner, als Noréy es sich auszumalen gewagt hatte.

Jahor hatte sich nach einer Weile, in der er nur still dagesessen und seinen eigenen Erinnerungen nachgehungen hatte, verabschiedet. Er würde am späten Nachmittag zurückkehren, um sie abzuholen.

»Ein seltsamer junger Mann, der dich hergebracht hat«, sagte ihre Mutter nun. »Macht er dir Angst? Mir schon. Ich könnte ein paar kräftige Burschen bitten, ihn endgültig davonzuschicken.«

Nun musste Noréy sich doch ein Lächeln verkneifen. »Seltsam ist

er, aber Angst muss niemand vor ihm haben.« *Zumindest fast niemand*, ergänzte sie in Gedanken. »Jahor mag dir fremd vorkommen, womöglich auch kalt, aber das liegt nur daran, dass sein Schmerz noch gewaltiger ist als unserer. Er hat seine gesamte Familie verloren. Jeden Einzelnen. Und dennoch ist es ihm gelungen, meine Seele ein wenig zu heilen. Jahor gibt mir Kraft, Mama. Er ist den ganzen weiten Weg aus Sel Nedara nur für mich hergekommen ... und ... und ich habe ihn lieb.«

Hatte sie ihm das je gesagt?

Mutters Blick sprach auf jeden Fall Bände. »Noréy! So etwas will ich nicht hören! Die Trauer verwirrt dir Herz und Seele. Ich weiß doch genau, wie du dich fühlst. Allein dort draußen, ohne deine Familie. Du brauchtest jemanden, dem du dich anvertrauen konntest, das verstehe ich. Du hast dich an diesen jungen Mann geklammert, weil du niemanden mehr hattest, aber nun bist du hier, und wir haben uns. Er wird das verstehen, wenn er dich so schätzt, wie du sagst.« Sie drückte Noréys Hände und sah sie beschwörend an. »Zu welchem Volk gehört er überhaupt? Von den Waldleuten ist er nicht.«

»Das ist doch unwichtig. Wir sind nicht mehr im Krieg, Mama. Ich habe Freunde von Steppe und See.«

»Freunde? Auch das erscheint mir nicht richtig. Aber es ist doch etwas anderes, als sich an jemand wie ihn zu binden, dem das Anderssein aus dem Gesicht schreit. Niemand wird das ignorieren können. Der ganze Hass, der euch entgegenschlagen wird – das sollte niemand ertragen müssen, besonders du nicht, mein Mädchen. Du magst dein Herz für jemanden wie ihn öffnen, aber Abrelien wird es nicht. Wir sind Weber, keine Fürsten, über die vielleicht nur Böses geredet würde. Der Hass auf den Straßen ist größer, als du dir vorstellen kannst. Uns werden sie die Scheiben einschlagen und die Werkstatt anzünden. Wir sind ganz normale Leute, wir haben keine Macht, uns zu wehren.«

»Ach, Mama.« Noréy wurde die Kehle eng. In diesem Moment wünschte sie, dass es wirklich so einfach wäre. *Ganz normale Leute...* Was für eine Vorstellung, nie vom Schicksal ausgewählt worden zu sein.

Doch die Entscheidung der Göttin Geedal ließ sich genauso wenig abschütteln wie ein Feuerball. Ganz gleich, mit wie vielen Kleiderschichten man es bedeckte, es blieb.

Noréy wollte nicht mehr darüber nachdenken. Ihre Situation würde sich nicht ändern, und ihre Mutter würde in Sel Nedara alle Zeit der Welt haben, sich an Jahor zu gewöhnen. Wenn sie erst einmal erlebte, wie sich die Grenzen zwischen den Völkern auflösten, würde seine Herkunft keine Bedeutung mehr haben, davon war Noréy überzeugt.

»Du hast mir so gefehlt.« Sie stand auf, setzte sich dann neben ihre Mutter und drückte sie fest. »Wenn ich anders wäre, würdest du mich dann davonjagen?«

»Was meinst du mit anders? Du wirst immer unser Kind sein ... und Reytos Schwester. Immer.«

»Gut.« Mehr konnte sie wohl nicht verlangen. »Ich möchte, dass du es weißt, Mama.« Sie räusperte sich, weil ihr Mund plötzlich so trocken wurde, dass ihr beinahe die Zunge festklebte. Mit einem Schluck Tee wurde es besser. »Du weißt ja, dass ich damals den Kristall nicht geschluckt habe. Du hast mir selbst geholfen, es zu verbergen. Aber als ich aus der Stadt fliehen musste, weil die Gardisten mich sonst bestimmt umgebracht hätten, ist etwas geschehen.«

»Was ...« Ihre Mutter drückte erschrocken eine Hand auf ihren eigenen Bauch, wo der Stein, der sie angeblich vor allem Unbill bewahrte, verborgen lag.

»Er hat versagt. Seine Macht kam nicht mehr gegen meinen Schatten an.«

»Du musst Ängste ausgestanden haben, du Ärmste. Hat dein

Schatten sich gerührt? Wo ist der Stein? Versuch es gleich jetzt noch einmal. Wir können ihn vielleicht halbieren, dann wird es leichter.«

»Nein, Mama. Ich habe ihn fortgeworfen und ... und meinem Schatten würde es nicht gefallen. Du hast gesagt, in unserer Familie, besonders in Papas, wäre die Kraft besonders stark. Es liegt an unseren Ahnen. Sie waren Schattenweber.« Während Noréy noch sprach, zog sich der blasse Schemen zu ihren Füßen zu einem Klecks konzentrierter Schwärze zusammen, wölbte sich auf und wurde zu dem katzen großen Greif. Und wie eine Katze sprang er auf ihren Schoß und rollte sich dort zusammen.

»Nein!« Mit panisch aufgerissenen Augen rutschte ihre Mutter erst zur Seite und sprang dann auf. »Nein, nein, nein! So ein Ungeheuer hat deine halbe Familie ermordet, und du wagst es? Glaub nicht, dass ich nicht die Wahrheit kenne! Niemand auf der Straße glaubt noch die Mär von menschlichen Attentätern. Es war so ein Ding, genau so ein Ding da!« Sie presste sich neben der Tür gegen die Wand und war kurz davor, in kopfloser Panik davonzurennen.

Noréy reagierte sofort. Der kleine Greif löste sich in schwarzen Fäden auf und sank zu Boden. Zurück blieb ein gräuliches Flimmern, dann war auch das nicht mehr zu sehen.

»Das auf dem Marktplatz war kein Schatten, sondern eine Kreatur aus dem Rand. Er tut nichts. Komm zurück, Mama. Er ist fort.«

Der Brustkorb ihrer Mutter hob und senkte sich, als wäre sie so lange gerannt, bis sie zusammenzubrechen drohte. »Du musst einen Kristall schlucken«, sagte sie dünn, kam aber tatsächlich zurück und setzte sich mit größtmöglichem Abstand zu Noréy hin.

»Das werde ich nicht. Niemals. Mein Schatten beschützt mich. Und er wird auch dich beschützen, wenn du mit uns nach Sel Nedara kommst. Versteh doch, die Fürsten Arboresseas haben uns die ganze Zeit belogen. Ja, die Steine unterdrücken die Schatten, aber sie geben ihnen auch die Macht, jeden einzelnen Menschen zu finden wie Marionetten an langen Fäden. In Sel Nedara sind die Menschen

frei. Es gibt keinen Hass zwischen den Völkern. Du wirst lernen, mit deinem Schatten auszukommen, und dann kannst du am Tag nach draußen gehen, unter einem blauen Himmel. Die Wälder dort sind so wunderschön, Mama. Ich habe mich nie so frei gefühlt wie in den Wäldern und Bergen im Westen. Du musst mit mir kommen!«

»Was soll ich?«

Der Unglauben in ihrem Blick brannte auf Noréys Haut. Sie versuchte, es zu ignorieren. Mit der Zeit würde ihre Mutter verstehen. Und sie hätten alle Zeit der Welt, wenn sie erst einmal gemeinsam in Sel Nedara lebten.

»Du musst hier fort. In einigen Tagen, vielleicht auch nur Stunden, wird Arboressea erneut angegriffen. Und dieses Mal sind es so viele Schattenkreaturen, dass sie die Stadt dem Erdboden gleichmachen werden.«

Mutter war aschfahl geworden, dennoch schüttelte sie den Kopf. »Ich werde die Gräber meines Mannes und meines einzigen Sohnes nicht zurücklassen. Die Weberei fortführen, wie dein Vater es wünschte ... Ich habe es an seinem Grab geschworen.«

»Sie sind tot, Mama! Und wenn du nicht fortgehst, bist du es bald auch.« Noréys Stimme zitterte. Sie klammerte sich an der Lehne der gepolsterten Bank fest. So hart, dass ihre Nägel Kerben in das weiche Holz schnitten. »Ich will dich nicht verlieren müssen! Ich bin nur für dich hergekommen! Um dich zu holen. Nur deshalb!«

»Dann bist du umsonst hier, Kind.«

In diesem Moment wurden auf dem Flur schwere Schritte laut, gleich darauf wurde die Tür des Geschäftszimmers aus den Angeln gerissen, und zwei Gardisten stürmten herein. Sie fassten Noréys Mutter an den Schultern.

Sofort erwachte Noréys Schatten brodelnd zum Leben, gerade als ein dritter Mann das kleine Zimmer betrat. Seine linke Hand strahlte wie tausend Sonnen.

Maigar!

MAIGAR

Es muss niemandem ein Leid geschehen!«, rief Maigar und sah Noréy beschwörend an. Die war wie erstarrt. Der Schatten zu ihren Füßen verdichtete sich, die Oberfläche wurde von kleinen Wellen überrannt, als wäre es eine Wasseroberfläche, über die der Wind strich.

Ihre Mutter blieb stumm, statt um ihr einziges Kind zu kämpfen, und das war es wohl, was Noréy den Wind aus den Segeln strich.

»Was willst du von mir?«, fragte sie matt. »Wirst du mich jetzt auch töten lassen wie alle anderen, die gesehen haben, was auf dem Marktplatz wirklich geschah?«

»Nein. So etwas ist nie passiert, das entstammt deiner Fantasie, Noréy. Ein Albtraum, geboren aus Trauer.« Er wandte den Blick überdeutlich zu ihrer Mutter. Wollte sie wirklich, dass ihre letzte nahe Verwandte in Gefahr gebracht wurde?

Noréy verstand. Ihr Schatten verblasste.

»Ich will dich nur befragen, du bist bald zurück, versprochen.«

Sie reckte das Kinn vor. Selbst mit dem Mut der Verzweiflung war sie wunderschön. »Du hast schon einmal versucht, mich zu töten, Maigar Legién. Warum sollte ich dir glauben?«

»Weil du keine Wahl hast und ich dir mein Ehrenwort gebe. Komm.«

Sie kam. Er konnte kaum glauben, wie einfach es war. Er fasste sie mit der Rechten am Arm, nur zur Sicherheit. In der linken Hand hielt er sein Sonnenfeuer, das sich mit jedem verstreichenden Augenblick mehr wie Säure anfühlte. Er versuchte, das Zittern seiner Muskeln zu unterdrücken. Niemand durfte sehen, dass seine Magie nicht mühelos war, sondern ein steter Kampf gegen sich selbst.

Noréy so nahe bei sich zu haben, auch wenn sie gegen ihren Willen mit ihm kam, machte jede Pein erträglich. Er würde ihr alles erklären. Alles, was er herausgefunden hatte über sie und die Gefahr, die sie über Abrelien bringen könnte.

Er führte sie an dem Werkraum mit den Webstühlen vorbei, an glotzenden Arbeitern und der Magd, die ihn eingelassen hatte. Draußen wartete eine unscheinbare Kutsche.

»Einsteigen«, kommandierte er.

Noréy sah zurück, und Maigar tat es mit ihr. Sie wartete auf etwas. Vielleicht auf ihre Mutter, doch die kam nicht zur Tür, bat ihn nicht um das Leben ihrer Tochter.

»Bitte, Noréy, steig ein«, sagte er weicher. »In jedem Moment, den wir länger hierbleiben, wächst die Gefahr für deine Mutter.«

Sie setzte sich. Maigar nahm ihr gegenüber Platz. Sobald die Tür geschlossen wurde und die Kutsche anfuhr, erlosch sein Sonnenfeuer. Er rieb sich über den brennenden Handrücken, doch als er Noréys fragenden Blick bemerkte, zuckte er zurück und drückte den Rücken in die Kissen.

»Die Schattenkreatur vor drei Tagen auf dem Plateau, die gehörte zu dir, nicht wahr?«

In Noréys blauen Augen flammte Zorn. Sie nickte.

»Ist sie tot?«

»Nein, natürlich nicht. Solange ich lebe, existiert auch mein Schatten.«

»Das Große war auch dein Schatten? Nur ein Schatten?«

»Was dachtest du denn?«

»Eine Kreatur aus dem Rand«, gestand er. »Die du womöglich befehligt hast.«

»Eine solche Macht besitze ich nicht, die hat nur einer.«

»Der Schattenmagier, der Arboressea bedroht.«

Sie nickte niedergeschlagen, doch in Maigar wuchs die Hoffnung. Wenn sie nur ihren eigenen Schatten beherrschte, dann könnte sie

womöglich noch Wirkerin werden. Und eine Wirkerin, die konnte nicht zugleich Schatten weben, oder? Er würde Grimus fragen müssen.

Die eisenbeschlagenen Reifen der Kutsche ratterten über Kopfsteinpflaster. Allein der Klang verriet Maigar, dass sie bald die innere Lichtmauer erreicht hätten. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr.

»Was willst du von mir? Nicht meinen Tod, den hättest du schon eher haben können«, sagte sie nüchtern und berührte den feinen, verkrusteten Schnitt an ihrer Kehle.

»Ich will deinen Tod nicht, ganz im Gegenteil. Ich will dich schützen, dich und ganz Abrelien. Das Schicksal hat dich auf einen Kollisionskurs gesandt, indem es dich zur Weltenweberin machte. Doch ich bin bereit, alles zu tun, um das zu verhindern.«

»Was zu verhindern?«

»Das Ende der Welt, Noréy.« Kannte sie denn die Prophezeiung nicht?

»Du hältst mich also für die Weltenweberin?« Sie lachte trocken und ein wenig bitter. »Ich muss dich enttäuschen. Selbst wenn ich es wäre, ich bin nicht hier, um Magie zu wirken. Ich will nur meine Mutter zu mir holen, bevor ...« Sie stockte und sah ruckartig aus dem Fenster.

Sie ist also noch nicht auf dem Weg, ihre Bestimmung zu erfüllen, dachte Maigar erleichtert. Seine Aussichten wurden immer besser. Solange sie selbst noch zweifelte, blieb ihm etwas Zeit. »Bevor was?«, hakte er nach.

»Bevor der Purpurmann seine Kreaturen auf Arboressea loslässt. Aber wenn das passiert, bin ich längst fort.«

»Du bist hergekommen, um einen einzigen Menschen zu retten und den Rest der Stadt zu verdammen?«

»Nachdem ich beim letzten Mal sogar dazu zu feige war ... Ich fange klein an, Maigar. Doch wie es scheint, gelingt mir nicht einmal das. Meine Mutter denkt nicht daran, Arboressea zu verlas-

sen, besonders nicht mit ihrer Tochter, die sich als Ungeheuer der anderen Art entpuppt hat. Wie passend, dass du mich jetzt auch noch verhaftest und in irgendeinem Loch vergammeln lässt.« Sie seufzte, als hätte sie sämtliche Hoffnung verloren. »Erinnerst du dich an unsere erste Begegnung?«

»Natürlich, wie könnte ich die je vergessen?«

»Du hast mich gefragt, ob ich echt wäre, und dann versprochen, *Menschen wie mich* zu beschützen.«

»Und das will ich noch immer!«, sagte er im Brustton der Überzeugung.

»Auch wenn ich eine Schattenbändigerin bin?«

»Auch dann.«

»Du lügst. Ich weiß, was sie euch Wirker schwören lassen, und du hast es mir selbst auf dem Plateau gesagt. Jeden Schattenbändiger zu vernichten, jedes dunkle Wesen zu zerstören. So ist es doch?«

Maigar schluckte. »Ich habe den Eid noch nicht geleistet. Also, nicht den zweiten.«

»Noch nicht.«

»Nein, noch nicht.« Er hatte dem Tag entgegengefiebert, da er endlich in den Rang eines vollwertigen Wirkers erhoben werden würde. In seiner Familie hatte es nie ein anderes Ziel für ihn gegeben als dieses. Wer kein Talent für das Licht besaß, auf den wurde herabgesehen. Auch deshalb hatte sein größtes Ziel darin bestanden, vor Ralucas Urteil zu bestehen. Doch mittlerweile zweifelte er an ihren Entscheidungen und fragte sich, ob sie nicht ein doppeltes Spiel spielte.

Da sie scheinbar nicht vorhatte, ihn in nächster Zeit einzubeziehen, verfolgte er nun seine eigenen Ziele. *Klare* Ziele. Und wenn es gelang, würde er Noréy retten können und Abrelien zugleich einen großen Dienst erweisen. Sicher würde Noréy ihm diesen kleinen Überfall irgendwann, wenn er ihr alles erklärt hatte, verzeihen.

»Wo bringst du mich hin?«

»Zu meiner Familie und meinem Lehrer. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Er kannte den Klang des Kieses im Hof genau. In den Ställen wieherten Pferde den Rückkehrern zur Begrüßung zu, und das Gespann antwortete.

»Versprich mir, deinen Schatten nicht freizulassen«, beschwor er Noréy. Er wollte ihr nicht wehtun müssen.

»Das kann ich nicht.«

»Dann steig aus«, presste er zwischen den Zähnen hervor, und während sie ihm ahnungslos den Rücken zudrehte, rief er seine Lichtmagie. Für einen Moment übernahm der Schmerz sämtliche Gedanken. Ein Stachel wuchs in seinem Fleisch, wuchs und wuchs und fuhr Widerhaken aus.

Maigar unterdrückte ein Keuchen. Noréy hatte es nicht anders gewollt ...

JAHOR

Jahor hatte sich mit den anderen in der Herberge getroffen und gemeinsam mit ihnen gegessen. Es war ein schweigsames Mahl gewesen, das er zum allerersten Mal mit den Schülern Sel Nedaras an einem Tisch verbrachte.

Niemand machte einen Hehl daraus, dass sie ihn nur Noréy zuliebe duldeten. Sie war diejenige, die diese Allianz geschmiedet hatte, und ohne sie wusste keiner von ihnen so recht, mit den anderen umzugehen. Sobald er seinen Teller geleert hatte, war Jahor allein aufgebrochen.

Vermutlich zerrissen sie sich gerade das Maul über ihn, aber das berührte ihn nicht. Bis zur verabredeten Stunde trieb er sich herum

und sah sich die Stadt an. So wenig, wie es ihn anfangs hergezogen hatte, erlag er nun doch Arboressea, der Leuchtenden.

Regelmäßig legte er den Kopf in den Nacken, um an den verzierten Fassaden der marmorweißen Häuser hinaufzusehen. Über dem blendenden Weiß war Grau. Stets dasselbe, einförmige und fast völlig konturlose Grau des künstlichen Nebels. Es würde ihn krank machen, müsste er länger hierbleiben. Doch schon bald würde er wieder gehen können.

Ein, zwei Tage vielleicht – die Pferde konnten die Rast gut gebrauchen –, und sie wären wieder unterwegs. Mit Noréys Mutter im Schlepptau. Er freute sich für die beiden, doch so ganz konnte er sich nicht vorstellen, wie diese Reise verlaufen sollte. Würde die Dame Incelo versuchen, die halbe Weberei mitzunehmen? Karren voller Material? Ein Dutzend Arbeiter gar?

Er seufzte. Das war ein Problem, das sie später lösen würden. Bis dahin erkundete er Viertel für Viertel, verlief sich ein paarmal in den gebogenen Straßen, die sich alle ein wenig ähnelten, und musste sich durchfragen, um zur Weberei zurückzufinden. Schließlich klopfte er mit leichter Verspätung an das Tor.

Im Inneren wurden Stimmen laut. Menschen liefen durcheinander. Das war anders als vorhin. Die Webstühle hörte er auch nicht mehr klappern. Unruhig sah er sich um. Die Straße war leer bis auf einen Krämer, der seine Auslagen auf einem mit bunten Bändern und Glöckchen herausgeputzten Esel transportierte. Holzgeschirr und kleinere Kupferwaren bimmelten, klapperten und rapelten, während er vorbeizog, und einen Moment lang konnte Jahor nicht mehr hören, was im Inneren vor sich ging.

Nervös trat er von einem Bein aufs andere. Dann endlich wurde ein Riegel zurückgeschoben, und er sah in die geröteten Augen der Dame Incelo. Sie hielt sich kerzengerade und steif.

»Komm rein, schnell.« Sie fasste Jahor am Umhang und zertrte ihn an sich vorbei, dann verriegelte sie das Tor von innen.

Es fehlte nur wenig, dann hätte er rennen müssen, um sie auf dem Weg in das Hinterzimmer einzuholen. Auch hier schob sie die Tür zu, und Jahor bemerkte, dass diese sich nicht mehr ganz schließen ließ.

»Ihr hättet niemals herkommen dürfen!«, fuhr sie ihn an. »Jetzt habe ich mein Kind ein zweites Mal verloren! Das erträgt kein Mutterherz!« Sie rang japsend nach Atem, als würde sie ersticken. Zum Weinen schien ihr die Kraft zu fehlen.

Panik wusch wie eine glühende Woge durch Jahors Verstand, schien sämtliche Nervenenden zu verbrennen. Er fasste Noréys Mutter an den Schultern. »Was ist passiert?«

»Sie haben sie geholt!«

»Wer? Wer war es?«

»Gardisten. Und ein Wirker, ganz jung noch.«

»Wie sah er aus? Kennst du seinen Namen?« Jahor hatte schon einen Verdacht. Es gab nur eine Person, die wusste, dass Noréy nach fast neun Monaten heimgekehrt war. Es muss dieser Maigar gewesen sein. Oder Noréys Freunde waren nicht das, was sie zu sein vorgaben.

Noréys Mutter verkrampfte unter seinem harten Griff.

»Wer?«, fuhr er sie noch einmal an. Zugleich wurde ihm bewusst, was er tat, und er zwang sich dazu, locker zu lassen. Die Frau traf keine Schuld. Er trat zurück und hob beschwichtigend die Hände.

»Eindeutig einer vom Wasservolk. Dunkelbraunes, lockiges Haar, fein gekleidet wie aus höherem Haus. So etwas erkenne ich.«

»Trug er einen goldenen Nhalys?«

Sie schüttelte den Kopf. »Silbern.«

Also war seine Ausbildung noch nicht beendet.

»Noréy ... Meine Noréy, sie kannte ihn, und er kannte sie.«

Das war die Bestätigung: Es musste Maigar sein. »Dieser Dreckskerl! Er wird sie nicht bekommen.«

Nun hielt ihn Noréys Mutter fest. »Was tun sie mit ihr? Was wer-

den sie meinem Mädchen antun? Er sagte, er will sie beschützen, ihr Fragen stellen. Für einen Moment habe ich es ihm geglaubt, ich ...«

Sie hätte es womöglich verhindern können, fuhr es ihm durch den Kopf. Mit einem Schlag erlosch sein Mitgefühl. »Sie vernichten jeden Schattenbändiger«, fuhr er sie an.

»Aber meine Noréy ist doch kein ...«

»Doch, genau das ist sie! Ihr Schatten ist nicht nur erwacht, er ist auch einer der mächtigsten, die ich je gesehen habe. Vielleicht ist es schon zu spät.«

Er ließ sie stehen, rannte durch den Flur, kämpfte mit den Riegeln am Tor und warf sich dann mit der Schulter gegen die Tür. Taumelnd erreichte er die Straße und begann zu rennen.

Jahor kümmerte nicht mehr, ob die Leute ihm hinterherstarrten oder Gardisten auf ihn aufmerksam wurden. Sollten sie doch kommen! Sie würden es allesamt bereuen.

Erst hatte er sich allein auf die Suche machen wollen, dann siegte die Vernunft. Er brauchte die anderen, zu viert könnten sie eine deutlich größere Fläche absuchen.

Als er nun durch die Tür des Herbergszimmers stürmte, klopfte ihm das Herz bis zum Hals, Haar und Kleidung klebten ihm an der Haut. »Sie haben Noréy! Die Wirker haben Noréy geholt!«

Inesa, die Hände noch in einem Waschzuber, stieß einen Schrei aus und war sofort bei ihm. Odo schloss die Tür. »Leise! Was ist passiert?«

NORÉY

Eine solche Pracht wie in diesem Palast hatte Noréy noch nie mit eigenen Augen gesehen, und wäre da nicht eine nagende Stimme in ihr gewesen, die ihr sagte, dass es auch das Letzte war, was sie in ihrem Leben zu sehen bekäme, hätte sie sich wohl noch deutlich neugieriger umgeschaut.

Maigar hielt den ersten Teil seines Versprechens und hatte sie nicht in eine kalte graue Zelle sperren lassen. Ganz im Gegenteil.

Sie befand sich im Palast der Familie Legiën, einem der prächtigsten Bauten ganz Arboresseas hoch auf dem Hügel Dohlis, der wie ein flacher Kegel über der Stadt thronte.

Maigar hatte sie in seine privaten Räumlichkeiten gebracht und die Tür verriegelt. Davor standen zwei Wachen, die wohl ebenfalls zum ersten Mal hier waren und sich leise unterhielten.

Noréy suchte alles nach einem zweiten Ausgang ab, doch es gab nur die eine Tür. Von den Fenstern aus ging es drei Etagen in die Tiefe, aber sie ließen sich ohnehin nicht öffnen. Wie ein eingesperrtes Tier lief sie auf und ab, über einen dicken, wunderschönen Teppich auf ein kleinteiliges Mosaik und zurück.

Auf einem großen Kirschholzschreibtisch stapelten sich kostbare, teils uralte Bücher aus einer Zeit vor und direkt nach dem Großen Krieg, aber auch modernere über Wirker magie, Strategie und Politik.

Eine filigrane Wand aus Holz trennte den Wohnbereich vom Schlafbereich. Die Schnitzereien bestanden aus unzähligen ineinander verschlungenen Meereswogen, die mehr Lücken schufen, als sie verdeckten.

Es gab eine gepolsterte Bank und passende Sessel. Auf dem

Tischchen davor standen eine Auswahl kalter Speisen, Wein und Wasser.

Noréy hatte nichts davon angerührt, auch wenn Maigar es für sie hatte herbringen lassen.

In einer ständigen fließenden Bewegung glitt ihr Schatten durch ihre Hand. Er weigerte sich, in der zweiten Dimension zu verharren, und drängte sich nun als schwarze, nebelige Schlange zwischen ihren Fingern hindurch. Noréy schien es, als wäre er zu eigenen Gefühlen fähig und seine Angst fast noch größer als ihre.

Die Hoffnung, Maigar wollte sie tatsächlich nur befragen, teilte er nicht.

»Wenn sie kommen, musst du verschwinden«, wisperte sie.

In der Nebelschlange funkelte es wie Wetterleuchten in einer mondlosen Nacht. Unheimlich, fern und ohne den Hauch eines Donnerrollens. Dann fiel sie schlagartig zu Boden.

Draußen wurde ein Schlüssel ins Schloss gesteckt.

Sie kamen!

Noréys Schatten sah so harmlos aus wie irgend möglich. Sie hatten beide gesehen und am eigenen Leib gespürt, was die Wirker anrichten konnten. Zwei Tage waren nötig gewesen, um sich davon zu erholen. Wenn sie auch nur den Hauch einer Chance haben wollte, eines der Fenster aufzubrechen und davonzufliegen, dann durfte ihr Schatten nicht verletzt werden.

Maigar trat als Erster ein, die linke Hand in gleißendes Licht gehüllt. Die blendende Helligkeit machte es schwierig zu sehen, was hinter ihm geschah.

Noréy zwang sich, den Kopf nicht abzuwenden, und kniff die Augen zusammen, doch erst als die Lichtintensität abnahm, konnte sie die Frau erkennen, die hinter ihrem Entführer das Zimmer betrat.

»Lasst uns allein«, wandte sie sich an die Gardisten. Ihre befehlsgewohnte, für eine Frau tiefe Stimme ließ keinen Raum für Zweifel.

Wie auch Maigar hatte sie den warmen, honiggoldenen Hautton der Wasserleute, doch bei ihr wirkte er wächsern und ungesund. Das vogelartige Gesicht mit dem spitzen Kinn drückte Missfallen aus, doch das tat es vermutlich immer. Dennoch erkannte Noréy eine gewisse Ähnlichkeit zu Maigar. Als junge Frau musste sie eine Schönheit gewesen sein, und hätte sie ihr braunes Haar nicht so streng nach hinten gezwungen, wäre sie es vermutlich noch immer gewesen.

»Das ist sie. Noréy Incelo. Ich wollte Meister Grimus zu ihr befragen, Tante, und hätte es gerne getan, bevor ich sie dir vorstelle«, sagte er mit leicht gereiztem Ton, dem Noréy anmerkte, dass etwas in seinem schönen, kleinen Plan gehörig schiefgegangen war. Das war nicht gut. So wenig, wie sie mit ihrer Entführung einverstanden war, hatte Maigar zumindest den Eindruck vermittelt, dass es ihm mit seiner Erklärung ernst war. Nun leuchtete seine Magie blasser und blasser. »Sie wird nicht versuchen, uns anzugreifen. Ich habe versprochen, dass ich sie zu ihrem Schutz hergebracht habe, aber das kannst du sicher besser erklären, Tante.« Er neigte den Kopf. Nur ein wenig, aber der Respekt, den er ihr entgegenbrachte, war nicht zu übersehen. »Noréy, dies ist Raluca Legién.«

Sie stand wie angewurzelt da und musterte die Frau, die womöglich über ihr Schicksal entscheiden würde. Eine, deren Name selbst von den mächtigsten Männern der Stadt nur mit größtem Respekt genannt wurde. Es gelang Raluca, Noréy von oben herab zu taxieren, obwohl sie einen halben Kopf kleiner war. »Das soll sie sein? Die wiedergeborene Schattenweberin? Die Zerstörerin der Welt?«

»Ich habe nicht vor, irgendetwas zu zerstören!«, protestierte Noréy, doch was überzeugend klingen sollte, geriet dünn und feige, als versuchte selbst ihre eigene Stimme, sich zu verkriechen. Dass sie zudem überhaupt keine Vorstellung hatte, wie Schattenweberei funktionierte, würde sie dieser Frau nicht zusätzlich auf die Nase binden.

»Deshalb musst du hierbleiben, Noréy«, sagte Maigar nun, und das Licht verschwand vollständig von seiner linken Hand. »Wenn du dich nicht mit den anderen Schattenbändigern aus der Prophezeiung zusammentust, dann kann sie auch nicht wahr werden. Der zweite Krieg wird verhindert, und du ... du bist bald wieder frei. Dein Schatten steht noch am Anfang seiner Entwicklung. Meister Grimus wird dir helfen können, ihn zu bezwingen, damit er mit seiner Kraft das Licht nähren kann.« Seine Jadeaugen leuchteten, als glaubte er selbst an den Unsinn, den er da erzählte.

Dachte er wirklich, er könnte es mit der Göttin Geedal aufnehmen und die Zukunft ändern, indem er ein Mädchen entführte und es für ein paar Tage oder Wochen in seinem Zimmer einsperrte?

Noréy musterte Raluca. Sie hatte anderes vor, darüber trog auch ihr Lächeln nicht hinweg. »Ihr beide werdet viel Zeit haben, über all das zu sprechen, Noréy Incelo. Denn du wirst in der Tat hierbleiben.«

Sie ging zu dem Tisch, auf dem das unangerührte Essen stand, und goss Wein in drei Gläser. Dann reichte sie je eines an Maigar und Noréy. »Willkommen auf meinem Anwesen.« Sie stieß ihr Glas gegen Noréys und trank.

Der Wein war schwer und süß. Einer, der zu Kopf stieg. Maigar trank sein Glas in einem Zug halb leer, als wollte er damit seine sichtliche Aufregung besänftigen.

»Wie lange soll ich hierbleiben?«

»Das kommt darauf an«, erwiderte Raluca lauernnd.

»Worauf? Kann ich nicht einfach schwören? Ich verspreche, nicht zu kämpfen. Ich will nur meine Mutter aus der Stadt holen, bevor ...« Sie biss sich auf die Zunge.

»Bevor was?«

»Nichts.« Noréy klopfte das Herz, als wollte es ihr aus der Brust springen. Sie hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen. Von dem Wein wurde ihr schwindelig oder flau, vielleicht auch beides.

Raluca Legiën schien ihr allein mit ihren Blicken die Haut vom Körper zu ziehen.

Das Pulsen in ihrem Hals schwoll an, klebte wie nasses Leder. Sie bekam keine Luft mehr.

Noréy wollte Halt an einem Sessel suchen und griff ins Leere. Nur Maigar war es zu verdanken, dass sie nicht fiel, sondern sich setzen konnte. »Mir ist schlecht.«

»Das wird schon.« Ralucas Lächeln verschwamm vor ihren Augen. »Zurück zu dir. Wen erwartest du in Arboressea?«

»Den Purpurmann.« Erschrocken presste sich Noréy die Hand auf den Mund. Hatte sie das gerade wirklich gesagt? Wie konnte sie nur? Es konnte nur einen Grund dafür geben. »Der Wein ist vergiftet!«

Raluca lächelte süßlich. »Nein, Kind, das Gift war in der Luft, während du gewartet hast. Der Wein ist erstklassig. Zurück zu deinem Purpurmann, warum fürchtest du ihn?«

Noréys Kopf kippte schwer zur Seite, sie kämpfte darum, ihn wieder aufzurichten, und sackte stattdessen tiefer in den Sessel. Ihre Zunge fühlte sich schwer und pelzig an, als würde sie ihr jeden Moment im Mund festkleben. Dennoch sprudelten die Antworten nur so aus ihr heraus.

»Er bringt wilde Kreaturen aus dem Rand her, er will alle umbringen, er ...« Sie verlor den Faden.

»Was hast du mit ihm zu schaffen?«

»Ich habe ihn gesehen, als er auf dem Markt die Kreatur freiließ. Sie hat meinen Vater und meinen Bruder getötet.«

»Machen die Schattenbändiger gemeinsame Sache mit ihm?«

»Nein! Sie wollen ihn aufhalten!«

Das schien Raluca aus irgendeinem Grund nicht zu überraschen. Aber warum fragte sie dann?

»Bist du die prophezeite Schattenweberin?«

»Andere sagen das. Ich ... Ich weiß es nicht.«

»Sind deine Gefährten auch in der Stadt?«

»Ja.« Noréy riss die Augen auf, denn sie drohten zuzufallen.

»Wo, wo sind sie?«

Das Zimmer verschwamm. Ralucas Stimme wurde schriller und rückte zugleich weiter und weiter in die Ferne.

Noréy hätte antworten und ihre Freunde verraten können. Sie brauchte all ihre schwindenden Sinne, um es nicht zu tun.

Maigar rief ihren Namen. Da war Panik in seiner Stimme.

Er fürchtete um sie, doch sie selbst spürte nichts mehr.



MAIGAR

Noréys Kopf fiel nach vorn. Raluca nahm ihr seelenruhig das Weinglas aus der Hand, bevor es herunterfallen konnte, und stellte es auf dem Tisch ab. »Gut gemacht, Maigar. Ich denke, ich habe dich doch unterschätzt.«

Ihr Lob, das ihm sonst alles bedeutet hatte, schmeckte wie bittere Galle. Er wollte es nicht, nicht dafür. Sie hatte viel zu früh von Noréys Anwesenheit erfahren, hatte ihn abgefangen, als er aufbrach, um Grimus zu holen. Sein alter Lehrmeister sollte untersuchen, ob Noréy zur Wirkerin taugte. Er wollte ihr direkt eine neue Zukunft eröffnen, wenn er erneut mit ihr sprach. Sicher wäre es ihr viel leichter gefallen, seine Sicht zu verstehen, wenn er ihr eine Perspektive gab, die auch Sicherheit für ihre Familie bedeutete.

Doch er hatte nicht damit gerechnet, dass der alte Diener, der im Hof Rüben geschält hatte, sofort zu seiner Tante eilen würde. Raluca hatte ihn im Treppenhaus erwischt. Von da an war ihm keine andere Wahl mehr geblieben, als sie einzuweihen. Es war alles gehörig schiefgegangen. Sein Versprechen an Noréy war gebrochen. Jetzt musste er dafür sorgen, dass es bei diesem einen Unglück blieb, und Raluca auf eine andere Fährte setzen.

Hektisch durchmaß er das Zimmer mit großen Schritten. »Torik ren Hulme sprach also die Wahrheit, Tante. Arboressea wird in nächster Zeit angegriffen. Du musst einen Boten schicken. Sie sollen alle Wirker zurückrufen. Diejenigen, die in der Stadt geblieben sind, müssen sofort in Alarmbereitschaft versetzt werden! Noréy kann hierbleiben, bis es vorbei ist.«

»Maigar. Bleib stehen. Hast du dich den gar nicht im Griff?«

Er merkte erst jetzt, dass er hektisch hin und her gelaufen war. Raluca rührte sich nicht. Ihr Blick ging zu Noréys Füßen, wo sich ein handtellergroßer, schwarzer Flecken wütend kräuselte.

»Erstauslich«, murmelte Raluca. »Schade um das Talent.«

»Schade?« Ihr Tonfall gefiel ihm nicht. »Grimus könnte sie zur Wirkerin ausbilden. Es wird hart, weil ihr Schatten erwacht ist, aber Noréy wird es überstehen und triumphieren.«

»Dieses Mädchen hat dich ja vollkommen um den Finger gewickelt, Maigar. Wirkerin, dass ich nicht lache.«

»Die Göttin hat mir die Träume nicht ohne Grund gesandt. Es ist eine Warnung. Ich soll sie von ihrem Weg abbringen, da bin ich sicher.«

Ralucas Kopf zuckte verneinend. »Sie wird ihre Rolle noch zu spielen haben. Die Göttin mag sie vielleicht auch aus diesem Grund zu uns geschickt haben. Wenn die Kreaturen gewütet und die Wirker von der See in Arboressea Heldentaten vollbracht haben, werden wir einen Sündenbock brauchen, den wir dem Volk präsentieren können, damit es Ruhe gibt. Was liegt da näher als eine Schattenbändigerin, die sich hier auskennt und praktischerweise monatelang verschollen war? Wir werden ihr erlauben, auf dem Schafott ein wenig Magie zu wirken, damit wirklich jeder weiß, dass sie einen lebendigen Schatten besitzt, und dann ...«

»Du willst sie töten? Auch sie?«, keuchte Maigar fassungslos. »Ich verstehe ja, warum du die alten Schattenritter besiegen willst. Aber Noréy hat den Riss in der Welt nicht verursacht! Sie ist unschuldig!«

»Schuld, Unschuld, wer weiß das so genau? Wenn sie tatsächlich Geedals Schattenweberin ist, dann tue ich den Völkern von Abrellien einen Gefallen. Noréy Incelo wird nie die Gelegenheit erhalten, Heilung oder Zerstörung zu bringen. *Gar nichts* wird sie bringen.«

Maigar ergriff Ralucas Hand. »Nein, Tante, ich flehe dich an, verschone sie!«

»Da ist sie wieder, die Weichheit deines Familienzweiges. Deine Eltern haben dich hergeschickt, damit ich sie dir austreibe und dich strategisch denken lehre. Reize mich nicht, Maigar, oder *du* wirst es sein, der Noréy Incelos Seele den Göttern übergibt.«

Sie fixierte ihn aus kalten Augen. Ein falsches Wort noch, dann würde sie ihn zum Henker ernennen. Also schwieg er verbissen und versuchte, Raluca nicht sehen zu lassen, dass er zum ersten Mal nicht gehorchen und duckmäuserisch davonschleichen würde. »Was geschieht nun mit ihr?«

»Wir haben ein Zimmer für besondere *Gäste*.«

Sie meinte das mit den vergitterten Fenstern und der Eisentür im Westflügel. Er nickte, als kümmerte es ihn nicht weiter. »Und die Schattenbestien?«

»Sollen kommen. Schlagen wir jetzt Alarm, machen wir uns nur verdächtig. Denk dran, es waren die Fürsten von Ebene und Wald, die darauf gedrängt haben, die Schattenbändiger weit vor der Stadt aufzuhalten, sobald unsere Spione davon erfahren haben. Es wird ihnen angelastet werden, dass Arboressea schutzlos war, nicht uns.«

Jetzt erinnerte Maigar sich wieder, dass sein Volk anfangs gleich viele Wirker ins Feld geführt hatte wie die anderen, obwohl die von der See derzeit im Rat die Mehrheit besaßen. Und die Besten unter ihren Wirkern waren dann auch noch mit ihnen in die Stadt zurückgekehrt.

Ihm kam ein schrecklicher Verdacht. Und das winzige Lächeln, das sich auf Ralucas frostige Miene schlich, war wie eine Bestätigung. Sie hatte das alles geahnt!

Deshalb hatte sie ihre besten Wirker von der Front abgezogen, deshalb hatte sie sich bereitwillig einverstanden erklärt, dass alle drei Völker gleichberechtigt auftraten, und Wald und Ebene am Ende sogar den Vortritt überlassen. Wenn das Scharmützel mit den Schattenrittern vorüber war und die Bestien ihr Blutbad verübt hatten, würden die Fürsten von der See als stärkste Kraft und alleinige Herrscher über Arboressea daraus hervorgehen!

Und Noréy war die letzte, fehlende Figur in ihrem makabren Spiel.

Zwei Gardisten hatten Noréy fortgebracht. Sie trugen ihren leblosen Körper zwischen sich wie ein Ding. Und Maigar waren die Hände gebunden. Er war sich sicher, dass Raluca ihn beobachten ließ. Sie traute ihm genauso wenig wie er ihr. Viel zu offen hatte Maigar gezeigt, dass Noréy ihm etwas bedeutete, wenn er auch nicht genau wusste, was.

Nun saß er an seinem Schreibtisch und rieb sich mit den Händen über das Gesicht.

Was war nur in ihn gefahren, dass er geglaubt hatte, Noréy tatsächlich nur für eine Befragung herbringen zu können? Wie hatte er sich einbilden können, er würde sie innerhalb weniger Tage davon überzeugen, dass ihr Pfad, Abrelien vom Schattenfluch zu befreien, der falsche war? Dass das Risiko zu groß war, weil die Gefahr drohte, dass dieser hoffnungsvolle Weg zur endgültigen Vernichtung der Welt führen konnte?

Und dann die Vorstellung, Seite an Seite mit ihr auf der Lichtmauer zu stehen und Magie zu wirken – was dachte er sich denn nur? Wo kamen diese Träume her? Waren sie vielleicht doch nur das Produkt seiner seltsamen Sehnsucht nach ihr?

Lichtwirkerin. War das wirklich ein besseres Schicksal? Nachdem er endlich Ralucas wahres Gesicht gesehen und die klebrigen Spinnfäden ihrer Pläne durchschaut hatte, war er nicht mehr so

überzeugt, dass die Wirker wirklich die Guten in dieser Geschichte waren.

Schließlich wollten die Schattenbändiger die Kreaturen aufhalten, während Raluca sich in die Zuschauerränge zurückzog, als wäre dies alles nur ein Theaterstück, an dem sie keinen Anteil hatte. Wie viele Fürstenhäuser von der See mochten mit ihr gemeinsame Sache machen? Einige? Alle gar?

Wenn er weiter hier herumsaß, würde er noch vor Schuldgefühlen wahnsinnig werden. Er konnte nicht einfach tatenlos abwarten, bis Raluca nicht mehr in seine Richtung sah. Und doch musste Zeit verstreichen, bevor er etwas versuchte. Warum sich also nicht nützlich machen?

Er rieb sich über die linke Hand. Training hätte ihn abgelenkt, doch er durfte seine Magie nicht verbrauchen, indem er auf Strohmänner feuerte. Wenn die Schattenbestien über Arboressea kämen, würde er bestimmt nicht hinter sicheren Mauern ausharren, bis alles vorüber war. Er nicht!

Seine geistigen Kräfte ermüdeten nicht so schnell. Er würde in den Turm der Wirker gehen und sehen, was er tun konnte.

Er zog seinen Mantel an, hielt auf dem Weg zur Tür inne und kehrte noch einmal zurück, um seinen Schwertgurt zu holen. Vielleicht würde er die Waffe heute brauchen.

Der Flur war verlassen, doch während er noch die breite Haupttreppe hinunterlief, meinte er, aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrzunehmen. Er hatte gehofft, sich in Raluca zu täuschen, aber sie erfüllte bedauerlicherweise seine Erwartungen. Er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, und verließ das Anwesen durch eine breite Flügeltür.

Der Hof war schnell durchquert, und schon hielt er auf die innere Lichtmauer zu, trabte die Stufen hinauf. Sein Verfolger würde nun ins Schwitzen geraten, fürchten, er könnte Maigar verlieren, falls der entschied, gleich auf der anderen Seite wieder abzusteigen.

Doch Maigar hatte nicht vor, sich verdächtig zu machen, ganz im Gegenteil. Er lief zügig auf der Mauerkrone entlang und merkte, wie sich ein Teil seiner Anspannung durch die Bewegung löste. Die frische Luft tat gut, wenngleich ihn der graue, künstliche Nebel bedrückte, nachdem er einige Tage außerhalb der Stadt verbracht hatte. Aber im Gegensatz zu ihm hatten die meisten Menschen hier keine Wahl. Sie mussten stets im künstlichen Dämmerlicht leben, wenn sie keinen hohen Blutzoll an die Schattenwelt entrichten wollten.

Der Turm der Wirker war nun nicht mehr weit. Maigar hielt an, um die Viertel zu mustern, die sich wie Blätter einer Blüte bogenförmig ausbreiteten. Alles war ruhig, und doch war da dieses nagende Gefühl, dass ein großes Unheil bevorstand.

Raluca wollte es einfach geschehen lassen und den folgenden Aufruhr nutzen, um die alte Ordnung zu zerstören.

Doch das würde er nicht zulassen ... hoffte er.

Sein Verfolger hatte nun wieder aufgeholt und lief in sicherem Abstand hinter ihm her. Er würde sich auf eine lange, öde Wartezeit einstellen müssen.

Maigar rief sein Licht herauf, nur ein winziges bisschen, und drückte die linke Hand gegen die Tür. Ein magisches Flirren huschte über das Holz, dann sprang das Schloss auf.

Zügig stieg er eine lange steinerne Wendeltreppe hinauf. Wie meist, so fand er hier auch heute seinen Lehrmeister Grimus vor. Nun würde er ihn nicht mehr bitten, Noréy zu prüfen. Mit keinem Wort würde er sie noch erwähnen.

»Junger Herr, ich bin erfreut, dich zu sehen.«

»Ich würde gerne für einige Stunden meine Dienste zur Verfügung stellen.« Maigar verneigte sich.

»Das höre ich immer gerne. Berlok ist schon seit dem Morgen hier und könnte eine Pause brauchen, er kontrolliert den südlichen Bereich.«

»Ich übernehme.« Maigar machte sich sofort auf den Weg. Ausgerechnet den Süden. Besser hätte er es nicht treffen können. Im Süden lag das Gerberviertel, und mit etwas Glück würde er die anderen drei Auserwählten der Prophezeiung in dieser Richtung finden können. Der Krieger mit dem grauen Drachen musste einer von ihnen sein.

Er betrat das viertelrunde Zimmerchen, in dem Berlok arbeitete. Der leicht pummelige Wirker mit der Halbglatze saß in einem Sessel, die Arme reglos auf den Lehnen, den Kopf im Nacken. Feine Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Sein Gesicht wirkte angestrengt.

Maigar räusperte sich und legte ihm dann die Hand auf die Schulter. »Ich komme zur Ablösung.«

Der Wirker schlug die Augen auf, die für einen winzigen Moment aussahen, als wären sie mit einem gräulichen Schleier überzogen. Der Eindruck der Blindheit verschwand sofort. Er erkannte Maigar, erhob sich ruckartig und verneigte sich sofort wieder. »Junger Herr Legián.«

»Keine Umstände, Berlok. Was gibt es zu berichten?«

»Dort ist etwas. Niemand, dessen Schatten erwacht ist, das nicht. Doch es erscheint mir wie ein Misston in einer sonst perfekten Melodie. Anders lässt es sich nicht beschreiben.«

»Eine Quelle oder mehrere?«

»Es tut mir leid.« Berlok zuckte mit den Achseln, verneigte sich wieder und zog sich in Richtung Tür zurück. »Vielleicht hast du mehr Erfolg.«

»Ich bemühe mich.« Maigar ließ sich in den Sessel fallen, der auf unangenehme Weise warm und ein wenig klammfeucht von seinem Vorgänger war, und schloss die Augen.

Die viele Zeit, die er damit verbracht hatte zu lernen, wie er seine Gedanken aussperrte und einzig Magie verwendete, um nach außen zu horchen, zahlte sich nun aus.

Trotz seiner schier überwältigenden Schuldgefühle schlug sein Herz bald ruhiger, verschwand Noréys Antlitz aus seinem Bewusstsein.

Um ihr zu helfen, musste er sie für eine Weile vergessen.

Die Magie der schwarzen Steine war wie tausend Fäden. Als wäre er ein Puppenspieler mit Marionetten ohne Zahl. Doch das reichte nicht. Er musste alles Gewöhnliche herausfiltern, was ihm die Verbindung zu den Steinen der Arboressaner lieferte. Feiner und feiner wurde sein Sieb. Er bemerkte einige Schwankungen in der Magie, Schatten, die sich gegen die Macht der Steine auflehnten und doch nicht stark genug wurden, um ein Eigenleben zu entwickeln.

Manchmal wurden die Menschen unvorsichtig, nutzten zu grelle Lichtquellen oder traten nicht in den Schatten, wenn es die Sonne doch einmal für wenige Augenblicke durch den künstlichen Nebel hindurchschaffte.

Eigentlich hatten sie auch dann nichts zu befürchten. Sie ahnten nicht einmal, dass ihre Schatten kurz erwachten und versuchten, Kraft zu tanken, die ihnen die Steine sofort wieder entzogen.

Diese Schattenmagie floss zu den Wirkern, ein ständiger Strom, von dem auch Maigar nun profitierte. Er wurde schleichend stärker, konnte weiter und weiter sehen, bis zu den Außenbezirken der Stadt, wo Arbeiter im dünner werdenden Nebel an der Mauer des goldenen Fortschritts arbeiteten. Maigar spürte Wirker, die dort positioniert waren, um es mit jedem erwachenden Schatten aufzunehmen.

Nichts.

Kein lebendiger Schatten. Maigar blendete die Steine der Menschen aus und tastete nach Magie. Ja, da war etwas. Dort, wo das Weberviertel an die Bäckergasse grenzte. In dem Sträßchen gab es nicht nur Bäckereien, sondern auch zwei Gasthöfe. Was er spürte, war dort irgendwo. Als würde die Luft an einem brütend heißen

Sommertag über dunkler Erde flirren. Da war etwas – und doch nichts.

Maigar konzentrierte seine ganze Kraft auf diese Stelle. Eindeutig eine Unregelmäßigkeit. Wer auch immer sich dort verbarg, war schlau genug, um keine Magie zu wirken. Das mussten sie sein. Noréys Freunde. Er hatte sie aufgespürt!

Jetzt musste er sie nur noch finden.

Doch was war das? Ein weiteres Flirren, viel näher bei ihm. Kleiner als die anderen, aber keinesfalls schwächer.

Maigar lief es eisig den Rücken hinunter. Diese Magie war anders als die bei den Gasthäusern. Dunkel, gefährlich und vor allem wild.

Die Kreaturen! Sie waren bereits in der Stadt! Er musste die anderen Wirker warnen. Und, noch dringender, er musste zu Noréy!

JAHOR

Sie hatten sich aufgeteilt. Inesa blieb in der Herberge, in der Hoffnung, dieser verfluchte Wirker würde Wort halten und Noréy wirklich nur befragen. Odo und Gorda streiften durch die Viertel und würden regelmäßig bei der Weberei Incelo vorbeisehen, falls sie dort auftauchte.

Jahor ging das alles nicht weit genug. Er wollte sich diesen Maigar vorknöpfen und ihn notfalls windelweich prügeln, damit er Noréy freigab. Im Gegensatz zu ihren Freunden glaubte er nämlich nicht daran, dass sich alles irgendwie fügen würde.

Wer davon ausging, dass die Wirker und Fürsten Arboresseas gesetzestreu waren und unschuldige Menschen einfach so wieder gehen ließen, war blauäugig. Maigar wusste, dass Noréy eine Schatzenbändigerin war. In den Augen der Arboressaner war sie damit

die Erzfeindin von allem, wofür die Stadt stand: Frieden, Licht und die Gemeinschaft der Völker. Dass dies nur eine hübsche Fassade für ein zutiefst verdorbenes System war, wollte besonders Inesa nicht einsehen.

Jahor war es recht.

Die Vorstellung, die anderen im Schlepptau zu haben ... Nein, da ging er lieber allein. Auf sich selbst konnte er sich verlassen.

Er hatte die Wirtin gefragt, wo sich das Haus der Familie Legiën befand. Sie lachte nur. *Haus?*, hatte sie wiederholt. *Ein Palast ist das. Was willst du da, Junge? Dich als Gardist bewerben?*

Ja, genau, hatte er geantwortet und sie ihm viel Glück gewünscht. Ein gewisser Cestor Legiën befahl anscheinend einen Teil der Garde und sah sich die Bewerber gerne persönlich an. Jahor würde also keinen Verdacht erregen, wenn er sich diesem Palast näherte und sich umsah. Er konnte immer vorgeben, er habe sich nur auf der Suche nach der Garde verirrt.

Das erste Stück des Weges war leicht, er lief einfach Richtung Zentrum, querte Mauer um Mauer. Hin und wieder streckte er seine Sinne, um nach den Schattenbestien zu spüren, die jederzeit auftauchen könnten.

Es war gefährlich. Er wusste nicht, wozu genau diese Lichtwirker fähig waren. Womöglich spürten es seine Gegner, wenn er Magie nutzte. Er würde nicht den Fehler begehen, sie zu unterschätzen. Dennoch konnte er nicht anders. Es stand zu viel auf dem Spiel. Nachdem er mit Noréy gegen eine der Kreaturen gekämpft hatte, würde er das Gefühl ihrer Nähe – wie ein Misston in der Magie – nie vergessen. Hoffentlich fand er Noréy, bevor seine Sinne diese haarsträubende Empfindung erneut wahrnahmen.

Gardisten patrouillierten durch Straßen und Gassen. Die Menschen hier schienen sie nicht als Bedrohung wahrzunehmen. Ahnungslos schlenderten sie an den Uniformierten vorbei oder gingen ihren Geschäften nach.

Jahor hingegen ging Noréys Geschichte nicht aus dem Sinn. Männer wie diese hatten sämtliche Überlebenden des Massakers abgeschlachtet. Nur um die Illusion zu wahren, dass der Schutz der Stadt lückenlos war und es keiner Schattenkreatur je gelingen würde, die Lichtmauern zu überwinden.

Noréy war die letzte Zeugin, die wusste, dass es eine Schattenkreatur und keine Menschen gewesen waren.

Allein der Gedanke sorgte für ein flaes Gefühl an der Grenze zur Übelkeit. Er musste sie da rausholen, um jeden Preis.

Lange, schmale Stufen führten zwischen hohen Häusern aufwärts. An den weißen Mauern krochen violett blühende Ranken empor. Die Gebäude verfügten über Balkone und von Baldachinen überspannte Dachgärten. Erste Villen erhoben sich zwischen den Bürgerhäusern.

Ja, hier war er richtig. Das dort musste die innerste Lichtmauer sein. Sie war so breit, dass es für kleine Wohnungen in ihrem Inneren reichte, fast wie in Sel Nedara. Nur gab es hier keinen gemeinsamen Innenhof, in dem sich die Menschen trafen, lebten und arbeiteten. Während die Türen allesamt nach außen Richtung Stadt auf die Straße gingen, gab es im Inneren vermutlich nur noch Paläste, das war bereits von Weitem zu erahnen gewesen.

Jahors Nervosität stieg. Ab jetzt würde er auffallen.

Er fand eine lange Treppe, die auf die Mauerkrone führte, und zog die Kapuze tiefer in sein Gesicht. Hier oben piff der Wind nur so.

Weit draußen im Süden lag die Ebene in gleißendem Sonnenlicht. Jahor drehte sich langsam im Kreis. Im Westen erhob sich ein Turm, in dem die Wirker ihre Zauber schufen. Im Norden reihte sich ein Palast an den nächsten. Hinter den Dächern aber erhob sich ein gewaltiges, schneebedecktes Massiv, das in der diesigen Luft so unwirklich aussah wie ein altes, verblasstes Gemälde. Von dort bezog die Hauptstadt ihr Wasser, das sie in Kanälen und Viadukten

herführte, um damit seine Terrassengärten und Felder zu betreiben. Jene nahmen den Norden und den Osten ein und krochen so weit abwärts, bis das Gefälle in der Ebene endete.

Sollte er? So nah am Turm? Jahor gab sich einen Ruck und sandte ganz vorsichtig hauchfeine Fäden seiner Magie aus. Wenn er Noréy finden wollte, musste er etwas riskieren, das war ihm von Anfang an klar.

Er schloss die Augen und spürte mit allen Sinnen.

Der Turm leuchtete blendend hell vor lauter Lichtmagie. Wie ein gigantisches Spinnennetz erstreckte sie sich über die gesamte Stadt. Ein anderer Teil stieg wie ein Dorn zum Himmel auf und hielt den künstlichen Nebel an Ort und Stelle.

Jahor fühlte sich geblendet. Als würde er direkt in die Sonne starren, um eine kleine Kerze zu finden. Unmöglich! Irgendwie musste es ihm gelingen, die Wirkermagie herauszufiltern.

Er presste sich die Finger auf die Schläfen und versuchte, sich daran zu erinnern, was seine Eltern ihm schon in frühester Kindheit beigebracht hatten. Ruhig zu werden, in sich hineinzuhorchen und zu fokussieren. Es war, als könnte er die Magie aus dem Turm von sich schieben, weiter und weiter fort, bis sie nur noch ein kleines, störendes Nebengeräusch war.

Dann spürte er die Wirker plötzlich hier und da in der Stadt verteilt. Einer aber war ganz nah.

War er entdeckt? Jahor ließ die Magie fahren, riss die Augen auf und hetzte auf der inneren Seite die Mauer abwärts, eilte weiter und duckte sich in eine Hintergasse, presste den Rücken an eine erdig riechende Mauer und lauschte.

Schnelle Schritte folgten ihm, wurden lauter und lauter.

Es gab nichts, wohin er verschwinden konnte, nur den Schatten der Gasse selbst.

Als der Verfolger fast mit ihm gleichauf war, trat Jahor ins Dunkel und ließ seinen Schatten hervorschnellen. Sofort überzog ihn

das Grau und machte ihn für den flüchtigen Blick beinahe unsichtbar. Er hielt die Luft an.

Genau im richtigen Moment, denn nun blieb der Fremde stehen und sah genau in die Hintergasse.

Es war Maigar! Jahor wäre ihm am liebsten sofort an die Kehle gesprungen.

Der junge Wirker ließ sich nicht so leicht überrumpeln. Er spähte scheinbar irritiert in die leere Hintergasse, als hätte er dort etwas erwartet, was er nun nicht fand.

Ganz klar, er konnte Jahor spüren.

Los, geh weiter, sonst ersticke ich noch!

Die Zeit schien sich ins Endlose zu dehnen. Jahor presste sich die Hände auf Mund und Nase. Seine Lungen krampften. Der Zwang zu atmen wurde übermächtig. Sein Herz stach protestierend, und endlich wandte Maigar sich ab.

Dann geschah alles auf einmal.

Jahor atmete japsend ein, zog sein Messer, schnellte nach vorn, packte Maigar an der Kehle und riss ihn mit sich in die Hintergasse zurück. Schlagartig breitete sich sein Schatten wieder aus und verschlang den jungen Wirker, legte sich ihm als zäher grauer Kleister über das Gesicht.

Doch Maigar wehrte sich. Trat Jahor mit aller Kraft auf den Fuß und fasste zugleich seine Hände. Mit einem Ruck zerrte er das Messer von seiner Kehle weg, nutzte Fäuste und Ellenbogen.

Jahor traf ein Schlag auf die Kehle, der nächste ließ seine Hand taub werden, und er verlor sein Messer. Von einer verzweifelten Raserei beseelt, hämmerte er Maigar die freie Hand ins Gesicht, wieder und wieder. Der revanchierte sich mit blitzschnellen Tritten und Faustschlägen. Er war gut, weit besser, als Jahor erwartet hatte.

Er landete einen Schwinger gegen Maigars Schläfe, doch der folgende linke Haken ging ins Leere, dafür bekam er einen heftigen Tritt vors Knie.

Maigar taumelte zwei Schritte zurück und zog sein Schwert.
»Halt, wir sind auf derselben Seite!«

»Du wagst es?« Jahor spuckte aus und wischte sich Blut von der aufgeplatzten Unterlippe. Noch immer waren sie in einer schatten-grauen Blase gefangen, die mittlerweile die halbe Hintergasse ein-nahm.

Maigar reckte ihm die Schwertspitze entgegen, griff aber noch nicht an, und Jahor überlegte fieberhaft, wie er dem ersten Hieb entgehen sollte, sich verteidigen, bis sein eigenes Schwert aus der Scheide war.

Auf den bloßen Gedanken hin zuckten bläuliche Blitze durch das Schattengrau und verdichteten die Materie zu einem Schild.

»Halt, hör auf! Bitte! Ich habe dich gesucht! Noréy ist in Lebens-gefahr!«

Jahor stieß Maigars Schwert mit dem Schatten zur Seite und presste ihm die eigene Klinge an den Hals. Der junge Wirker ließ die Arme sinken. »Stich mich ab, na, mach doch! Vermutlich habe ich es verdient. Aber dann wird meine Tante Raluca Noréy in einem Schauprozess zum Tode verurteilen, und du kannst nichts, aber auch gar nichts dagegen tun.« In seinen jadegrünen Augen schim-merte eine Mischung aus Zorn und Verzweiflung.

»Was? Was sagst du da?« Jahor presste ihm die Schwertklinge noch etwas fester gegen die Kehle. Die Haut schob kleine Falten, dann kam erstes Blut.

Maigar reckte das Kinn hoch. Sein Adamsapfel stieg auf und ab, als er verkrampft schluckte. »Ich habe euch gesucht, wir müssen sie befreien.«

»Uns? Was weißt du von *uns*? Na los, raus damit!« Er versetzte Maigar einen wütenden Stoß gegen die Schulter, doch das Schwert ließ er sinken.

»Noréy ist die Schattenweberin, in den Legenden hat sie drei Be-gleiter. Du bist einer davon.«

»Hat sie dir das gesagt?« Jahor konnte sich nicht vorstellen, dass Noréy ihm einfach so von der Prophezeiung erzählt, geschweige denn ihre Freunde verraten hatte. Der Mistkerl musste sie gefoltert haben.

Jahor hatte Mühe, nicht vollends die Kontrolle zu verlieren. Schon zuckte die Schwerthand wieder hoch.

»Wir müssen hier weg«, drängte Maigar nun und sah sich hek-tisch um. »Deine Magie ist wie ein verdammtes Leuchtfeuer. Da oben in dem Turm sitzt ein halbes Dutzend Wirker und wartet nur darauf! Rate mal, wie ich dich gefunden habe! Und da hast du keine ganze Gasse vernebelt.«

»Wer wen gefunden hat ...«

»... ist völlig egal! Bist du so schwer von Verstand? Nun mach! Und folge mir!« Maigar ignorierte Jahors Schwert und schob seine eigene Waffe in die Scheide, dann ging er tiefer in die Hintergasse hinein und sah sich nicht noch einmal um.

Mit einem saftigen Fluch auf den Lippen zog Jahor seinen Schat-ten in sich zurück und folgte Noréys Entführer im Laufschrift. Es mochte ihm nicht gefallen, aber er hatte keine Wahl.

»Leise jetzt. Wir müssen Strecke machen, bevor sie uns finden. Versuch, dich abzuschirmen, so gut es geht. Wenn ich dich aufspü-ren konnte, gelingt es anderen erst recht.«

Jahor zog sich die Kapuze tiefer ins Gesicht und zerrte den Man-tel so zusammen, dass er mit der Dunkelheit verschwamm. Seinen Schatten zog er so tief wie möglich in den Körper zurück. In sei-nem Mund schmeckte alles nach Blut. Die Unterlippe brannte und verkrustete nur langsam. Nach und nach kam anderer Schmerz hinzu.

Maigar hatte wirklich ordentlich ausgeteilt für so ein hochwohl-geborenes Bürschchen.

Doch auch er hielt sich ein wenig krumm, und ihm schwoll das rechte Auge zu, was Jahor eine gewisse Genugtuung gab. Es passte

ihm gar nicht, diesem aufgeblasenen Kerl hinterherzulaufen wie ein Hund. Aber für Noréy wäre er ihm auch hinterhergekrochen.

Sie eilten von einer Hintergasse zur nächsten, querten mehrmals die innere Lichtmauer durch schmale Durchbrüche, die allenfalls von Menschen und kleinen Lasttieren genutzt werden konnten, und ließen Straßen und Tore ungenutzt.

Weiter und weiter entfernten sie sich vom Turm der Wirker. Maigar schien es ernst zu meinen mit der Heimlichkeit.

Schließlich tauchten sie durch eine uralte, lückenhafte Eibenhecke in einen schummerigen Garten. Lauben in der Farbe des Mondes gab es hier, deren Decken von innen kunstfertig mit Sternbildern bemalt waren. Und überall wuchsen zarte, blühende Ranken, deren Blätter von einem derart dunklen Grün waren, dass es aus manchen Winkeln schwarz aussah.

»Wo sind wir hier?«, fragte Jahor ein wenig außer Atem, als sich Maigar auf den Stufen einer breiten, kurzen Säule niederließ, die in einem Kreis von Eiben stand.

»Das ist der Tempelgarten des Mondes. Neltor und Neljanna werden hier verehrt. Kennt man sie nicht, dort, wo du herkommst?«

»Doch, natürlich. Aber uns reicht das Firmament«, erwiderte Jahor herablassend, konnte sich dem Zauber dieses Gartens aber nicht ganz entziehen. Das göttliche Geschwisterpaar hatte den Himmel geschaffen. Sie waren die Schutzpatrone der Wissenschaftler und Mathematiker. Jetzt erst nahm er auch die überlebensgroßen Statuen aus weißem Marmor wahr. Dort drüben stand Neltor, der sein linkes Auge in den Himmel geworfen hatte, um daraus den Mond zu formen, daneben seine anmutige Schwester in einem langen Gewand, nach oben zeigend. Ihre Tränen über das große Opfer ihres Bruders bildeten die Sterne.

»Warum hier?«

»Magische Artefakte. Sie bewahren alles Mögliche im Tempel auf. Von hier wird das Netz gestört, besonders die Säule hier sen-

det ständig leichte Schwingungen aus. An diesem Ort kann dich niemand aufspüren. Wir sind so sicher wie irgend möglich.« Er atmete tief ein und aus und presste sich einen Handrücken auf die Schläfe. Schweiß stand auf seiner Stirn, klebte ihm das kastanien-dunkle Haar an den Kopf.

»Was ist passiert? Wo ist Noréy?«

Maigars Bericht kam schnell und abgehackt. Vom Moment, da er Noréy als die Schattenweberin aus Geedals Prophezeiung erkannte, zu der Hoffnung, sie zu überzeugen, nicht den großen Kampf zu beginnen, der entweder die Heilung der Welt, seiner Meinung nach aber viel wahrscheinlicher deren Vernichtung zur Folge hatte. »Ich dachte, ich könnte so ein Unglück verhindern.«

»Aber?«, fragte Jahor, auch wenn er sich insgeheim bereits eingestanden hatte, dass dieser Maigar und er einer Meinung waren.

»Meine Tante hat mich abgefangen und wollte nichts von meinen Plänen hören. Sie hat Noréy mit den Pollen der Wisperblüte erst dazu gebracht, alles Mögliche zu erzählen, dann verlor sie das Bewusstsein. Raluca wusste längst von dem Purpurmann und seinen Bestien, das ist mir klar geworden. Sie will das Unheil nicht aufhalten, sondern die Blutbäder den Fürsten von Wald und Ebene in die Schuhe schieben. Denn sie haben die Armee und fast alle Wirker abgezogen, um die Schattenbändiger zu bekämpfen. Die Wasserfürsten würden womöglich die alleinige Macht bekommen ...«

»... und damit den Friedensvertrag des Großen Krieges brechen, ohne sich selbst die Hände schmutzig zu machen.« Jahor musterte Maigar von Kopf bis Fuß, seine gefütterte blaue Tunika aus edler Seide, das von Silberfäden durchwirkte Kamarband, seinen verzierten Dolch und seinen Umhang, der auf der Innenseite vollständig mit glänzendem schwarzem Pelz gefüttert war. Gar nicht erst anzufangen von dem Schwert! Solche Waffen trugen Fürsten, keine einfachen Jungen aus besserem Hause. »Kommen dir die Ränke deiner Tante nicht genau recht?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht der Meinung, dass an der Herrschaft der drei Völker gerührt werden sollte. Jedes Ungleichgewicht führt nur zu Unfrieden. Besonders aber will ich nicht, dass Raluca Noréy ermordet. Sie als Wurzel der Massaker hinzustellen, nur weil sie eine Schattenbändigerin ist, und sich mit ihrer Hinrichtung die Gunst der Bevölkerung zu erkaufen, ist großes Unrecht.«

Jahors Herz krampfte, kalter Schweiß kroch über seinen Nacken. »Wo ist sie? Wie kann ich sie befreien?«

»Das kann nur ich. Meine Tante hält sie in ihrem Anwesen gefangen. Niemand kann in dieses Zimmer herein oder heraus. Es ist vergittert und bewacht, Raluca hat den einzigen Schlüssel, und ihn zu stehlen, ist unmöglich. Ich kann mich im Gegensatz zu dir zumindest im Haus ungestört bewegen.«

»Wie willst du das Schloss aufbekommen?«

»Damit.« Maigar reckte seine linke Hand vor, zog den Handschuh aus, und sofort sammelte sich funkelndes Licht über einer Narbe. In Jahors Innerem begann sein Schatten, zornig zu pulsieren. »Mach das Licht aus, sonst ...«

Maigar nickte. Das Licht verschwand schlagartig, und er rieb sich mit zusammengebissenen Zähnen über die Hand. »Ich verspreche dir, ich werde alles tun, um Noréy zu befreien. Und wenn ich mit meiner Familie brechen muss. Ich habe Noréy bei den Göttern geschworen, dass ihr nichts geschieht, und bei den Göttern, das wird es nicht!«, sagte er heftig.

Seltsamerweise glaubte Jahor ihm, auch wenn sich sein Verstand dagegen auflehnte. Wenn dieser Maigar wirklich in Noréys Träumen erschien und sie in seinen, dann hatten höhere Mächte sie miteinander verbunden. Er würde seine Rolle zu spielen haben.

»Und ich? Was kann ich tun?«

»Halte diesen Purpurmann auf.«

»Bist du wahnsinnig? Ich habe ihn gesehen! Er führt nicht eine Kreatur ins Feld, sondern elf, mindestens!

»So viele!« Maigar barg das Gesicht in den Händen.

»Es hätte die geballte Kraft der alten Schattenkrieger gebraucht, um sie noch vor den Toren Arboresseas zu stoppen, aber ihr hattet nichts Besseres im Sinn, als sie anzugreifen!«

»Soweit ich weiß, ist es bislang nicht zu Kampfhandlungen gekommen. Aber das tut nichts zur Sache. Deine Schattenritter können uns genauso wenig helfen wie der Großteil der Wirker. Sie werden einen Tagesritt entfernt aufeinander lauern, während hier ein Blutbad stattfindet. Bleibt uns denn etwas anderes übrig, als es zumindest zu versuchen?«

»Es gibt kein *uns*!«

»Wie du meinst.«

»Der feine Herr wird sich schön im Palast verstecken, während du von uns erwartest, die Bestien aufzuhalten. Aber ich durchschaue dich, Maigar Legién! Die anderen drei Auserwählten der Prophezeiung zu vernichten, ist auch ein Weg, Geedals Plan zu vereiteln. Wieder einer, bei dem du deine Hände in Unschuld waschen kannst!«

»Das ist doch lächerlich!« Maigar sprang auf, setzte sich aber fast sofort wieder hin, als ihm klar wurde, wie sichtbar er dadurch war. Er senkte seine Stimme und rieb sich wieder über den linken Handrücken. Eine Gewohnheit, die Jahor zum wiederholten Mal auffiel.

»Versteh doch. Mein Sonnenfeuer reicht nicht lange. Wenn ich es aufs Kämpfen verwende, kann ich womöglich nicht mehr die Tür an Noréys Zimmer aufsprengen.«

So war das also. Leiser Triumph schlich sich in Jahors Herz, denn ihm wurde klar, dass Maigar schwach war. Er hatte Noréy zwar vom Himmel holen können, aber danach? Vermutlich war schon da seine Magie aufgebraucht gewesen.

Er fixierte den jungen Wirker. »Sei gewiss, Maigar Legién, versagst du darin, Noréy zu befreien, oder versuchst du auch nur, uns zu hintergehen, bringe ich dich um. Das schwöre ich dir hier und

jetzt, bei den Geschwistern des Nachthimmels, in deren Garten wir sind, und bei Orrothan, dem Herrn der Toten. Ich werde dich finden! Du wirst dir den Tod wünschen, bevor ich richtig angefangen habe.«

Kurz verschwand auch die letzte aristokratische Überheblichkeit aus Maigars Gesicht. Angst flackerte durch seinen Blick, dann fing er sich wieder. »Große Worte für jemanden, dessen Namen ich nicht einmal kenne.«

»Ich bin Jahor Sarevil von den Schattenlosen. Und der Mann, dem Noréy Incelos Herz gehört.« Er wusste selbst nicht, warum er das gesagt hatte, doch es verfehlte seine Wirkung nicht. Zum ersten Mal fiel Maigars Maske. Er wirkte verletzt. Ja, was glaubte er denn? Nur weil er von ihr träumte und im letzten Moment Skrupel bekam, sie zu ermorden, empfände sie etwas für ihn?

Jahor erhob sich. »Ich verschwinde.«

»Wie soll ich dich kontaktieren?«

»Gar nicht. Noréy wird wissen, wo sie uns findet. Und wenn du sie nicht befreist, dann solltest du lieber die Beine in die Hand nehmen, statt nach mir zu suchen.«



TORIK

Einen Tag zuvor

Er hatte es nicht länger ausgehalten. Die Welt taumelte ihrem Untergang zu, und diese törichten Arboressaner hatten nichts Besseres zu tun, als ihre einzige Rettung aufzuhalten.

Drei Mal war es zu Treffen zwischen ihnen und den anführenden Fürsten von Wald und Ebene gekommen, ohne Ergebnis. Raluca Legián, die Vertreterin des Seevolks, hatte sich schon nach dem ersten Gespräch unter vier Augen, das von ihrem Neffen gestört worden war, abgesetzt. Und Torik wusste auch warum.

Sie hatte ihnen als Einzige geglaubt. Warum sie nicht einmal versucht hatte, die anderen Vertreter umzustimmen, war ihm allerdings schleierhaft. Dass sie nur einen kleinen Teil ihrer Wirker abgezogen hatte, irritierte ihn noch mehr.

So oder so saßen sie fest. Die Armee kampierte im Zugang zum Pass und verstopfte ihn.

»Wenn wir gegen sie kämpfen, haben wir schon verloren«, sagte er zum wiederholten Male. Sie saßen um ihr Feuer, hatten ihre Rationen längst verzehrt, und die Gemüter schaukelten sich hoch.

»Ich sitze doch nicht hier und starre noch eine Woche lang hilflos auf die andere Seite, während dieser Irre die Bevölkerung Arboresseas niedermetzelt!«, rief Auroras Lebensgefährtin wütend und warf einen Lappen ins Feuer, mit dem sie zuvor wieder und wieder über ihren Dolch geputzt hatte.

Ausnahmsweise gab er Eline recht.

»Und dann schieben sie es uns auch noch in die Schuhe«, rief eine Männerstimme aus der Sicherheit des nächtlichen Dunkels. Seit Tagen schon näherte sich die Stimmung weiter und weiter dem Kippunkt.

»Seid doch vernünftig, aus diesem Gefecht wird kaum jemand lebend herauskommen!

»Aber diejenigen, die überleben, können wenigstens etwas tun. Wir haben damals alle einen Eid geleistet.«

Das konnte nicht Elines Ernst sein! Sie wollte den Großteil ihrer Getreuen auf dem Feld zurücklassen, nur um vielleicht einen Mann aufzuhalten, von dem sie nicht einmal wusste, wo er sich befand?

»Die Arboressaner wollen unsere Hilfe nicht, gehen wir heim, sage ich. Sollen sie sich doch alleine drum kümmern.« Das war wieder der Mann, der nicht ans Feuer trat.

»Ich habe einen anderen Vorschlag!«, rief Torik.

NORÉY

Noréy erwachte mit höllischen Kopfschmerzen, die an ihren Schläfen begannen und auf beiden Seiten nach hinten zogen. Stöhnend rollte sie sich noch enger zusammen. Eine warme Decke rutschte von ihrer Hüfte. Erst jetzt begann sie, sich langsam wieder zu erinnern. Sie war gegen ihren Willen mit Maigar gegangen, und

der hatte sie seiner zwielichtigen Tante überlassen, die ihr etwas eingeflößt hatte. Und dann war irgendetwas geschehen.

Ihre Mutter war allein in der Weberei zurückgeblieben, und jeden Moment konnten die Kreaturen aus dem Wilden Rand auftauchen!

Noréy drehte sich auf den Rücken. Über ihr spannte sich eine bemalte Decke, die den Kampf zwischen Licht und Schatten abbildete. Natürlich siegte das Licht. Doch die Zeiten, in denen Noréy geglaubt hatte, dass hell gleichbedeutend war mit gut und dunkel mit schlecht, waren längst Vergangenheit.

Es gab keine Möbel bis auf das Bett, auf dem sie lag, dafür aber ein Fenster. Es bestand aus Buntglas, das ein farbiges Zwielicht hineinließ. Vermutlich, damit die Gefangenen gar nicht erst versuchten, es aufzubrechen, waren die Eisenstangen auf der Innenseite angebracht. Vielleicht verheimlichte die Familie Legién allerdings auch gerne, dass sie Gefangene machte.

Langsam ließen die Kopfschmerzen nach.

Noréy setzte sich auf und bezahlte die schnelle Bewegung mit einem Schwall Übelkeit. Jetzt konnte sie auch die eisenbeschlagene Tür sehen und hören, dass sich davor zwei Männer mit gedämpften Stimmen unterhielten. Vermutlich Wachen. Ihre Hoffnung sank vollständig, als sie den kleinen Keramiktopf auf dem Boden entdeckte. Nicht einmal zur Verrichtung der Notdurft würde man sie herauslassen.

Vorsichtig versuchte sie, ihren Schatten zu spüren. Er fühlte sich dünn an, harmlos und auf gewisse Weise genauso leblos wie früher, wenn sie als Kind den schwarzen Stein ganz fest über ihr Herz gedrückt hatte.

Noréy konzentrierte sich auf eine Stelle neben ihrem Fuß, wandte alles Gelernte auf, um ihn dort entstehen zu lassen, doch bis auf den grauen Schemen, der vorher schon da gewesen war, zeigte sich nichts.

Was hatten sie ihr angetan? Noréys Kehle schnürte sich zu. Da

waren Tränen, die geweint werden wollten, doch sie kämpfte dagegen an. Aufgeben kam nicht infrage, dafür war sie viel zu wütend. Sie würde kämpfen! Und wenn es mit Fingernägeln, Fäusten und Zähnen war.

Sie erhob sich und ging zum Fenster. Auf dem Sims stand das gleiche Essen, das zuvor in Maigars Räumlichkeiten aufgetischt worden war, nur fehlten jetzt Messer und Gabel. Einzig ein Löffel war geblieben.

Noréy nahm ihn und begann, zwischen den Gittern Blei aus dem Fenster zu kratzen. Es ging erstaunlich leicht, und schon nach kurzer Zeit ließ sich ein kleines gelbes Scheibchen herausnehmen und erlaubte einen Blick auf die Stadt.

Unter ihr erstreckte sich ein schier endloses, ziegelrotes Dächermeer, hier und da durchbrochen von den Lichtmauern und dem winterkahlen Gezweig einzelner Bäume. Nichts deutete darauf hin, dass das Unheil schon über Arboressea gekommen war. Die Glocken des Geedal-Tempels läuteten, Pferdegetrappel erfüllte die Gassen. Ein Stadtschreier verkündete das neue Theaterprogramm, und über allem tanzten Abertausende Stare, als führten sie ihr ganz eigenes Programm auf.

Die Stadt war schön, doch für Noréy fühlte sich diese Schönheit an wie ein böses Omen. Als würden die Götter sagen: *Hier, schaut her, schaut es euch ein letztes Mal an, bevor das Schicksal über euch kommt und euch bestraft. Bestraft, weil ihr selbst nach einhundert Jahren nicht gelernt habt, miteinander zu leben und generationenalten Zwist zu vergessen. Weil es euch so viel leichter fällt, zu hassen und auszugrenzen, statt zuzuhören und zu verzeihen.*

Wir reißen eure Viertel entzwei, reißen euch die Engstirnigkeit aus den Köpfen, bereiten euch so viel Schmerz, dass ihr vergesst, wer ihr seid.

Blut und Leid sollen euch reinwaschen...

Noréy rieb sich die Schläfen. Versuchte, diese Stimme mit

den Kopfschmerzen zusammen aus ihrem Kopf zu massieren, als plötzlich ein Schemen vor dem Fenster vorbeihuschte. Pechschwarz!

Schreie quollen aus den Gassen. Der Vogelschwarm stob panisch in alle Richtungen davon, und die Glocken des Geedal-Tempels kamen aus dem Takt. Nun riefen sie die Gläubigen nicht mehr zum Abendgebet, sondern schlugen schneller und schneller in höchstem Alarm.

Noréy duckte sich hinter die Wand und sank dann kraftlos daran herunter.

Zu spät. Es war zu spät.

MAIGAR

Wo warst du?«, fuhr ihn Raluca an, als sie ihm auf der großen Eingangstreppe begegnete.

»Im Turm der Wirker, Tante.«

Das gesamte Anwesen war in Aufruhr, seit draußen eine gewaltige, formlose Schattenkreatur aufgetaucht war und die Scheune in Trümmer gelegt hatte.

Gardisten rannten umher, die Mägde und Diener flohen in den Keller, und in Ralucas Augen stand zwar keine Panik, aber doch höchste Beunruhigung.

Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Was du auch hörst oder siehst, du wirst nicht dort hinausgehen!«

»Aber ich bin Wirker, Tante.«

»Noch nicht! Noch bist du nur ein Junge mit etwas Talent. Nun geh in dein Zimmer und verschließ Türen und Fenster.«

Sie war an ihm vorbei, bevor sie seine Antwort gehört hatte.

An anderen Tagen hätten ihre Worte ihn gekränkt, heute aber hatte er genau auf diese Reaktion all seine Erwartungen gesetzt.

Er täuschte kurz vor, tatsächlich in seine Räumlichkeiten zu gehen, doch dann drehte er um und spähte den langen Flur hinunter. Wie er vermutet hatte, standen nun keine Gardisten mehr vor Noréys Zimmer, dafür ertönten gleich vor dem Anwesen aufgeregte Schreie. Es klang, als würden Ziegel aus großer Höhe zu Boden geschmettert.

Er war allein.

Nahe an der Wand und ein wenig geduckt, eilte Maigar zu der verriegelten Tür. Er trug noch immer seinen schweren Mantel. Nun nutzte er ihn, um darunter ungesehen sein Sonnenfeuer heraufzubeschwören und es zu einem dünnen Strahl zu bündeln. Die Magie sandte pulsierende Schmerzwellen durch seinen Arm, doch er hielt stand. Sein Licht würde nicht ausreichen, um Stahl zu schmelzen, da machte er sich nichts vor. Doch das Holz durchbrennen ...

Etwas grob schnitt er um das Schloss herum. Es qualmte und stank. Er musste sich beeilen, bevor jemand die Magie aufspürte. Schließlich drückte er mit der Schulter gegen die Tür, und sie gab knirschend nach. Sofort erlosch sein Licht. Eingehüllt in beißenden Rauch, stolperte er ins Zimmer.

Noréy kauerte in einem Winkel. »Es ist zu spät«, sagte sie beinahe tonlos.

Er war sofort bei ihr. »Nein, das ist es nicht. Komm, ich bringe dich hier raus!«

Sie regte sich nicht.

»Bitte, Noréy!« Hektisch sah er sich zur Tür um, doch das Einzige, was er wahrnahm, waren Schreie und ein unheimliches Poltern aus dem Innenhof. Lichtblitze erhellten die Buntglasfenster und ließ sie in Hunderten Farben schimmern. Das Zimmer war wie das Innere eines Kaleidoskops.

Maigar kniete sich neben Noréy. »Das da draußen sind deine

Freunde, sie sorgen für Ablenkung, aber je länger wir brauchen, desto gefährlicher wird es für sie.«

Das gab den nötigen Ausschlag. Hoffnung flackerte in ihrem Blick. Sie raffte sich auf, ging aber sofort wieder auf Abstand zu ihm. »Woher soll ich wissen, dass du mich nicht wieder belügst?«

»Ich habe dich nie belogen. Meine Tante ... Ach, das ist jetzt unwichtig, beeilen wir uns.«

Er ging zur Tür und spähte vorsichtig hinaus.

»Mein Schatten ist tot«, flüsterte Noréy gequält.

»Er schläft nur, es liegt an diesem Zimmer. In den Wänden sind zermahlene Gran-Steine verarbeitet. Komm.« Sie schlichen geduckt über den Flur, immer so tief gebeugt, dass sie aus dem Erdgeschoss nicht durch die Lücken der Balustrade gesehen werden konnten.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als vier Gardisten plötzlich die Treppe heraufeilten.

»Verdammt! Hier rein!« Er riss die nächste Tür auf, sie huschten hinein, und er drehte vorsichtig den Schlüssel im Schloss. Fast im gleichen Moment war die Flucht entdeckt. »Sie ist entkommen!« Die Gardisten riefen durcheinander. »Das Mädchen ist weg!« Fußgetrappel. »Weit kann sie nicht sein! Sucht alles ab.«

Maigar entfuhr eine Salve saftiger Flüche. Er stürzte zum Fenster und riss es auf. Dahinter lag ein kleiner, steinerner Balkon.

»Können wir runterklettern?« Noréy begann, Laken von einem Bett zu zerren.

»Nein, vergiss es.« Unter dem Balkon ging es fünf Stockwerke tief. Zwei gehörten zum Anwesen, darunter schloss Fels an, der zu einer glatten Oberfläche behauen war. So viele Laken bekämen sie niemals zusammen, und ein Absturz wäre tödlich.

Noréy drängte neben ihm auf den Balkon und krampfte die Hände um das steinerne Geländer. »Wir sitzen in der Falle!«

»Vielleicht bemerken sie uns ja gar n...« Bevor Maigar den Satz zu Ende bringen konnte, wurde die Türklinke heruntergedrückt.

»Hier! Sie muss hier drinnen sein!«

Maigar schloss die Flügel des Fensters, das auf den Balkon führte, und kauerte sich hin, damit man seinen Umriss nicht durch die Buntglasscheiben sah. »Spürst du deinen Schatten wieder?«

Ein überraschtes Lächeln huschte über ihr von Erschöpfung gezeichnetes Gesicht. »Ja.«

»Dann müssen wir kämpfen.«

»Wir?«

»Meine Tante wird mich von heute an zu ihrem ärgsten Feind erklären.« Was das bedeutete, wurde ihm erst jetzt in aller Konsequenz klar. Raluca ging über Leichen, da war er sich nun sicher. In den vergangenen Tagen hatte sie ihm ihr wahres Gesicht gezeigt. Sosehr er seine Familie auch stolz machen und über die in ihn gesetzten Erwartungen hinauswachsen wollen – es gab Grenzen, und die hatte sie mit ihrem Vorhaben, die Macht in Arboressea an sich zu reißen und dafür Noréy zu ermorden, deutlich überschritten. Es fiel ihm überraschend leicht, unter diesen Bedingungen seine Zukunft wegzuwerfen und stattdessen das Richtige zu tun. »Ich kann nicht zurück.«

»Dann kämpfen wir!«

Im Inneren zeigten rhythmische Schläge an, dass die Gardisten versuchten, die Tür aufzubrechen. Noch hatten sie keinen Erfolg, doch es war nur noch eine Frage der Zeit.

Mit jedem verstreichenden Augenblick wurde es dunkler. Die Abenddämmerung zog Schleier aus Pastelltönen über die Dächer, während über der Steppe bereits das Blaugrau der Nacht herangezogen kam. Zwielflicht. Der künstliche Nebel über der Stadt löste sich auf und zog mit dem Wind in Fetzen davon.

In den Gassen herrschte noch immer Aufruhr. Die Bürger flohen in ihre Häuser, verbarrikadierten sich hinter dicken Lehmwänden, in der Hoffnung, die Bestien vom Rand würden nicht durch Fenster und Türen eindringen. Jahor und seine Freunde sorgten

durch ihre Ablenkung dafür, dass die Bevölkerung nicht überrascht wurde. Vermutlich retteten sie dadurch unwissentlich Hunderten das Leben.

Maigar sah keine Kreatur, nur einen großen, grauen Schatten, halb durchsichtig, der durch die Gassen fegte, hier und da Töpfe oder einen Handkarren umwarf und die Wirker Arboresseas dazu brachte, ihr kostbares Sonnenfeuer zu verschießen.

Die Tür splitterte!

Plötzlich sprang Noréy auf. »Ich glaube, ich bin wieder stark genug«, rief sie und streckte die Hand aus. Im gleichen Moment wuchs ihr Schatten erst die Wand hinauf, dann dehnte er sich in die dritte Dimension.

Maigar schrak zurück und schlug mit dem Rücken gegen die steinerne Balustrade, was ihm für einen Moment die Luft aus den Lungen presste.

Der schwarze Greif!

Seine Pranken krallten sich in den Stein. Die Flügel schlugen unablässig, hämmerten Maigar kleine Sturmwinde ins Gesicht, während es in den Augen gelblich funkelte.

Von unten drangen Schreie bis zu ihnen hinauf. Der Greif war entdeckt.

»Komm! Ich lass dich hier nicht zurück!«, rief Noréy, während sie auf den Rücken des Ungeheuers stieg. Im gleichen Moment brach drinnen die Tür endgültig aus den Angeln. Er hatte nur noch die Dauer von wenigen Herzschlägen, um zu entscheiden.

»Bringt mir den Verräter!«, rief Raluca.

Da zögerte er nicht länger, stieg auf die Balustrade, griff Noréys ausgestreckte Hand – und saß auf einem Schatten!

»Halt dich gut fest«, rief Noréy, beugte sich vor und grub die Hände in eine zottige Mähne, in der sich Fell und Federn mischten. Maigar konnte sich gerade noch an ihre Mitte klammern, als der Greif auch schon mit schlagenden Flügeln die Fassade erklomm.

Seine Klauen kratzten schrill über Dachpfannen, dann waren sie ganz oben angelangt.

Gerade noch rechtzeitig, denn nun strahlte Sonnenfeuer vom Balkon in den dunkler werdenden Nachthimmel und verfehlte den Schwanz des Greifen um ein Haar. Er ließ ihn durch die Luft peitschen, als wäre er kein von Noréy geschaffenes Abbild, sondern ein leibhaftiger Löwe, der nur zufällig Kopf und Flügel eines Adlers besaß.

»Wohin?«, rief Noréy.

»Zu deinen Freunden. Jahor sagte, dass du weißt, wo. Aber vorher muss dein Schatten ...«

»Ich weiß!«

Der Greif nahm Anlauf, rannte schneller und schneller über das Dach des Anwesens und sprang ab.

Sie flogen! Segelten mit ausgebreiteten Schwingen vor einem rasch dunkler werdenden Himmel über die Stadt. Für diesen einen Moment war Maigar alles, was er hinter sich ließ, egal. Seine Familie, eine Zukunft als angesehener Wirker, selbst Arboressea und seine wenigen Freunde.

Er flog. Und es war das Schönste, was er je empfunden hatte. Kalter Winterwind riss ihm brausend an Haar und Kleidung und ließ die Finger eisig werden. Unter ihnen drehte ein Schwarm Tauben erschrocken ab. Er vergaß, dass er sich festhalten sollte, stattdessen breitete er die Arme aus und schloss die Augen. Ein herrliches Gefühl. Er wollte, dass es niemals aufhörte, wollte in genau diesem Moment verweilen.

Es war kein Traum ...

»Was machst du denn, Maigar? Achtung!«, brüllte Noréy. Im gleichen Moment kippte der Greif zur Seite, machte eine halbe Drehung und fiel wie ein Stein. Ein Sonnenfeuerstrahl schoss ganz knapp an ihnen vorbei. Federn trudelten durch die Luft und lösten sich in Schattenfetzen auf.

Maigars Herz raste wie irr, hämmerte gegen die Bogen seiner Rippen, als wären sie ein Käfig, aus dem es auszubrechen galt. Eine gefährliche Mischung aus Euphorie und Angst überkam ihn, und er stieß einen Schrei aus.

Es war herrlich zu fliegen, auch wenn sie jeden Moment abstürzen konnten.

»Du wirst deinen eigenen Schatten fliegen müssen, wenn es dir so viel Spaß macht.« Noréy sah sich mit funkelnden Augen zu ihm um, und er fühlte sich ihr so nah, als hätte Geedal bestimmt, dass sie einander finden und gemeinsam durch die Nacht segeln sollten. Dennoch waren ihre Worte wie nadelfeine Messer.

»Wir Wirker haben keinen Schatten, jedenfalls nicht so«, rief er gegen den Wind an. »Wir haben einen Pakt geschlossen, Licht gegen Dunkelheit getauscht.«

Unglaube huschte über ihr Gesicht. »Du tust mir leid«, rief sie.

Dann jagte auch schon der nächste Lichtstrahl nach ihnen, und sie lenkte den Schatten in einer wilden Kapriole nordwärts, wo noch das allerletzte Abendrot in einem dünnen Streifen über dem Horizont stand. Das Sonnenfeuer verpuffte in der Nacht.

Als Maigar wieder nach vorne sah, kam der Nebel wie aus dem Nichts.



NORÉY

Jahor! Sie wusste einfach, dass er es war. Erkannte seinen Schatten an dem feinen, elektrisierenden Kribbeln auf der Haut in dem Moment, als sie hineintauchten.

Sie konnte nichts mehr sehen, absolut gar nichts. Maigar klammerte sich nun fester an ihre Mitte. Für ihn musste es die Hölle sein. Hoffentlich machte er aus Angst keine Dummheiten.

»Lass bloß dein blödes Licht aus, Wirker, sonst werfe ich dich runter«, fuhr sie ihn an, als sie aus dem Augenwinkel ein erstes Schimmern bemerkte. Er zog seinen Handschuh wieder an und seinen Ärmel zusätzlich darüber.

»Was ist das hier? Was, verdammt, ist das?« Seine Stimme klang ein wenig zu hoch.

»Jahors Schatten. Er lässt uns für die da unten unsichtbar werden.«

»Das geht?«

»Du hast keine Ahnung, was alles geht. Jetzt ziehen wir erst einmal mit dem Wind.« Sie mummelte sich fester in ihren Mantel ein. Hier oben war es frostig. »Jahor?«, rief sie dann.

Feine blaue Linien wanderten durch den Nebel. Wie in einem

Spinnennetz strebten sie alle einem Punkt zu – und da war er. Flügel teilten den Nebel, und der Dunst gab den Blick auf den Menschen frei, der ihre Seele zum Tanzen brachte.

Stolz saß er da, auf seinem grauen Drachen, und dirigierte gleichzeitig ein kompliziertes Netz aus Schattenmagie. Wozu er wohl noch alles fähig war? Sie beide standen erst am Beginn ihrer Reise, da war sie sicher.

»Du hast mir gefehlt«, rief sie. Es waren einfache, ganz gewöhnliche Worte, und doch waren es genau die richtigen. Ohne ihn hatte sie sich nicht nur verloren, sondern unvollständig gefühlt.

»Du mir auch«, rief er. Und da war es wieder, dieses Grinsen, das sie so liebte. Ziemlich überheblich und ein wenig spöttisch. Wie gerne hätte sie nun aus nächster Nähe in seine Augen gesehen und aus dem veränderlichen Grau all die Zwischentöne herausgelesen, all die feinen Klänge seiner Seele, die sich hinter dem Lächeln verbargen.

»Was hast du vor?«, rief sie.

»Wir gehen im Osten bei den Schmieden runter. Tarnen uns als Rauch. Es ist nicht mehr weit.«

Noréy ließ sich von den feinen blauen Linien leiten, die im Schatten pulsierten. Der Greif schlug nicht mehr mit den Flügeln, um Jahors Nebel nicht zu verwirbeln, sondern schwebte nur noch. Sehen konnte sie nichts, doch das musste sie auch nicht. Sie vertraute Jahor vollkommen.

Plötzlich roch es nach Holzkohlefeuer, vermischt mit den beißenden Dämpfen von heißem Metall. Aus den Kaminen unter ihnen waberte jede Menge Qualm. Aus anderen stieg ein wahrer Funkenregen empor. Die Schmiede arbeiteten meist erst, nachdem die Sonne untergegangen war, damit sich der Rauch ihrer Feuer nicht mit dem künstlichen Nebel vermischte.

Schließlich landeten sie auf einem weiten Platz, wo am Tage die Kohlehändler ihre Wahre feilboten.

Der Greif löste sich sofort auf. Maigar plumpste auf den Hintern, doch Noréy verschwendete keinen Gedanken mehr an ihn. Zielgenau rannte sie durch das Grau und fiel Jahor in die Arme. Drückte ihn, so fest sie konnte.

»Bei den Göttern«, murmelte er, die Wange an ihren Kopf gelehnt. »Bei den Göttern, ich dachte, ich würde dich verlieren.«

»Niemals«, erwiderte sie brüchig. »So schnell wirst du mich nicht los.«

Er lachte leise. Nur ein Beben in seiner Brust, während er ihr kreisend über den Rücken strich.

Noréy atmete den Duft seiner Haut ein, als bräuchte sie ihn mehr als die Luft zum Atmen.

»Geht es dir gut? Bist du verletzt?« Er strich ihr über die Wange, damit sie ihn ansah. In seinen Augen tobte ein grauer Sturm, der sich erst legte, als sie ihm versicherte, dass ihr kein Haar gekrümmt worden sei. Selbst die Kopfschmerzen waren fort, seitdem sie dieses verfluchte Gefangenenzimmer verlassen hatte.

»Alles gut, wirklich.«

Sachte strich er mit dem Finger über ihre Lippen, als wäre er unsicher, ob dies die richtige Situation war, um sie zu küssen. Manchmal verblüffte sie seine Zurückhaltung. Er durfte sie doch immer küssen! Und ganz besonders, wenn er sie so ansah und alles in ihr nach seiner Nähe, seiner Wärme verlangte.

Sie zog ihn zu sich, die Lippen leicht geöffnet, voller Sehnsucht nach ihm.

Ein winziges Seufzen entrang sich seiner Kehle. Eine Kapitulation. Er hielt sich nicht mehr zurück, legte all die Stunden voller Angst und Sorge, die hinter ihm lagen, in diesen Kuss. Rau war er und verlangend, aber dann wieder verletzlich, zart und unglaublich schön.

Noréy hatte kaum gemerkt, wie ihre Hände unter seine Kleidung fanden, weil der Kuss nicht mehr genügte. Mehr Haut, mehr

Wärme, mehr Jahor – sie brauchte das alles, um sich wieder lebendig und heil zu fühlen.

»Wir sind nicht allein«, flüsterte er und schob ihre Hände sachte zurück.

»Und wenn wir weglaufen?« Sie wisperte es ganz nah bei seinem Ohr und biss ihm vorsichtig ins Ohrläppchen. »Mach den Nebel noch ein bisschen dichter ...«

»Noréy!« Er zog zischend die Luft ein. »Bist du von allen guten Geistern verlassen?«

Schritte näherten sich. »He, wo seid ihr? In der Nebelsuppe sieht man gar nichts. Ich bin kurz davor, mein Licht ...«

»Wag es nicht!«, fuhr Jahor ihn an, und der Nebel sank ruckartig dem Boden entgegen, wo er auf Kniehöhe herumwaberte.

Noréy, die Arme noch um Jahors Mitte geschlungen, sah sich um, und auch er schien keine Eile zu haben, sie loszulassen.

Maigar, der nun zu ihnen trat, schien das mehr zu irritieren als der Flug, der hinter ihnen lag. Noréy ahnte, dass er geglaubt hatte, von ihr zu träumen bedeutete, dass sie füreinander bestimmt waren. Es war ihr ja anfangs auch so gegangen. Doch die Göttin musste ihnen die Träume aus einem anderen Grund geschickt haben. Womöglich, damit er sie am Ende befreite.

Zweifellos hätte die Geschichte ganz anders verlaufen können.

»Ihr seid euch ja schon begegnet«, sagte sie. Zum ersten Mal war es hell genug, um Jahor besser erkennen zu können. Sein Gesicht sah doch arg ramponiert aus. Ebenso wie das von Maigar. Sie würden doch nicht ...? Sie musste grinsen. »Habt ihr euch etwa geprügelt?«

»Er kann froh sein, dass ich ihn nicht abgestochen habe«, murrte Jahor. »Verdient hätte er's.«

»Ich konnte doch nicht ahnen ...« Maigar hob die Hände und ließ sie wieder sinken. »Es nutzt nichts, zu versuchen, es jetzt noch zu erklären. Nur eins sollst du wissen, Noréy: Ich habe dir nie Böses gewollt. Ich war überzeugt, dich und ganz Abrelien zu schützen,

indem ich dich aus dem Spiel nehme. Ich dachte, du würdest es verstehen, wenn ich erst einmal die Zeit hätte, es dir zu erklären, aber dazu kam es nicht. Raluca ...«

Wut ließ Jahors Gesicht kantig und hart werden. »Du hättest es verdammt noch mal wissen müssen! Du wohnst mit der Frau unter einem Dach, und ...«

»Jungs, das reicht jetzt.«

Sie hielten beide schlagartig den Mund und sahen sie ein wenig ratlos an. Die beiden Hitzköpfe schienen nicht weiterzuwissen, sobald sie nicht mehr darüber streiten durften, wer Noréy gefährdet und wer sie gerettet hatte. Dabei gab es weit Wichtigeres.

»Jahor, warst du das allein? Der Schatten am Palast? Oder sind da noch mehr gewesen? Odo und die Mädchen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nur ich.«

»Das ist nicht gut. Hört ihr das?«

Sie lauschten. Aus der Stadt klangen ganz leise Schreie bis zu ihnen, fast vollständig überdeckt vom Lärm der Schmieden, die teilweise mit Wassermühlen betrieben wurden und fast unablässig hämmerten. Durch den dichten Rauch, der aus den Schloten stieg, waren die Häuser und Mauern dahinter kaum zu erkennen.

»Es hat begonnen«, keuchte Maigar. Dann rannte er los.

Noréy fasste Jahor an der Hand und zog ihn mit sich. Nach wenigen Metern musste sie ihn loslassen. Es wurde eng in den Gassen. Karren, hoch mit Holz oder Kohle beladen, verstopften die Wege. Die Menschen, die hier arbeiteten, machten keinen Platz für ein paar junge Leute, die es eilig hatten.

Noréy blieb hinter einem massigen Kerl in einer speckigen Lederschürze stecken und verlor Maigar kurz aus den Augen, dann brachten sie die äußere Lichtmauer hinter sich und holten auf.

Nun waren Schreie und Tumult deutlich zu hören. Lichtnadeln bohrten sich in den Himmel, wo die wenigen Wirker, die in Arboressea zurückgeblieben waren, es mit den Kreaturen aufnahmen.

»Da! Dort entlang!«, rief Noréy, als ihr klar wurde, dass auch aus dem Webeviertel Schreie drangen.

Maigar wechselte widerstrebend die Richtung und lief nun neben ihr. »Ich kann nur zwei-, dreimal feuern«, keuchte er.

»In Ordnung, aber pass auf, dass dein Licht nicht unsere Schatten berührt.«

Seine linke Hand begann bereits unheilvoll zu glühen. »Dann kommt mir einfach nicht in die Quere!«

In allen Fenstern brannte Licht.

Als würden sich die wilden Kreaturen aus dem Rand davon abschrecken lassen. Noréy hätte dem Kampf gefasster ins Auge gesehen, hätte er irgendwo anders stattgefunden. Doch hier im Webeviertel war alles vertraut, jeder kleine Park, jedes Eckchen, wo sie als Kind mit Reyto Fangen gespielt hatte, jede Gasse, die sie Tag für Tag entlanggegangen war.

Auf dem Boden glänzte Blut. Ein paar streunende Hunde hatte es als Erste erwischt. Ihre Körper lagen nun wie fortgeworfene Lumpen am Fuße einer Mauer.

Menschen strömten ihnen entgegen. Ein jeder wollte nur fort. Frauen und Männer mit Kindern auf den Armen, ein Alter, der auf Krücken hinterherhumpelte und wie ein Mantra wiederholte, dass niemand auf ihn warten solle.

Sie warteten auch nicht. Sahen nicht mal über die Schulter zurück zu ihm.

»Bring dich in Sicherheit, Mädchen.« Er griff nach ihr, doch Noréy machte sich ruckartig los und rannte weiter. Erinnerungen drangen wie Dämonen auf sie ein. Zeigten ihr wieder und wieder den blutigen Tod von Vater und Bruder und ihre eigene absolute Hilflosigkeit. *Lauf fort! Oder zu deiner Mutter und rette sie! Hier kannst du nichts ausrichten.*

Ihr entwichen einige deftige Flüche. Sie zwang sich weiterzurennen, und plötzlich wurde es leichter. Jahor lief direkt vor ihr. Sein

silberhelles Haar war wie ein Leuchtfeuer, ein Zeichen dafür, dass es nicht die Noréy von früher war, die gerade versuchte, es mit einem Biest vom Rand aufzunehmen.

Nein, sie war eine Schattenbändigerin. Und sie kämpfte nicht allein!

Die Gasse öffnete sich. Wie beim letzten Mal geschah das Gemetzel erneut auf einem Markt. Nur die Hälfte der Lampions war noch intakt und beleuchtete eine schaurige Szenerie. Überall Tote, dazwischen zerstörte Marktbuden. In einem Winkel kauerten Menschen. Dutzende, allesamt unbewaffnet, dürrig hinter Brettern und Kisten verborgen. Von den sonst allseits präsenten Gardisten fehlte jede Spur.

Sie hatten die Bürger, die zu schützen sie geschworen hatten, im Stich gelassen.

Mitten auf dem Marktplatz kauerte die Schattenkreatur. Zerfaserte Konturen zeichneten das Aussehen eines Silberschakals nach, nur dass es zehnfach vergrößert war, mit einem dornigen Kamm, der über den gesamten Rücken verlief, und drei peitschenden Schwänzen. In seinen Klauen hing der Körper eines Krämers.

Das Biest schien mit seiner Beute zu spielen, stieß wieder und wieder eine lange Klaue hinein und erweckte den Toten damit zu einem unheimlichen zweiten Leben. Noréy mochte nicht hinsehen, tat es aber dennoch. Denn die Kreatur konnte jeden Moment angreifen, und dann musste sie bereit sein.

Maigar war hinter einer Kiste in Deckung gegangen und bedeckte seine glühende Hand mit dem Mantel, damit er seinen Zauber unbemerkt vorbereiten konnte. Dabei verzog er sein Gesicht.

Ohne sich abzusprechen, stand ihr Angriffsplan. Er würde den ersten Schlag führen, erst danach waren Noréy und Jahor an der Reihe.

Maigar nickte. Er war so weit. Noréy griff nach einem zerbrochenen Krug und warf ihn hinter die Kreatur, fort von den hilflosen Menschen, deren einzige Hoffnung nun auf ihnen ruhte.

Scheppernd zerbrach die Keramik an einer Ziegelwand. Der riesige Schattenschakal schnellte herum und schlug blitzschnell nach den Scherben. Seine Klauen hinterließen tiefe Furchen in der Mauer. Roter Staub wölkte auf.

Maigar erhob sich, und kurz war es, als wäre ein Stückchen Sonne auf die Erde gefallen. Dann bündelte sich das Licht zu einer Lanze und schoss davon. Der Schakal stieß einen Schrei aus, als das Licht durch seine Brust fetzte, und schnellte herum, den neuen Gegnern zu. Nun waren Noréy und Jahor an der Reihe. Splitter aus Schwärze werfend, näherten sie sich dem Wesen, das in die Defensive ging und langsam zurückwich. Dies war kein substanzloses Wesen aus dunkler Magie. Dieses hier lebte, und der Purpurmann hatte es irgendwie unter seine Kontrolle gezwungen.

Doch dies war weder die Zeit, um Rätsel zu lösen, noch, um Mitleid zu empfinden. Diese Kreatur war hier, um zu töten, und sie waren hier, um das zu verhindern.

Entschlossen formte Noréy eine besonders lange Lanze aus Dunkelheit, die sich hoffentlich nicht sofort nach dem Einschlag auflösen würde, und zielte auf den Hals mit dem zottigen Fell.

Der Schakal jaulte und drückte sich mit dem Rücken an die Mauer. Sein Kopf pendelte hin und her. Zwei Männer begannen nun, von der Mauerkrone aus mit Steinen zu werfen, und lenkten ihn damit zusätzlich ab.

»Ich versuch etwas«, sagte Jahor plötzlich mit diesem unheilvollen Funkeln im Blick, das er immer bekam, wenn er etwas besonders Wagemutiges oder Dummes vorhatte. Meist kam beides zusammen. Er zog sein Schwert und strich mit der Hand darüber. Die silberne Klinge verlor schlagartig ihren Glanz, stattdessen schimmerten bläuliche Linien in einer Schicht aus Grau.

»Das geht?« Noréy konnte es kaum glauben.

»Wusste ich auch nicht«, erwiderte Jahor grinsend. »Wünsch mir Glück.« Er hatte es kaum ausgesprochen, da ging er schon dem

Schattenschakal entgegen, das Schwert vorgereckt, in der Linken einen grauen Schild.

»Er ist wahnsinnig«, keuchte Maigar, seine Hand mit dem Licht unter dem Mantel verbergend.

Noréy blieb keine Zeit für eine Erwiderung, denn nun hatte der Schakal Jahor bemerkt. Er riss sein riesiges Maul auf und ließ die Zähne geräuschvoll aufeinanderschnappen. Geifer flog.

Jahor wehrte den ersten Prankenschlag mit dem Schild ab. Die Wucht ließ ihn ein Stück über den Boden schlittern, aber er fand sofort wieder in die alte Position zurück und drang nun sogar auf die Kreatur ein. Er traf sie an der Schulter, dann am Bein. Jeder Schwerthieb ließ bläuliche Funken stieben, die sich wie kleine Brände in den Schattenpelz fraßen.

Jahor tänzelte um den Schakal herum, der folgte ihm mit wachsender Wut und vergaß seine anderen Gegner.

Maigar wollte schon seine glühende Hand unter dem Mantel hervorziehen, als Noréy ihm einen Stoß versetzte. »Nicht! Du verletzt Jahor.«

Sie wusste, was er vorhatte. Die Flanke des Schattenschakals war ungeschützt. Blitzschnell formte Noréy einen schwarzen Speer und warf. Er bohrte sich gleich hinter dem Vorderbein in die Brust. Der Schakal heulte auf. Seine drei Schwänze peitschten und fegten hölzerne Trümmer über den Marktplatz wie Spielzeug.

Dieses Mal löste sich Noréys Speer nicht auf, denn er war noch immer mit ihr verbunden. Ein dünner Faden Dunkelheit spannte sich zu ihrem Schatten, und sie leitete weiterhin ihre Magie hinein. Schattenweberin ... Nun begann sie zu ahnen, was das bedeutete.

Der Schakal versuchte, die Waffe mit den Zähnen zu packen und sie herauszuziehen, doch das gelang ihm nicht mehr, denn Jahor bohrte ihm sein Schwert bis zum Heft in die Kehle.

Die Kreatur brach zusammen wie eine Marionette, deren Fäden alle zugleich losgelassen worden waren.

»Es ist tot!«, schrie eine Frau. »Es ist wirklich tot!«

Stimmen riefen durcheinander. Jubelrufe. Trauerklagen. Als hätte jemand die Tür zu einem Saal voller Menschen geöffnet, drangen die Geräusche plötzlich auf sie ein. Doch Noréy wollte nur noch zu Jahor.

Der stemmte nun den Fuß auf den Hals der Bestie und riss an seinem Schwert. Es war kaum herauszubekommen, löste sich aber schließlich in einem Schwall zähen, dunkelroten Blutes.

Die Kreatur löste sich auch nach dem Tod nicht auf. Das war der endgültige Beweis: Sie war eindeutig kein lebendiger Schatten, sondern ein Lebewesen von der anderen Seite des Randes.

Als Noréy an Jahors Seite trat, beugte der sich soeben nach dem gewaltigen Kopf des Wesens. Vorsichtig legte er eine Hand auf die struppige Schnauze. »Ich fasse es nicht«, murmelte er und tauchte seinen Finger in das dunkelrote, fast schwarze Blut. »Siehst du das?«

»Ja.«

In einer der Wunden stak noch immer Noréys schwarzer Speer. Erst jetzt, da sie die haarfeine Verbindung aufgab, löste er sich in einem Ascheschauer auf.

»Es hat wirklich gelebt, Jahor. Hast du so etwas schon einmal gesehen?«

Er schüttelte den Kopf und drückte kurz ihre Hand. »Ich wünschte, ich hätte es nicht tun müssen. Ich wünschte, er wäre auf der anderen Seite geblieben.«

»Der Purpurmann hat ihn hergezwungen.«

»Aber warum haben sie uns in Sel Nedara nie davon erzählt? Als Torik den Schattenstier erlegte, bin ich einfach davon ausgegangen, dass er sich aufgelöst hat.«

Noréy zuckte mit den Schultern. Was spielte das jetzt noch für eine Rolle?

Die Arboressaner, so sie sich nicht um Sterbende und Verwundete sorgten, traten langsam und mit ehrfurchtsvollem Schweigen näher.

»Es wird nicht das einzige Wesen bleiben«, sagte Jahor und schob sein Schwert zurück in die Scheide. »Und es sind kaum noch Wirker in der Stadt. Es wird schrecklich werden.«

Noréy nickte. Alles in ihr zog sie nun Richtung elterlicher Weberei. Dort wollte, nein, *musste* sie sein, um ihre Mutter und die Arbeiter, die sie teils schon seit frühesten Kindertagen kannte, zu beschützen. Doch sie zwang sich zum Bleiben. Ihr Verstand siegte über das Herz. Sie war Schattenbändigerin. Die ganze Stadt brauchte sie und ihre Freunde!

Als hätte das Schicksal ihre Gedanken belauscht, erklangen weitere Schreie aus dem angrenzenden Viertel, und die Glocken eines kleinen Tempels schrillten fast zeitgleich Alarm. Jahor, Maigar und sie rannten los. Sie würden jeden Menschen retten, den sie konnten.

Plötzlich wurde es hell.

Der Himmel war nun voll vom Sonnenfeuer der Wirker. Doch es war zu viel. Zu viel auf einmal. »Sie brennen aus!«, rief Maigar, doch Noréy waren die Hexer Arboresseas in diesem Augenblick völlig egal, denn vor ihnen wüteten gleich zwei Wesen durch die engen Straßen des Gerberviertels. Die stinkende Luft war voll mit aufgeschreckten Segeleichen, die in Panik ihre Verstecke unter den Vordächern verlassen hatten.

Auch der Boden wimmelte von ihnen, denn für die meisten war es zu kalt, um zu fliegen, und so schlepten sie sich im Schnecken-tempo auf ihren Flügeln über das Kopfsteinpflaster.

Hier kämpfte keiner der Wirker. Die waren weiter oben auf dem Berg, in den Vierteln der Wohlhabenden.

»Da ist Inesa!«, rief Noréy, als sie die schmale Gestalt ihrer besten Freundin entdeckte, wie sie sich mutig einer echsenartigen Kreatur in den Weg stellte. »Ich helfe ihr!«

»Noréy!« Jahor sah sie zweifelnd an, denn auch in der anderen Richtung wütete eine Kreatur.

»Kümmert ihr euch um den! Inesa und ich kommen klar.« Sie rannte los, als sich das Wesen ihrer Freundin zuwandte.

»Noréy!«, keuchte Inesa atemlos und lenkte ihren Schatten gegen die Kreatur. Ihr schwarzer Helfer war pures Chaos, ein stacheliger, dorniger Haufen, der das Echsenbiest mit herausschnellenden Armen und peitschenden Lianen aus Schwärze verwirrte. Beide tobten durch die Armenhütten wie durch dürres Buschwerk. Der Lärm von splitterndem Holz und zerplatzenden Ziegeln war ohrenbetäubend.

Die Bewohner waren längst geflohen, doch auch hier gab es Tote, und Noréy würde alles dafür tun, damit es nicht noch mehr wurden.

Inesas Schatten und die Kreatur rangen miteinander wie zwei tollwütige Hunde. Es war kaum zu erkennen, wo das eine endete und das andere begann. Nur die Fetzen, die aus Inesas Schatten gerissen wurden und sich blitzschnell auflösten, waren nicht zu übersehen. Bald würde ihr schwarzer Begleiter so weit geschrumpft sein, dass sie die Magie nicht mehr halten konnte.

Noréy kämpfte gegen ihre wachsende Panik. Sie musste ruhig bleiben, damit es gelang. Schattenweberin, das war mehr als ein Wort. Auch wenn es niemanden gab, der sie darin unterrichten konnte, und Torik sein Wissen bislang für sich behalten hatte ... Die Weberei, die beherrschte sie zweifellos. Vielleicht verhielt es sich mit Schatten ja gar nicht anders als mit Garn. Noréy konzentrierte sich auf ihren schwarzen Begleiter und streckte ihn in die Länge, erschuf Seile und Fäden und verband sie miteinander, bis ein elastisches Netz entstand.

Die Kreatur brach indes durch eine weitere Armenhütte und in die dahinterliegenden Baracken, in denen Häute gegerbt wurden. Rauch und Ammoniakgestank verpesteten die Luft. Glitschiges, nasses Rohleder flog in alle Richtungen und landete mit lautem Klatschen auf Straßen und Dächern. Noch immer wuselten überall

die flügelahmen Segeleichen herum, doch nun gesellten sich auch noch Ratten hinzu.

Inesa stieß einen spitzen Schrei aus und prallte gegen Noréy, die beinahe die Kontrolle über ihr Gewebe verlor.

Die Kreatur schien den Schatten mehr und mehr abzuschütteln und nach neuen Opfern zu suchen.

Die einzigen Menschen weit und breit waren Noréy und Inesa, und so stürzte das Geschöpf direkt auf die beiden zu und riss fauchend ihr gewaltiges, langes Krokodilmaul auf, in dem sich Zahnreihe an Zahnreihe drängte.

Inesas Schatten wurde mitgeschleift wie ein lästiges Anhängsel, konnte aber nicht mehr viel ausrichten.

Es musste gelingen, sonst würden sie in wenigen Augenblicken die Jenseitswelt betreten.

Noréy warf. Ihr Netz wuchs in die Höhe und Länge, weiter und weiter, bis es groß genug war, um das Biest ganz zu umfassen. Die Kreatur biss nach den Fäden, doch dort, wo einer riss, ließ Noréy zwei weitere wachsen. Enger und enger zog sie das Netz. »Lös deinen Schatten auf, Inesa! Jetzt!«

Wie in einem Ascheregen verschwand der Schatten, und zurück blieb das Echsenbiest, das mit jeder Bewegung enger verschnürt wurde. Es wand sich, peitschte mit dem dornenbesetzten Schwanz und rieb den Kopf am Boden, um das Netz abzustreifen. Erfolglos.

»Was jetzt?«, rief Inesa.

»Ich muss ihn töten!« Noréys Herz raste. Die Anstrengung, mit purer Willenskraft das Netz zu halten, fraß an ihr. Sie fühlte sich ausgezehrt wie nach einem ganzen Tag im Sattel, und es wurde beständig schwerer. Hoffentlich würde sie es lange genug halten können. »Gib mir dein Schwert, Inesa.«

»Was? Ich glaube nicht, dass es sich von Stahl beeindrucken lässt.«

»Das nicht, aber von Schatten.« *Hoffentlich nicht nur von dem eines Miraklers*, dachte Noréy. »Götter, steht mir bei.«

Sie strich Schattenessenz über die Klinge, wie sie es bei Jahor gesehen hatte, dann fasste sie das Schwert mit beiden Händen und näherte sich vorsichtig.

Die Augen des Geschöpfes waren fahlweiß und leuchteten wie von innen heraus. Es beobachtete jeden ihrer Schritte und schien sich für einen Angriff bereit zu machen.

Hoffentlich habe ich genug Kraft, dachte Noréy. Sie war keine gute Fechterin, das wusste sie selbst nur zu genau, aber für den Todesstoß war fehlendes Talent ihre geringste Sorge.

Das Netz zwang die Pranken mit den scharfen Klauen nach hinten, doch der Kopf schlug wild hin und her. Schuppen und Dornen zerfurchten den Boden aus festgestampftem, goldgelbem Lehm. Es besaß auch in dieser Lage noch eine ungeheure Kraft, die sie nicht mehr länger im Netz festhalten konnte.

Sie musste es jetzt tun. Jetzt!

Mit einem Schrei stieß sie das Schwert bis zum Heft in die Kehle der Kreatur und verlor augenblicklich den Halt. Der Echsenkopf schnellte herum, und plötzlich verlangsamte sich alles.

Sie würde sterben. Das begriff Noréy mit seltsamer Klarheit. Die Kreatur riss das Maul auf, sprengte die Schattenfessel und schnappte nach ihr. Noréy war zu nah. Viel zu ...

Sie wurde an den Schultern gefasst und zurückgerissen. Gemeinsam mit Inesa fiel sie auf den Boden. Der Aufschlag presste ihr den Atem aus der Lunge. Über ihnen schnappten die Fänge der Kreatur zusammen. Der Luftzug war wie ein Schlag ins Gesicht.

Sie schoben sich rückwärts und glitten auf nassem Rohleder aus, zwängten sich an halb im Boden vergrabenen Fässern vorbei, in denen Gerbmittel schwappten und ätzend in der Nase brannten.

Endlich waren sie außer Reichweite von Zähnen und Klauen.

Die Kreatur wand sich in dem schwindenden Schattennetz, das Noréy keine drei Herzschläge länger halten konnte. Doch ihre Bewegung wurde langsamer, träger. Sie starb.



TORIK

Sonnenfeuer über Arboressea!

Die Lichtfinger bohrten sich wie Lanzen in den schwarzen Körper der Nacht.

»Wir kommen zu spät!«, schrie Torik und gab seinem erschöpften Hengst die Sporen. Ein letztes Mal noch musste das Tier alles geben. Sie hatten sich mit drei anderen Schattenbändigern heimlich aus dem Tal geschlichen und ihre Pferde über schwierige Pfade durch die Berge geführt. Es war waghalsig gewesen, sie hatten zwei Tiere und einen Mann verloren. Doch nun bestätigte sich auf schreckliche Weise, dass er recht behalten hatte. Während die anderen Bändiger unter Elines Führung weiter verhandelten, eilten sie einer Stadt zu, die heute Nacht um ihre Existenz kämpfte.

»Aber warum greifen sie nachts an?« Aurora, die nun neben ihm galoppierte, klang fassungslos.

»Weil es wirklich Wesen aus dem Rand sind. Sie nähren sich nicht von Licht, sondern von Leben!«

»Der Purpurmann muss ein Wahnsinniger sein!« Jetzt nannte sie den Attentäter auch schon bei dem lächerlichen Namen, den die Kinder ihm gegeben hatten.

Zu viert preschten sie die breite Fahrstraße herauf, die zum Südtor der Stadt führte. Die Pferde keuchten. Dort, wo die Zügel über das klatschnasse Fell rieben, hatte sich weißer Schaum gebildet.

Keine Gardisten.

Die Torflügel standen weit geöffnet, und sie konnten einfach hindurchreiten, über menschenleere Straßen, vorbei an verlassenem Buden und abgestellten Karren, vor denen teils noch Zugtiere eingespannt waren. Manche trippelten in Panik hin und her, andere schienen ihr Ende mit stoischer Gelassenheit zu erwarten.

In jedem Fenster brannte Licht und schien auf die Straße. Die Menschen glaubten, es würde die Schattenkräfte aussperren. Doch sie irrten sich. Oh, wie sie sich irrten.

Mittlerweile war Toriks Schatten an seiner Seite. Er spürte eine Verbindung mit ihm, einen steten Strom von Sinneseindrücken, und da er es nicht besser zu benennen wusste, auch etwas, das Gefühlen ähnelte. Nun war sein Schatten zornig, und er wollte Blut vergießen.

Torik zügelte sein Pferd, auch Aurora trabte nur noch, während sie ihr Schwert zog. »Was, wenn die Wirker uns angreifen?«

»Dann werden sie es bereuen.«

»Das ist so ein Irrsinn! Wir sollten gemeinsam kämpfen, nicht gegeneinander!«

Sie folgten den Schreien wie Geister einer Beschwörung und fanden die ersten Leichen beim Zöllnerturm. Hier, wo sich der abendliche Verkehr gestaut hatte, war eine Kreatur unter die Menschen gekommen wie ein Sturm, der in reifes Korn fuhr. Geknickte und zerquetschte Leiber, wohin man sah.

Toriks Hengst trampelte über Körper. Er konnte keine Rücksicht nehmen. Den Lebenden war nicht damit gedient, wenn er die Toten schonte.

Dort lag eine Kreatur, zuckte nur noch. An der Stelle, wo das Herz sein sollte, klaffte ein gewaltiges Loch. »Die Wirker sind doch

zu was gut«, knurrte Torik und ritt weiter, ohne dem Wesen weitere Beachtung zu schenken.

»Teilen wir uns auf«, schlug Aurora vor. »Wir nehmen die Hauptstraße, ihr die Westviertel.«

Jenu und Xonna nickten und nahmen den nächsten Abzweig.

Tiefe Kratzer im Kopfsteinpflaster. Drei tote Pferde, die nur noch an der Fellfarbe voneinander zu unterscheiden waren. Nun wurde Toriks Hengst doch unruhig. Er rieb ihm kurz über den Hals. Das Tier musste gehorchen und weiter vorwärts, immer weiter. Und das tat es, ging Schritt für Schritt, wenn auch mit lautem Schnauben und zitternden Muskeln. Torik konnte sich jetzt nicht um den Rappen kümmern, das würde sie sonst womöglich beide das Leben kosten.

Aurora hatte die Kreuzung vor ihm erreicht und hob die Hand. Er schloss zu ihr auf und hielt an.

»Es ist Jahor!«, sagte sie stolz und wollte ihm zur Seite springen.

»Lass ihn«, erwiderte Torik. Beide hielten sie sich bereit, um dem Jungen notfalls zu helfen. Doch erst einmal sollte er es selbst versuchen.

Ein weiterer junger Mann war bei ihm, der sich hinter einem umgestürzten Wagen verbarg. Der Boden war übersät mit aufgeplatzten Weinfässern. Jahor stand gut sichtbar in einer roten Lache und ließ seinen Schatten vor- und zurückschnellen wie einen gut abgerichteten Hütehund.

Das Biest aus dem Rand war eine Mischung aus Hirsch und Hyäne, muskulös, aber schwerfällig. Auf dem Geweih staken Fetzen, die wohl einmal zu einem Lebewesen gehört hatten. Rote Spritzer ließen das schwarze, zottige Fell nass aussehen.

Wieder und wieder versuchte die Kreatur, den Schatten zu fassen, und vergaß über die Jagd alles um sich herum.

Die wenigen Arboressaner, die ihm noch nicht zum Opfer gefallen waren, bekamen Gelegenheit zu fliehen.

»Maigar, wie lange noch? Er ist fast so weit!«, rief Jahor.

»Jederzeit!«

Sie arbeiteten also wirklich zusammen.

Jahors Schatten schnellte vor, schnitt das Geschöpf in die Flanke, und dieses sprang herum und schlug zu. Die Pranke verfehlte den grauen Schemen. Mit lautem Keuchen pendelte der große Kopf von einer Seite zur anderen. Geifer triefte aus dem Maul.

Das Biest war erschöpft.

Als der Schatten ein weiteres Mal attackierte, stieß es nur mit dem Geweih in seine Richtung.

»Jetzt!«, schrie Jahor. Sein Schatten schnellte in seinen Körper zurück, und er zog sich blitzschnell seinen Mantel vors Gesicht.

Nun erhob sich der andere Junge.

»Ein Wirker!«, schrie Aurora beim Anblick der glühenden Hand, doch es war zu spät. Das Sonnenfeuer schoss gebündelt auf die Kreatur zu, der Abglanz blendete.

Heißer Schmerz zuckte durch Toriks Körper, als die Helligkeit seinen Schatten traf.

Blind kämpfte er mit den Zügeln, um seinen Hengst an einer panischen Flucht zu hindern.

Als er endlich wieder sehen konnte, stand Jahor mit seinem Schwert über dem Kadaver und wischte mit einer fast schon geübten Bewegung die Reste einer Schattenspur von der Klinge.

Der Wirker schleppte sich mit letzter Kraft an seine Seite, die schmerzende Linke an seine Brust gepresst. »Das war es, ich bin leer«, hörten sie ihn keuchen.

Aurora ritt bereits auf die beiden zu. »Gratulation, mein Sohn«, rief sie und sprang aus dem Sattel. Jahor sah aus, als käme er direkt aus der Hölle, seine Augen waren helle Strudel. Dass Aurora versuchte, ihn zu umarmen, merkte er gar nicht.

Nun erkannte Torik den Wirker. Es war ausgerechnet Ralucas Neffe. So viele Zufälle konnte es doch nicht geben!

Maigars schmerzverzerrtes Gesicht hellte sich ein wenig auf. »Meister ren Hulme? Ihr hier?«, keuchte er. »Bedeutet es, dass unsere Wirker ...«

»Nein. Sie versperren noch immer den Pass. Wir hätten das alles verhindern können.«

Enttäuscht ließ Maigar den Kopf sinken und sah zu Jahor, der sich wieder gefasst hatte und irritiert von Maigar zu Torik sah. Falls er Fragen hatte, sprach er sie nicht aus.

»Ich bin dir nicht mehr von Nutzen, es tut mir leid«, sagte der junge Wirker betreten.

Es war also nicht ihr erstes gemeinsames Gefecht? Torik sah neugierig zu Aurora. Er wollte wissen, was sie davon hielt, doch sie hatte wohl nicht einmal zugehört.

»Wo sind die anderen?«

»Noréy und Inesa kämpfen dort irgendwo.« Jahor fuchtelte mit der Hand in südöstliche Richtung. »Von Odo und Gorda weiß ich nichts.«

»Sie kämpfen auch.« Aurora schien sich gewiss. »Suchen wir sie!«

NORÉY

Es wurde stiller und dunkler in der Stadt. Am Himmel wurden die ersten Sterne sichtbar, funkelten wie kleine Diamanten und täuschten damit eine Normalität vor, die erst in vielen, vielen Jahren wieder nach Arboresea zurückkehren würde. Wenn überhaupt.

Im Schmiedeviertel schien ein Feuer ausgebrochen zu sein, und in der inneren Lichtmauer wurde noch immer gekämpft. Nur von dort schoss vereinzelt noch Sonnenfeuer in den Himmel, klang

noch das Krachen und Bersten von Gebäuden, die wie Spielzeughütten in sich zusammenfielen, wenn die Bestien darin wüteten.

»Die meisten sind tot, ich glaube ganz fest daran«, sagte Inesa, und wenn Noréy in das liebenswerte Gesicht ihrer besten Freundin sah, glaubte sie ihr jedes Wort. Mit ihren großen Augen und den rundlichen Wangen sah sie aus wie jemand, der nur gute Neuigkeiten verbreiten konnte.

»Die Restlichen vertreiben wir im Handumdrehen.«

»Ich wünschte, ich besäße deine Zuversicht.«

»Die Auserwählten sind unschlagbar«, sagte Inesa im Brustton der Überzeugung und lächelte. Es war nicht aufgesetzt, kein spöttischer Unterton begleitete ihre Worte.

»Du meinst es wirklich ernst, nicht wahr?«

»Nach dem heutigen Tag? Ich habe keine Zweifel mehr. Du hast doch gesehen, was wir zu zweit geschafft haben. Zu fünft sind wir unbesiegbar.«

Noréy hielt ihre Freundin unter den Armen gefasst, denn sie humpelte schwer. Sie war von Trümmern am Bein getroffen worden und schien mit jedem Schritt etwas mehr zu leiden.

Sie zurückzulassen, stand außer Frage, daher bewegten sie sich nun vergleichsweise langsam durch altvertraute Straßen, in denen nichts mehr war wie zuvor. Noréys Schatten schlich ihnen voraus. Die Flügel dicht an den Körper gelegt und den Kopf ein wenig verschwommen, sah er aus wie eine kleine, schwarze Hauskatze.

Nur ein Gedanke genügte, um ihn riesig werden zu lassen, doch sie wollte kein Risiko eingehen. Nicht, dass ein Wirker sein Licht auf den Greif schoss und ihn schwer verletzte.

Inesas Schatten, noch immer pures, formloses Chaos, trottete als dunkler Schimmer hinter ihnen her.

»Mädchen, kommt her, versteckt euch«, rief ihnen plötzlich jemand zu. Durch einen Türspalt sah ihnen eine ältere Frau entgegen und winkte hektisch.

»Willst du? Du bist verletzt«, fragte Noréy.

»Möchtest du mich loswerden?«

»Auf keinen Fall. Aber du humpelst, ich nicht.«

Inesa reckte das Kinn vor. »Ich bleibe bei dir bis zum Schluss. Gemeinsam zeigen wir es diesen Mistviechern.«

Sie klang so wild entschlossen, dass es Noréy ein wenig leichter ums Herz wurde.

Inesa winkte der Frau. »Bleiben Sie drinnen«, rief sie ihr zu, dann beschleunigte sie ihren Humpelschritt noch.

»Ich hoffe, wir treffen auf die anderen, wenn wir dort ankommen«, sagte Noréy und dachte dabei ganz besonders an Jahor. Er war so mutig. *Zu* mutig. Hoffentlich blieb er vernünftig und riskierte nicht zu viel.

Ein Tor brachte sie durch die innere Lichtmauer. Eine ringförmige Straße schloss sich an, die zu dem Markt führte, wo Reyto und Vater gestorben waren.

In Noréys Innerem krampfte sich etwas zusammen. Vergangenheit und Gegenwart schoben sich wie Zerrbilder übereinander, und plötzlich spürte sie wieder das Gleiche wie damals vor einem Dreivierteljahr. Eine Ahnung, dass etwas wirklich Böses nahe war. Als hätten die Götter einen bestimmten Ort und einen bestimmten Abschnitt in der Zeit verflucht.

»Ist etwas?« Inesa war stehen geblieben und musterte sie aus klugen Augen.

»Dahinten ist es passiert. Dort sind sie gestorben. Damals hatte ich zuvor ein merkwürdiges Gefühl, aber ich habe nicht darauf gehört.«

»Und nun ist das Gefühl wieder da?«

Noréy nickte. »Hältst du mich für verrückt?«

»Dich? Niemals. Komm, wir sehen nach.« Sie fasste Noréy an der Hand und zog sie mit sich. Was mussten sie für ein seltsames Gespinnst abgeben, zwei Mädchen inmitten einer blutbesudelten Stadt, die Hinkende zog eine Weinende hinter sich her.

Noréy verfluchte ihre Tränen, wischte sie zornig von den Wangen. »Ausgerechnet jetzt«, knurrte sie.

»Das macht doch nichts.«

»Macht es wohl. Heulen kann ich später noch, wenn alle Kreaturen bes...« Weiter kam sie nicht.

Der kleine, schwarze Greif, der bislang vorausgelaufen war, machte mit gestäubtem Fell und glühenden Augen kehrt und raste auf sie zu. Noréy ließ ihn im gleichen Moment wachsen, bis er die schmale Gasse halb ausfüllte.

Sie ging an ihm vorbei. Weiter hinten in der Gasse lief ein Mann im schwarzen Mantel. Er drehte sich nach ihr um, und für einen Moment war die Farbe seiner darunterliegenden Kleidung zu erkennen.

Dunkles Purpur.

»Er ... Er ist es«, stotterte Noréy. »Du siehst ihn doch auch, ja?«

»Die Götter mögen ihn verfluchen«, flüsterte Inesa, schien sich dann aber anders zu entscheiden. »Heda, stehen bleiben!«, rief sie, als wäre sie schlagartig von einem fast schon lebensmüden Mut beseelt worden.

Noréy lief es eisig den Rücken herunter. Die Option, sich zu verstecken, bestand nun nicht mehr. Denn der Purpurmann hatte Inesa gehört und blieb ruckartig stehen.

Sie waren dreißig Schritte voneinander entfernt, und doch fühlte es sich an, als würde er ihr nicht nur in die Augen, sondern in die tiefsten Abgründe ihrer Seele blicken und dort all ihre Ängste aufgereiht sehen. Ein Teil von ihr wollte davonlaufen wie damals. Laufen und sich in irgendeinem Abwasserkanal verstecken, bis es vorbei war. Ihn zu sehen, brachte all den Schmerz und das Gefühl absoluter Hilflosigkeit zurück. Sie war verloren. Sie beide waren verloren!

Noréy konnte sich nicht mehr rühren. Ihr schwarzer Greif schrumpfte, bis er wieder ein kleines, geflügeltes Kätzchen mit

Vogelkopf war. Er schlich geduckt, mit angelegten Ohren und gesträubtem Fell zu ihr und drückte sich an ihre Wade.

»Noréy? Noréy! Was tust du denn?« Inesas Stimme schrillte wie aus weiter Ferne an ihr Ohr.

Es kostete sie alle Kraft, den Kopf zu ihr zu drehen.

»Er verhext dich! Du musst kämpfen, Noréy. Kämpfe! Bei Gedals Licht und ihrer Weisheit! Denk an deine Familie und tu es für sie!« Inesa boxte ihr mit der Faust in den Arm und schickte zugleich ihren Schatten ins Gefecht.

Ein tobender Ball aus lackschwarzer Dunkelheit raste auf den Purpurmann zu. Inesa sah die Handbewegung nicht, aber Noréy tat es. Er kommandierte etwas zu sich. Etwas, das sie aus ihrer Position nicht sehen konnten.

»Inesa, pass auf!«, rief Noréy und hatte das Gefühl, sie strample sich aus klebrigen Spinnfäden frei. Endlich konnte sie wieder atmen, wieder denken! Hass und unbändiger Zorn überdeckten die Angst. Dies war der Mörder, der ihr die Familie genommen hatte. Und er würde es bereuen!

Mit einem infernalischem Heulen kam eine Bestie auf den Fahrweg geschossen, prallte mit der Schulter gegen die Lichtmauer und schwenkte dann auf Inesa und sie ein. Sofort stürzte sich der chaotische Schatten auf die Kreatur, einen mit Hörnern und Stacheln übersäten Eber, der mit seinen gewaltigen Hauern nach dem Angreifer schlug.

Der Schatten stülpte sich über seinen Kopf, blendete ihn für genau die Zeit, die es brauchte, um ihn an sich vorbeirasen zu lassen.

»Kümmere dich um den Purpurmann! Ich habe das hier im Griff!«, rief Inesa.

Noréy zögerte nicht länger, saß auf, und ihr Greif hetzte dem unheilvollen Zauberer nach, während sie die erste Lanze aus Dunkelheit formte.

Die Klauen des Greifen schlitterten über das Pflaster, ein Flügel stützte sie an einer Häuserwand ab, dann waren sie um die Kurve.

Dort! Dort war er, rannte einfach davon! Noréy legte all ihren Hass auf diesen Mann in den Wurf. Der Schattenspeer flog ihr aus der Hand, beschrieb einen Bogen und wäre an dem Mann vorbeigeflogen, hätte sie nicht genau an diesem Tag verstanden, was es bedeutete, eine Schattenweberin zu sein.

Der Lanze folgte ein hauchdünner Faden Dunkelheit, der sie noch immer mit dem Speer verband. Mit einem Gedanken korrigierte sie die Flugbahn und traf. Der Schattenspeer bohrte sich ins Bein des Fremden und blieb stecken.

Kein Schrei.

Der Zauberer strauchelte und fing sich an einer Mauer ab. Noréy formte bereits das nächste Wurfgeschoss, während ihr Gegner nach dem Speer fasste, um ihn herauszuziehen.

Doch etwas stimmte nicht. Er ließ die Hand den Schaft entlanggleiten und erwischte den Faden Schwärze. Sofort krampfte Noréys Herz, als bohrte sich ein scharfer Dorn hinein. Sie krümmte sich zusammen. Unter ihr zuckte der Greif, als träfe ihn der Angriff ebenso.

Schnell fiel Noréy sogar das Atmen schwer. Sie ließ den Schattenspeer fallen und presste die Hände auf die Brust. Der Greif brach zusammen, schlug wie ein sterbender Vogel mit den Flügeln.

Dann erst brachte Noréy die Kraft auf, den Faden zu kappen. Sofort ließ der Schmerz nach. Blinzeln und mit tränenden Augen sah sie zu ihrem Widersacher. Die Schattenlanze hatte sich aufgelöst, sein Bein war frei. Angeschlagen humpelte er weiter.

Ein zweites Mal würde er sie nicht auf diese Weise abwehren können! Er würde nicht davonkommen. »Los, hinterher«, feuerte sie ihren Schatten an, der wieder aufsprang.

Sie nahm ein Stück aus seiner Mähne und formte mehrere lange Dorne daraus, während der Greif mit großen Sprüngen losrannte. Schnell verringerte sich der Abstand wieder. Noréy warf einen

Dorn nach dem anderen, doch nun nutzte der Purpurmann seinen eigenen Schatten zur Verteidigung.

Er spannte sich wie ein Segel hinter ihm auf und deckte seine Flucht. Noréy machte den letzten Wurf, als plötzlich ein gequälter Schrei durch die Gassen hallte.

»Inesa!«

Ihr Schatten fuhr die Krallen aus und fing den ruckartigen Halt mit den Flügeln ab. Der Purpurmann verschwand in einer Hintergasse. Noréys Herz hämmerte kochend heißes Blut durch ihren Körper. Sie musste eine Entscheidung treffen. Jetzt sofort!

Beide konnten nur falsch sein. Entweder ließ sie einen Massenmörder laufen und opferte ihre beste Freundin, oder ...

Sie konnte Inesa nicht verlieren. Nicht noch einen Menschen, der ihr etwas bedeutete!

»Zurück«, fuhr sie den Greif an, während ein weiterer gellender Schrei durch die Gasse hallte.

Es war nicht weit, und doch schien sich die Zeit zu dehnen, als würden die Götter Noréy verhöhnen. Mauern und Fassaden verschwammen vom schnellen Ritt, dann endlich sah sie Inesa.

Ihre beste Freundin lag am Boden und krümmte sich auf die Seite, während der Schatteneber für einen weiteren Angriff Anlauf nahm.

»Nein!«, schrie Noréy und raste geradewegs auf ihn zu. Ihr Schatten reckte den scharfen Schnabel vor, während sie eine Lanze formte, sie in die Länge streckte ...

Sie setzte über Inesa hinweg. War das Blut? So viel?

Der Aufprall gegen die Kreatur riss sie beinahe vom Rücken des Greifen. Der Schatteneber nutzte seinen Kopf als Rammbock. Seine Hauer rissen Fetzen aus den Flügeln, während der Greif seinen Schnabel einsetzte. Doch die vielen Dornen aus Horn, die den Rücken bedeckten, ließen seine Hiebe wirkungslos verpuffen.

Der Eber versuchte, sich freizuschlagen, womöglich, um erneut Anlauf zu nehmen.

Doch Noréy ließ es nicht zu. *Festhalten!*, dachte sie konzentriert.

Der Eber wand und wand sich. Schon hing der linke Flügel des Greifen leblos herab, und ein Großteil der Substanz war verloren, als es ihm endlich gelang, seine Pranken in den Eber zu schlagen.

Noréy fasste ihre Lanze mit beiden Händen und stach zu.

Die Spitze glitt ab, als wäre der Eberleib auch unter dem struppigen Fell und den Dornen gepanzert.

Schon entglitt er dem Greif wieder. Der Kopf ruckte nach oben, erwischte ihr Bein und hätte sie beinahe heruntergehebelt. Scharfer Schmerz zuckte durch ihre Wade.

Fast rutschte ihr der Speer aus der Hand. Sie umklammerte ihn fester und hielt sich mit der Linken in der Mähne fest.

Oh, wie das brannte!

Unter ihr strauchelte der Greif. Sofort begann der Eber, seine Angriffe zu intensivieren, stieß und stieß immer wieder nach dem Bauch der Schattenkreatur. Noréy meinte, auch das zu spüren. Keine offenen Wunden, aber doch Angriffe wie Faustschläge. Sie krümmte sich, in ihrem Unterleib wuchsen Übelkeit und ein Strudelaus Schmerz. Wenn sie jetzt nichts tat, wäre es vorbei. Sie würde auch Inesa nicht mehr helfen können.

Inesa!

Noréy sammelte ihre letzten Kräfte. Es kostete sie ihre gesamte Willensstärke, den nötigen Mut für ihr Vorhaben aufzubringen.

Dann ließ sie den Greif mit einem Ruck verschwinden und fiel durch ihn hindurch. Der Sturz kam dennoch plötzlich.

Der Angriff des Ebers lief ins Leere. Er rammte seinen Kopf gegen die Wand und sprang dabei über Noréy hinweg, als wäre ein kleines Wesen wie sie keiner Beachtung wert.

Noréy lag nun unter ihm. Dies war ihre letzte Chance. Die gesamte Kraft ihres Schattens nutzend, formte sie ihn zu einer Klinge und stach zu.

Der Eber war zur Seite getaumelt, einige Schritte gelaufen und dann zusammengebrochen. Sein schweres Keuchen hallte in der Gasse wider, sonst war es geradezu unheimlich still.

Sie kniete sich neben ihre Freundin und strich ihr vorsichtig über die Wange.

Inesa war schrecklich blass.

»Es ist vorbei«, wisperte Noréy. In ihrer Vorstellung musste ihre Freundin jetzt einfach wieder munter werden, und dann würden sie einander in die Arme schließen. Doch so einfach war es nicht. Wenigstens öffnete Inesa die Augen und verzog ihren Mund zu einem zaghaften Lächeln. »Ich wusste ... dass er dich nicht erledigt«, sagte sie leise und mit belegter Stimme.

»Und dich auch nicht. Lass mich mal sehen.« Vorsichtig schob Noréy den zerrissenen Stoff ihrer Tunika auseinander. In Inesas Haut klafften zwei tiefe Wunden, aus denen beständig sehr dunkles Blut austrat. Unter ihr schimmerte eine große, rote Lache.

Der Anblick schnürte Noréy die Kehle zu, die aufmunternden Worte wollten einfach nicht an der Enge vorbei. Sie nahm Inesas Hand in die Rechte, strich ihr mit der Linken über die Stirn und begann leise zu beten.

JAHOR

Wenn ihm vorher jemand erzählt hätte, dass ihm der Tod eines Schülers so nahegehen würde, hätte er es nicht geglaubt.

Das, was von Odo übrig war, lag unter einer toten Kreatur. Gorda stand unter Schock. Meister Torik setzte sie auf sein Pferd, wo sie nun mit großen Augen hockte und keinen Ton von sich gab.

»Wir können ihn doch nicht hier liegen lassen«, entwich es Jahor.

»Wir *müssen*. Bald wird es hier von Gardisten nur so wimmeln. Bis dahin müssen wir weit fort sein. Jeder Schattenbändiger ist in ihren Augen höchst verdächtig. Du willst nicht herausfinden, was sie mit ihren Feinden machen«, sagte Aurora und sah ihn mitfühlend an.

Er brauchte ihr Mitgefühl nicht. Tatsächlich sorgte ihr Blick für das genaue Gegenteil. Er fand seine Fassung wieder und schirmte sich erleichtert gegen alle weiteren Sentimentalitäten ab. »Das Einzige, was ich jetzt noch will, ist, Noréy zu finden und von hier zu verschwinden.«

»Wir auch, Junge, wir auch. In welche Richtung könnte sie gelaufen sein?«, fragte Torik.

»Da entlang«, mischte sich Maigar ein, als gehörte er plötzlich dazu.

Jahor bis die Zähne zusammen. Immerhin würde er es nicht mehr lange mit ihm aushalten müssen. Sobald sie die Stadttore hinter sich hatten, wäre auch der vorlaute Wirker Geschichte.

»Wo sind eure Pferde?«

»Im Gasthof, ist nicht weit.«

»Kannst du sie holen?«

Jahor war Auroras Wunsch nur ungern nachgekommen. Doch sie hatte recht. Sie brauchten nicht erst zu viert nach Noréy suchen und dann alle gemeinsam zum Gasthof weiterziehen.

Es war verschwendete Zeit, und die lief ihnen ohnehin immer schneller davon.

Er hatte den Stallburschen fürstlich entlohnt, damit er ihm half, die Tiere zu satteln und aufzuzäumen. Auch Odos Grauen nahm er nach kurzem Zögern mit. Ein Pferd zum Wechseln war nie verkehrt, und zudem fühlte es sich einfach richtig an. Das Pferd gehörte nach Sel Nedara.

Kurz darauf saß er mit den vier anderen im Schlepp auf seinem

Braunen und versuchte, sich so unauffällig wie möglich durch die Straßen zu bewegen.

Die Menschen trauten sich langsam wieder hinaus, und auch Gardisten konnte er hin und wieder ausmachen. Doch zum Glück fiel er nicht auf. Viele Bürger waren nun unterwegs, bargen Tote, während andere sich scheinbar entschlossen hatten, noch im Schutz der Nacht zu fliehen, um womöglich bei Verwandten auf dem Land unterzukommen.

Erst als er die Stelle erreichte, wo er sich von Noréy getrennt hatte, merkte er, wie nervös er war. Jeden Gedanken daran, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte, hatte er ausgeblendet. Bis jetzt.

Er entdeckte die erste tote Kreatur, die von einer kleinen Gruppe Schaulustiger umstanden wurde. Sogar zwei Kinder waren dabei. Die Lausebengel hatten nichts Besseres zu tun, als alles, was sie in die Finger bekamen, auf den Kadaver zu werfen.

Jahor war es recht. Solange niemand neugierig in seine Richtung sah, sollten sie tun und lassen, was sie wollten. Er folgte seinem Gespür für Schattenmagie, das ihn wie an einer Angelsehne weiterzog, immer zur inneren Lichtmauer hin.

Unnatürliche Schwärze. Toriks Magie. Sie verschloss einen Durchgang wie ein Pfropfen. Jeder andere hätte ein unheimliches Kribbeln gespürt, das ihn in die andere Richtung drängte wie eine Warnung des Bauchgefühls.

Die Pferde scheuten nur kurz. Sie waren vertraut mit Schatten und ließen sich hindurchtreiben.

Dann sah er sie. Torik, Aurora, Gorda auf dem Pferd, Maigar ... Sie umringten etwas, das unweit einer toten, eberartigen Kreatur schlaff auf dem Boden lag.

Nicht Noréy! Nicht sie!

Jahor ließ die Zügel der Saumpferde fahren, galoppierte ein Stück und sprang dann aus dem Sattel. »Noréy!«

»Noréy lebt!«, rief Torik ihm entgegen.

Doch er würde es erst glauben können, wenn er sie mit eigenen Augen sah. Das Leben in ihr fühlte.

Die anderen machten Platz und gaben den Blick auf die beiden Mädchen frei.

Noréy sah zu ihm auf, die Augen so voller Schmerz, dass er sich am liebsten abgewendet hätte. Er hatte doch gerade erst seine eigenen Schutzwälle wieder aufgerichtet! Nun reichte ein Blick von ihr, um sie erneut einzureißen. Er fiel auf die Knie und zog sie in die Arme.

Noréy presste sich zitternd an seine Brust. Ihr Mund öffnete und schloss sich, doch heraus kam nur die Leere, die der Verlust eines Menschen hinterließ. Überlebensgroß, unerträglich. Erdrückend wie ein Gewitterhimmel kurz vor dem Sturm.

Sein Blick ging zu Inesa, ihrem blassen, friedlichen Gesicht, dem See aus Blut unter ihr. Sie war die Nettteste von ihnen allen gewesen, auch wenn er ohne Noréy wohl keine drei Worte mit ihr gewechselt hätte.

»Das hätte nicht passieren dürfen«, sagte Aurora ungläubig. »Die Prophezeiung ...«

»Die Prophezeiung schere sich in Orrothans Unterwelt!«, schrie Jahor und presste Noréy an sich, so fest er konnte. So fest, bis kein Platz mehr war für das Zittern, das in Wellen durch ihren Körper lief.

»Wir müssen los. Auf die Pferde!« Torik kannte kein Erbarmen. Aber er hatte recht. Die Nacht hallte wider vom Totengeläut der Tempel ... und von den Hörnern der Gardisten. Allesamt schienen sie nun auszurücken, um jede Gasse und jede Straße zu durchkämmen.

Jahor hob Noréy hoch, führte sie zu seinem eigenen Pferd, half ihr in den Sattel und stieg hinter ihr auf. Eine Weile lang würde es so gehen. Maigars Blick, der ihn auf jedem Schritt verfolgte, interessierte ihn in diesem Moment nicht. Er band die Zügel von Noréys Falben an seinen Sattel. »Bereit.«

Torik und Aurora stiegen ebenfalls auf. Gorda hatte der Schattenkrieger kurzerhand auf ihr eigenes Pferd gesetzt. Sie starrte vor die Hauswand, und Jahor fragte sich unweigerlich, ob sie überhaupt mitbekommen hatte, dass auch Inesa tot war.

»Maigar, nimm den Schimmel«, befahl Torik.

»Danke, Meister, aber ohne Pferd bin ich schneller in der Stadt untergetaucht.«

»Du tauchst nirgendwo unter.«

Es ging so schnell, dass selbst Jahor es kaum gesehen hatte, bevor es zu spät war: Torik zog Maigar mit der flachen Seite seines Schwertes eins über, und der Wirker brach sofort zusammen. Augenblicke später war sein lebloser Körper auf Odos Schimmel festgebunden. »Reiten wir.«

»Hier lang!«, mischte sich Jahor ein und übernahm ungefragt die Führung. Was Torik sagte, interessierte ihn in diesem Augenblick nicht. Er wusste, was Noréy nun brauchte, und sie würde es bekommen.

Der Weg ins Weberviertel war kein großer Umweg. Sie reagierte kaum, drückte sich einfach nur fest an ihn und weinte unter abgehacktem Keuchen. Erst als er seinen Braunen vor ihrem unbeschädigten Elternhaus anhielt, merkte sie auf.

Als wären sie erwartet worden, schwang die Flügeltür auf, und die Dame Incelo erschien im Eingang.

Lange sahen Mutter und Tochter einander an, und eine Vielzahl unausgesprochener Worte schien zwischen ihnen hin- und herzugehen. Dann lächelte die Dame Incelo kaum merklich. In ihren Augen standen Tränen.

Jahor hob die Hand zu einem Abschiedsgruß und ritt mit Noréy davon.



MAIGAR

Immer dann, wenn er die Augen öffnete, schwebte der Boden an ihm vorbei.

Maigars ganzer Körper fühlte sich an, als würde er zwischen einer Wand und einem verunfallten Karren eingequetscht, und beides bewegte sich. Sein Atem ging stoßweise, jeder Herzschlag ließ seinen Kopf im Takt schmerzen. Erst hatte er geglaubt, er befände sich auf der Reise in die Jenseitswelt, doch Tote spürten angeblich keinen Schmerz. Also lebte er.

Unter ihm bewegten sich staubige, schwarzgraue Pferdebeine. Feiner, aufgewirbelter Sand war überall: auf seinem verkrusteten Mund, aus dem Speichel lief, in seinen Augen und auf seiner Kleidung. Seine Handgelenke waren mit Seilen aneinandergebunden, die linke Hand zusätzlich mit einem Lappen dick eingewickelt, damit er nicht wirken konnte.

Er versuchte, seine Füße zu bewegen, spürte sie aber nicht, weil die Beine an den Knien stramm zusammengeschnürt waren. Vielleicht hatten ihn Vertraute von Raluca erwischt und würden ihn nun beseitigen. Schließlich war er ein Verräter.

Doch was war zwischen dem letzten Moment, an den er sich

erinnern konnte, und dem jetzigen Augenblick geschehen? Wie viel Zeit war überhaupt vergangen? Es war helllichter Tag. Wenn er doch nur den Sonnenstand ...

Er drehte den schmerzenden Kopf.

Mehr Pferdebeine. Reiter. Auf einem Falben saßen zwei, die er kannte. Jahor und Noréy, die Maigar keines Blickes würdigte. Jahor allerdings schon. Hin und wieder schoss er ihm einen zornigen Blick zu.

Er sah aus, als würde er ihn am liebsten mitten in der Wüste an einen Felsen ketten und zurücklassen. Aber warum hatte er es dann nicht getan?

Weil er nicht entschied, erinnerte sich Maigar. Das tat der unheimliche Ritter auf dem Rapphengst.

»Er ist wach, Torik!«, rief Jahor in diesem Moment und lenkte sein Pferd auf Maigars andere Seite, sodass er ihn nicht mehr sehen konnte.

»Was ...«, krächzte Maigar und bekam sofort einen Hustenanfall, der sein Pferd so erschreckte, dass es versuchte, ihn buckelnd abzuwerfen. Er wurde auf dem Sattel hin und her geworfen, bekam harte Schläge in den Magen, die ihn Sterne sehen ließen. Dann wurde ihm so schnell übel, dass er es gerade noch schaffte, den Kopf zu heben, bevor sich ihm ein Schwall ätzender Magensäure durch Mund und Nase brannte.

Er versuchte nicht, noch einmal zu reden. Vielleicht verlor er auch das Bewusstsein, denn als er wieder die Augen öffnete, standen die Pferde im Wasser. Sonnenlicht brach sich in der welligen Oberfläche und schickte grelle Blitze zu ihm hinauf.

Jemand machte sich an seinen Knien zu schaffen. Dann war das Seil, das bislang seine Hände stramm nach unten gezogen hatte, plötzlich lose.

Er rutschte über den Sattel rückwärts, ahnte mehr, dass seine Füße aufkamen, als dass er es spürte, und knickte ein. Er kniete

nun im Wasser, doch das war für den Moment gleich. Gleich neben den Pferden beugte er sich vor und tauchte erst das Gesicht ein und dann den ganzen Kopf unter. Spülte Mund und Nase, rieb sich Sand und Blut von der Haut. Das Wasser schmeckte nach Schlamm und doch besser als alles, was er in letzter Zeit getrunken hatte.

Indes kehrte langsam Gefühl in seine Unterschenkel und Füße zurück. Mit ihm kam das Brennen einer angreifenden Armee von Ameisen.

Maigar versuchte nicht, den Lumpen von seiner Hand zu wickeln. Er konnte sich so oder so nicht verteidigen, war nach dem Kampf mit den Bestien vom Rand bis aufs Letzte ausgebrannt. Angeblich kostete so eine Verschwendung der Kräfte ein Stückchen der Seele, doch dieses eine Mal war es das wert gewesen. Auch wenn es schlussendlich zu seiner offensichtlichen Entführung geführt hatte.

Was auch immer sich die Schattenbändiger davon erhofften – womöglich Geld oder ein Druckmittel –, Raluca würde sie herbe enttäuschen.

Maigar drückte sich mit den gefesselten Händen vom Kiesgrund des Sees ab und erhob sich auf wackeligen Beinen.

Torik stieß ihn nicht gleich wieder zurück, und so wagte er es, sich aufzurichten und dem Krieger ins Gesicht zu sehen. »Ich bin nichts wert. Meine Tante wird allenfalls für meinen Kopf zahlen.«

Vielleicht hätte er ihn nicht auf Ideen bringen sollen. Er suchte in Toriks Gesicht nach einer Veränderung, doch es blieb so unbewegt wie eine Maske.

»Wir rasten hier«, sagte der nun und ging zu einer Erhebung aus feinem Kies, die von einem Winterhochwasser abgelagert worden war.

Maigar gab sich einen Ruck. Der Instinkt zu fliehen, war fast übermächtig, doch er bezwang ihn. Stattdessen wankte er hinter dem Schattenbändiger her. Als der sich setzte, tat er es auch.

»Ich habe dir einiges zu sagen, Maigar Legián.«

Er nickte und sah auf den See hinaus, der nicht mehr war als der tote Arm eines Flusslaufs, in dem sich das Wasser nach heftigen Regenfällen für ein paar wenige Wochen im Jahr sammelte.

Weißer Vögel wippte auf der Oberfläche, in die der Wind kleine Wellen schlug. Die Pferde wurden in einiger Entfernung abgesattelt und grasten im Schilf. Noréy und das andere Mädchen waren nirgends zu sehen.

Auf Toriks Ankündigung war Schweigen gefolgt. Aber das war gut. Maigar brauchte diesen Moment, um seine Situation zu erfassen und sich an die Schmerzen zu gewöhnen, die jede Faser seines Körpers vereinnahmten.

Es war so friedlich in dieser Oase. Geradezu unwirklich.

Torik räusperte sich. »Die Schattenbändiger und die Wirker waren nicht immer Feinde.«

Das war ihm neu. »Wie können Licht und Schatten keine Gegensätze sein? Licht tötet Schatten.«

»Aber auch Schatten tötet Schatten.«

Dagegen konnte er nichts einwenden, denn er hatte es selbst gesehen. Also war er klug genug, zu schweigen. Er sah zu Torik herüber.

Der Krieger machte ihm auf unterschwellige Weise Angst. Einer wie er fackelte nicht lange. Ob es nun darum ging, jemanden niederzuschlagen oder ihn zu ermorden, falls er ihm nicht mehr von Nutzen war, schien keinen großen Unterschied zu machen.

»Früher habt ihr euch nicht so verstümmelt.« Torik wies mit dem stoppeligen Kinn auf Maigars verbundene Hand. »Womit begründen sie das?«

Maigar zuckte mit den Schultern. »Man hat mich nicht gefragt, und ich habe keine Fragen gestellt.«

»Das sieht Raluca und ihrer Verbrecherbande ähnlich.«

Maigar schluckte hart, als hätte er nicht nur einen Stein unter der Haut, sondern einen zweiten in der Kehle stecken, der größer war. Scharfkantig.

»Zeig her.«

Er streckte Torik die aneinandergebundenen Hände hin. Denn auch wenn der Krieger in ruhigem Tonfall gesprochen hatte, war es zweifelsohne ein Befehl.

»Ich möchte etwas prüfen. Erschrick nicht, es wird nicht wehtun.« Toriks Schatten erwachte schlagartig zum Leben, kroch wie eine Schlange Maigars Beine hinauf, legte sich über dessen Hände und wurde zu einer zähen, klebrigen Substanz, die aussah, als müsste sie bestialisch stinken.

»Nicht wie bei den schwarzen Steinen«, murmelte Torik und legte die hohe Stirn in Falten. »Sie können dir damit nicht folgen. Das ist gut, sonst müssten wir ihn entfernen.«

»Wohin bringt ihr mich? Warum kann ich nicht zurück nach Arboressea oder heim zu meiner Familie in die Nordfeste?«

»Begreifst du das wirklich nicht? Ich dachte, du wärst ein Krieger und kein naives Kind, das jedem folgt, der ihm etwas Süßes gibt. Die Zeit der Süßigkeiten ist vorbei, Maigar Legián. Raluca lässt keine losen Enden.«

Er hatte es befürchtet, ja es eigentlich auch gewusst. Aber die Wahrheit ins Gesicht gesagt zu bekommen, tat dennoch weh.

Maigar bewegte die linke Hand, fühlte, wie seine Sehnen fremd und zugleich vertraut unter dem Stein hin und her glitten. »Mein Lehrer hat doch etwas dazu gesagt. Dass der Stein die Kräfte des Guten bündeln kann und er von den Göttern gesegnet ist.«

»Lass mich raten. Der Stein ist weiß.«

Maigar nickte. »Natürlich.«

»Natürlich? Es gibt auch blaue oder hellgrüne Kristalle, die dein Licht zu einem Strahl zu bündeln vermögen. Aber nein, sie wählen Weiß. Weil es so ein hübsches Symbol ist. Schwarz gegen Weiß, Gut gegen Böse. Doch so einfach ist das nicht. Die Welt besteht aus Grautönen, Maigar. Und die Magie ebenso.«

»Das beginne ich zu sehen.« Er hob den Kopf und sah in einiger

Entfernung Noréy am Ufer knien, die etwas am Wasser auswusch. Sofort erwachte eine Sehnsucht in ihm, die sich nicht in Worte fassen ließ. Er wollte in ihrer Nähe sein, er ...

»Du spürst es auch, ja?«, fragte Torik, der seinem Blick gefolgt war.

Auch? Was sollte das bedeuten? Maigar ahnte, dass er dabei war, sich unglücklich zu verlieben. Aber der Schattenkrieger? Dem Aussehen nach konnte er ihr Vater sein, dem Alter nach wohl eher ihr Urgroßvater.

»Die Anziehung der Auserwählten, du spürst sie?«

»Ich habe von ihr geträumt«, gestand er.

»Seit wann?«

»Seit Monaten.«

Torik nickte, als würden Maigars Worte etwas bestätigen, das er schon länger vermutet hatte. Er griff an seine Hüfte und zog sein Messer.

Maigar zuckte zusammen. Alles in ihm verkrampfte sich, und doch gelang es ihm still zu halten, während der Schattenkrieger nach seinen gefesselten Händen griff. Würde er wirklich ...?

Mit einem Ratschen schnitt er das Seil entzwei und schlug ihm dann auf die Schulter. »Weiteratmen, Junge.«

Maigar sog geräuschvoll Luft ein und starrte auf die zertrennten Fesseln zu seinen Füßen. Er war frei.

Torik stand auf und ging in Richtung der anderen.

»Meister ren Hulme? Was soll das bedeuten?«

»Na, es reitet sich doch besser aufrecht im Sattel, oder nicht?«



NORÉY

Inzwischen war der Schmerz nicht mehr wie ein brennendes Inferno, sondern dumpf und irgendwie erträglich geworden. Und doch konnte Noréy ihr Zimmer noch immer nicht betreten, ohne zu spüren, wie leer es ohne Inesa war.

Die vorlaute Gorda hatte sich nach Odos Tod so sehr verändert, dass sie fast zu einer Fremden geworden war. Sie lebten mehr nebeneinander als miteinander. Und wenn sich ihre Blicke doch einmal kreuzten, sahen sie genauso schnell wieder weg, denn das Leid der anderen erinnerte immer auch an das eigene.

Noréy war gerade damit beschäftigt, ihr Haar zu flechten, als Gorda das Zimmer betrat. Als hätten sie eine stillschweigende Übereinkunft, sah Noréy nicht auf. Doch etwas war anders, denn ihre Mitbewohnerin blieb neben ihr stehen.

»Ein Brief für dich.« Gorda legte ihn neben ihr auf den Boden und wandte sich ab.

»Von meiner Mutter!« Noréy ließ den Zopf los, der daraufhin sofort wieder auseinanderrutschte. Sollte er doch. Blitzschnell brach sie das Siegel auf und zog zwei dicht beschriebene Seiten heraus, las sie und las sie daraufhin gleich noch einmal.

Ihrer Mutter ging es gut, sie war nach Noréys Verschwinden nicht von Gardisten oder Ralucas Getreuen belästigt worden, und auch alle Arbeiter hatten den Angriff der Bestien aus dem Wilden Rand überlebt, wenngleich das Gemetzel fast eintausend Leben gekostet hatte.

Es war die erste Nachricht seit Noréys Rückkehr und das erste Lebenszeichen überhaupt. Sie fühlte eine Last von sich abfallen, die mit jedem verstreichenden Tag schwerer und schwerer geworden war. Ihre Mutter in Sicherheit zu wissen, half Noréy dabei, deren Entscheidung zu akzeptieren, nicht mit nach Sel Nedara zu kommen. Solange sie nicht verarbeitet hatte, dass Noréy nun Schattenbändigerin war, war es vielleicht auch die bessere Lösung. Sie wollte die Tradition der Familie fortführen und die Weberei betreiben. Noréy konnte das verstehen, auch wenn sie in diesem Moment kaum etwas nötiger hatte als eine vertraute Umarmung ihrer Mutter.

In Sel Nedara hatte sie alle mit in ihre Trauer hineingezogen, besonders Jahor. Dabei wusste sie, dass er sein eigenes Grauen zu bewältigen hatte. Seine Methode hieß, nach vorne zu sehen. Doch sie zwang ihn wieder und wieder zurückzuschauen. Wohl auch deshalb ging er ihr mit jedem Tag ein wenig mehr aus dem Weg.

Sie warf es ihm nicht vor. Eigentlich war auch ihr nach Inesas und Odos Tod jeder Mensch zu viel, selbst er. Denn in Jahors Armen verlor sie die Kontrolle, fühlte sich, als würde sie sich in ihre Bestandteile auflösen und nicht mehr wissen, wie sie sich je wieder zusammenfügen sollte.

Er machte sie verletztlich und sie ihn.

Noréy erhob sich, legte ihren warmen Filzmantel an und schob den Brief in ihren Gürtel. Sie würde ihn Jahor vorlesen und statt der Trauer endlich wieder ein wenig Hoffnung mit ihm teilen. Sie schuldete es ihm.

Schon bei dem Gedanken an ihn, an seine Nähe, wurde ihr ganz

warm, obwohl draußen der Wind pfiff, als wäre er fest entschlossen, sämtliche Fahnen von der Mauerkrone zu reißen.

Noréy wickelte sich noch etwas fester in den Mantel und bereute, sich nicht doch die Zeit genommen zu haben, ihr Haar zu flechten. Nun wirbelte es in langen Strähnen um sie herum und nahm ihr, als sie auf die Wendeltreppe trat, sogar kurz vollständig die Sicht.

Jahor musste hier irgendwo sein.

Der Innenhof war verlassen. Sein Pferd stand bei den anderen im Pferch und fraß Heu. Das einzige Tier, das fehlte, war Odos Grauschimmel, der nun von Maigar geritten wurde.

Der Wirker lebte, aß und trainierte mit ihnen, und doch gelang es Noréy nicht ganz, ihr Misstrauen ihm gegenüber abzulegen. Ja, er hatte bewiesen, dass er es bereute, sie an seine Tante ausgeliefert zu haben, und sie glaubte seine offensichtlich aus tiefstem Herzen vorgetragene Entschuldigung. Dennoch war er auch derjenige, der sie kaltblütig aus dem Haus ihrer Mutter entführt hatte. Bis sie ihm das wirklich verzeihen konnte, würde es dauern.

Sie lauschte.

Von oben trieb der Wind Stimmen in den Hof. Sie meinte, Toriks Bass herauszuhören. Wo er war, war Jahor in letzter Zeit nicht weit. Seit der Rückkehr aus Arboressea folgte er dem Schattenkrieger, ließ sich Kampftechniken zeigen oder verlor sich in langen Gesprächen über eine Vergangenheit, die der alterslose Schattenkrieger noch mit eigenen Augen gesehen hatte. Bestimmt drehten sie auch jetzt wieder ihre Runden auf der Mauerkrone, Seite an Seite in ernste Gespräche vertieft.

Noréy stieg die Wendeltreppe hinauf, die Schritte noch immer ein wenig beschwingt durch Mutters Worte. Ob Jahors Augen wieder ein wenig heller werden würden, sobald sie ihm den Brief vorgelesen hätte?

Seit Arboressea waren sie dunkler und dunkler geworden, als fräße etwas das Licht heraus.

Ein bleifarbener Winterhimmel erstreckte sich von Horizont zu Horizont, so schwer und träge, als müsste sie sich nur auf die Zehen stellen, um die formlosen Wolken zu berühren.

Sie hatte recht gehabt. Die beiden ungleichen Männer standen genau auf der anderen Seite und betrachteten die Berge, deren schroffe, schneebedeckte Spitzen im Norden aufragten und sich nun größtenteils im Grau verbargen.

Torik wies auf etwas und beschrieb mit ausgestrecktem Arm einen Halbkreis. Zu gern hätte Noréy gewusst, worüber sie nun redeten. Sie beschleunigte ihre Schritte. Sehnte sich plötzlich nach einer Umarmung, die sie viel zu lang nicht mehr zugelassen hatte.

Als sie auf der anderen Seite ankam, war sie noch immer nicht bemerkt worden. »Bereust du es?«, fragte Jahor in diesem Moment.

»Es gibt nichts, was ich mehr bereue. Ich würde mein Leben aufgeben, könnte ich es rückgängig machen oder dir den Schmerz ersparen, den du erlitten hast.«

Jahor antwortete lange Zeit nichts. Seine Schultern sahen eckig aus, ein wenig hochgezogen und angespannt. Was auch immer es war, worüber die beiden gesprochen hatten, jetzt war nicht die Zeit für Noréys kleines Glück.

Die Männer waren noch nicht fertig, das spürte sie genau, und so hielt sie einfach still, wartete ab und betrachtete Jahors Hinterkopf. Sein silbriges Haar, das zwar glatt und fein, aber doch stets in Aufruhr war. Die Linie zwischen Ohr und Schulter, der sie so gern mit ihren Lippen folgte, bis er ganz schnell atmete und ihren Namen flüsterte.

Sie wollte genau das, heute Abend! Das und viel mehr. Sie hätte ihn nie so lange allein lassen sollen.

Jahor räusperte sich. Richtete sich auf. Sagte: »Dann wisse, Torik renn Hulme, dass es auch mir leidtun wird. Doch ich habe einen Eid geschworen.«

Seine rechte Hand strich den Mantel zurück. Plötzlich war da ein Messer.

Es geschah alles so schnell.

Nein, wollte sie schreien, *nein!* Doch das Einzige, was ihren Mund verließ, war ein fassungsloses Keuchen. Jahor stieß zu, traf Torik unter der Armbeuge in die Seite, rammte das Messer bis zum Heft hinein und ließ es stecken. Ein tödlicher Stich, den sie im Kampfunterricht so lange geübt hatten, bis sie ihn im Schlaf hätten ausführen können. *Aber doch nicht, um unsere Freunde zu ermorden!*, schrie es in Noréy.

Der große Krieger sackte keuchend nach vorn auf die Brüstung, dann schien die Zeit einzufrieren.

»Nein!«, stieß Noréy hervor.

Jahor schnellte herum, die Augen so dunkel, dass sie schwarz wirkten. Er schien schockiert, Noréy zu sehen. Etwas flackerte in seinem Blick, hing an ihr fest. Dann gab er sich einen Ruck und begann zu rennen. Neben ihm wuchs ein Schemen aus dem Nichts, formte sich zu einem Drachen, und dann sprangen beide vom Turm.

Im gleichen Moment verlor Torik den Halt an der Brüstung und brach zusammen. Das sprengte den lähmenden Schock, der Noréy befallen hatte. Sofort war sie bei ihm, rief aus Leibeskräften um Hilfe, kniete sich hin und nahm seine Hand.

Torik war aschfahl.

»Warum?«, hörte Noréy sich dünn fragen. Warum nahm das Schicksal ihr auch noch die letzten beiden Menschen, die ihr etwas bedeuteten?

Torik, der ein wenig wie ein Vater geworden war.

Jahor, den sie liebte. Jahor, der nicht wiederkommen würde.

»Er weiß es«, erwiderte Torik gequält. Die Narbe in seinem Gesicht wirkte plötzlich viel tiefer.

»Was? Er weiß was?« Sie hielt seine Hand. Schwielig und groß, die Hand eines Kriegers, die viel zu kraftlos ihren Druck erwiderte.

»Ich habe den Rand geschaffen, Noréy. Ich war es. Ich allein.«

»Was?« Sie rang nach Luft. Taubheit breitete sich aus. Es war ein

Unglück zu viel. Er konnte es nicht gewesen sein. Nicht er. Sie wollte nicht darüber nachdenken. Nicht jetzt! »Warum kommt denn niemand? Hilfe, wir brauchen Hilfe!«

Torik hustete krampfhaft. Spuckte Blut. »Es war mir... eine Ehre... dich kennenzulernen, Noréy Olecni, Schattenweberin. Versprich mir...«

»Was? Was soll ich dir versprechen, Torik? Alles...« Sie beugte sich weit vor, denn seine Stimme war zu einem Flüstern geschrumpft.

»Hasse ihn nicht, Noréy. Du wirst ihn noch brauchen.«

»Nein! Das werde ich ihm nie verzeihen!«

»... Noréy.« Toriks Augenlider zitterten, jeder Muskel in seinem Körper begann zu beben, verschmierte das entsetzlich viele Blut auf dem hellen Stein. Dann kippte sein Kopf zur Seite, und er lag still.



Die erste Idee entstand vor sieben Jahren aus einem einzigen Satz heraus, den ich wie nebenbei in einem anderen Manuskript schrieb: *Sie konnte vor diesem Problem genauso wenig davonlaufen wie vor ihrem eigenen Schatten.*

Und dann klickte es plötzlich. Was wäre, wenn man aber tatsächlich vor seinem Schatten davonlaufen müsste, weil er angreift?

Es dauerte weitere Jahre, bis Noréys Welt und das Magiesystem entstanden waren. Wieder und wieder kehrte ich zwischen meinen anderen Projekten hierher zurück, weil Abrelien mich einfach nicht losließ.

Dass »Die Schatten« nun tatsächlich als wunderschönes Buch vor euch liegen, verdanke ich vor allem meiner langjährigen Lektorin Sarah Heidelberger und der Verlagsleiterin von Karibu Christine Lederer. Danke an Sarah für den Schubs in die richtige Richtung, an Christine für die Chance, und auch Michelle Gyo hatte ein wenig ihre Finger im Spiel.

Mein Dank gilt zudem meiner neuen Literaturagentur Meller und meinem Agenten Niclas Schmoll, die alles so fix und reibungslos in die Wege geleitet haben.

Dann noch die üblichen Verdächtigen, ohne die es einfach nie klappt: meine Familie, meine nicht schreibenden Freunde, die Kater und das Pferdeter. Danke!

Meinen schreibenden Freunden und Seelenklempnern Jennifer Benkau, Bernhard Hennen und Tom Finn, danke für den Austausch, gemeinsames Jammern und Feiern.

Und an letzter und wichtigster Stelle danke ich meinen treuen Lesenden, die mit absoluter Begeisterung auf die Ankündigung dieses Romans reagiert haben. Ihr seid die Besten!

Rebekka Pax

Eine neue Welt gewebt aus Liebe und Verrat

WHISPERS OF SHADOW AND SILK

Band 2

Für Noréy ist eine Welt zusammengebrochen. Nach dem Verlust ihrer Freunde und Jahors Verrat weiß sie nicht mehr weiter. Ist sie wirklich die prophezeite Weltenweberin? Warum scheinen sich dann selbst die Götter gegen sie verschworen zu haben? Derjenige, dessen Rat sie gerade am meisten bräuchte, ist tot, und Jahor im Reich jenseits des Wilden Randes verschwunden, mit dem festen Entschluss nie wieder zurückzukehren. Indes rast der Aufruhr aus der Hauptstadt Arborieseas wie ein Flächenbrand über das Land, Hass entzweit die Menschen und droht einen weiteren Krieg auszulösen. Als der Rand auch noch instabil wird, hängt das Schicksal Abreliens am seidenen Faden. Noréy muss ihren gesamten Mut zusammennehmen und neue Allianzen schmieden, um den Untergang doch noch aufhalten. Sie begibt sich auf die lebensgefährliche Reise an den Ursprungsort des Schattenfluchs, wo sie von den Göttern vor eine verhängnisvolle Wahl gestellt wird ...

Rebekka Pax

Whispers of Shadow and Silk

ISBN: 978-3-96129-496-1

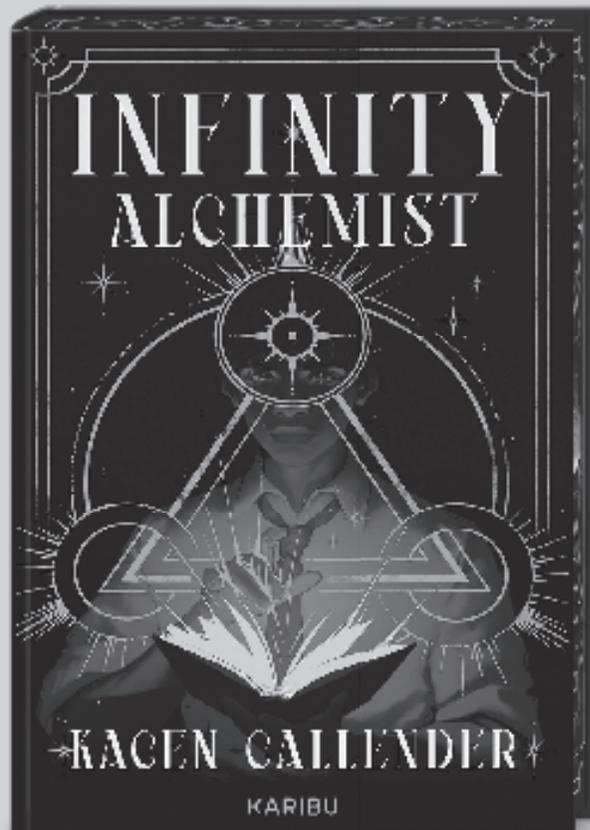
Hardcover mit Schutzumschlag

Erscheint im Frühjahr 2025



**#SECONDCHANCE
#ONEBED #QUEER**

EINE GEFÄHRLICHE SUCHE NACH EINER MACHT,
DIE ALLES VERÄNDERT

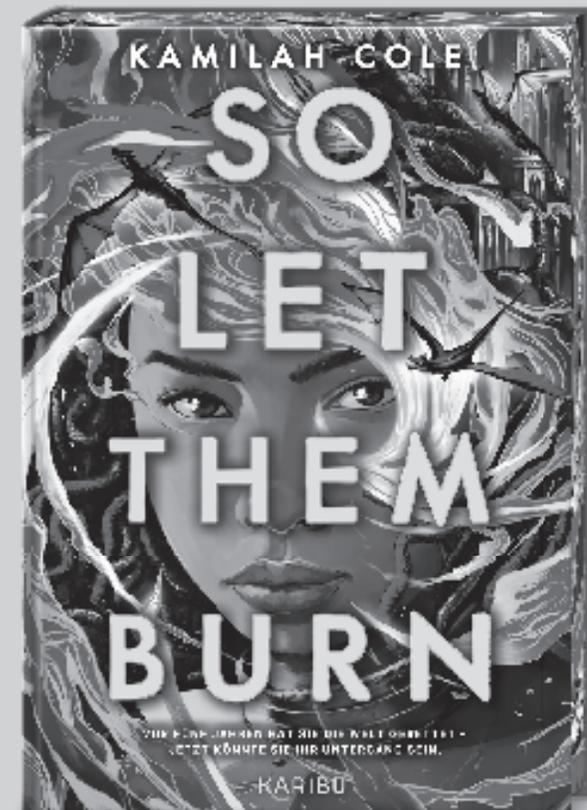


KACEN CALLENDER / **INFINITY ALCHEMIST**
ISBN 978-3-96129-429-9 / AB 14 JAHREN

WWW.KARIBUBUECHER.DE

**#SLOWBURN
#ENEMIESTOLOVERS**

WIE WEIT WÜRDST DU FÜR
DEIN LAND GEHEN?



KAMILAH COLE / **SO LET THEM BURN**
ISBN 978-3-96129-457-2 / AB 14 JAHREN

WWW.KARIBUBUECHER.DE

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe © 2024 Edel Verlagsgruppe GmbH,
Kaiserstraße 14a, 80801 München

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH,
München.

Copyright © 2024 by Rebekka Pax

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Christian Keller unter Verwendung
von Abbildungen © Shutterstock (Dark Fantasy Western City von Elias_iq,
abstrakter schwarzer Rauch auf hellem Hintergrund von Mulina Vesile)

Landkarte: Markus Weber, Guter Punkt GmbH & Co. KG, München

Lektorat: Sarah Heidelberger

Layout & Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: Livonia Print, Riga

ISBN: 978-3-96129-450-3

Printed in Latvia

www.karibubuecher.de

Unsere Bücher findest du auch auf Antolin.

www.antolin.de



Ein Schatten, der ihr alles genommen hat.

Eine Liebe, die nicht sein darf.

Eine Prophezeiung, die alles verändert.

In einer Welt, die dunkler nicht sein könnte.

ISBN 978-3-96129-450-3

WG: 1260



€ 22,99 (D)

KARIBU

www.karibubuecher.de